Theodor Fontane

Gesammelte Werke

JUBILÄUMSAUSGABE

Zweite Reihe in fünf Bänden

Autobiographische Werke
Briefe

UNIVERSITY OF
ILLINOIS LIBRARY
AT URBANA-CHAMPAIGN
BOOKSTACKS

Richard Zickmann

S·F·

Theodor Fontane

Gesammelte Werke

JUBILÄUMSAUSGABE

Zweite Reihe in fünf Bänden

Autobiographische Werke/Briefe

Dritter Band

S. Fischer, Verlag, Berlin
1920

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung

834F73
BF739
v.3

Kriegsgefangen

Aus: Aus den Tagen der Okkupation

Aus: Ein Sommer in London

Aus: Christian Friedrich Scherenberg
und das literarische Berlin
von 1840 bis 1860

Aus: Von vor und nach der Reise

* * *

Inhaltsverzeichnis

Kriegsgefangen

„Ins alte, romantische Land“

1. Domremy 13
2. Neufchateau 21
3. Langres 28
4. Von Langres bis Besançon 39
5. Die Zitadelle von Besançon 46
6. Rückblicke 59

„Comme officier supérieur“

1. Von Besançon bis Lyon 67
2. Lyon 72
3. Moulins 78
4. Gueret 86
5. Poitiers-Rochefort 93
6. Marennes 97

„Ile d'Oléron“

1. Die Insel Oléron 105
2. Ankunft 107
3. Die Zitadelle 110
4. Rasumofsky 113
5. Blanche 118
6. Le Rempart 120
7. Mittag 123
8. Teestunde 124
9. Sturm im Glase Wasser 131
10. „Sentinelle, prenez garde à vous“ 136

„Frei"

1. Unverhofft kommt oft 139
2. Der letzte Sonntag 143
3. Der letzte Abend 147
4. Abschied 152
5. Rückreise 155

Aus: Aus den Tagen der Okkupation

Bis St. Denis

1. Ostersonntag 161
2. Eine Bekanntschaft 164
3. Epernay 170
4. Ein Schreck 174
5. Ein Wiedersehn 180

Amiens

1. Bis Amiens 186
2. Amiens. (Stadt. Kathedrale) 191

Rouen-Dieppe

1. Rouen 199
2. Neuville 204
3. Le Puits 208

Sedan

1. Mezières-Charleville 213
2. Ein Ritt 219
3. Die Höhe von Donchery 228
4. Bis Gorze 235
5. St. Privat 242
6. Gottfried Heller 247

Straßburg

1. Straßburg. Stadt. Stimmung. Ein paar Fragen . 253

Wilhelmshöhe

1. Cassel 262
2. Wilhelmshöhe 267
3. Schlußwort 276

Aus: Ein Sommer in London

1. Long Acre 27 281
2. Tavistock-Square und der Straßen-Gudin 287
3. Der englische Zopf 291
4. Das goldene Kalb 298
5. „Not a drum was heard“ 306
6. Das Leben ein Sturm 309
7. Der verengländerte Deutsche 312
8. Miß Jane 318
9. The hospitable English house 323
10. Very, le Pays, und die tönernen Füße Englands . 330
11. Parallelen 336

Aus: Christian Friedrich Scherenberg und das literarische Berlin von 1840 bis 1860

1. Meine persönlichen Beziehungen zu Scherenberg . . 344

Aus: Von vor und nach der Reise

1. Onkel Dodo 357
2. Der alte Wilhelm 386
3. Professor Lezius oder Wieder daheim 393

⁂ ⁂ ⁂

Kriegsgefangen

Erlebtes 1870

„Ins alte, romantische Land"

Erstes Kapitel

Domremy

Am 2. Oktober war ich in Toul. Ich kam von Nancy. Nancy ist eine Residenz, Toul ist ein Nest. Es machte den Eindruck auf mich wie Spandau vor dreißig Jahren. Die Kathedrale ist bewunderungswürdig, das Innere einer zweiten Kirche (St. Jean, wenn ich nicht irre) von fast noch größerer Schönheit; aber von dem Augenblick an, wo man mit diesen mittelalterlichen Bauten fertig ist, ist man es mit Toul überhaupt.

In zwei Stunden hatt' ich diese Sehenswürdigkeiten hinter mir, und dennoch war ich gezwungen, zwei Tage an dieser Stelle auszuhalten. Dies hatte darin seinen Grund, daß unmittelbar südlich von Toul das Jeanne d'Arc-Land gelegen ist, und daß es, dank dem Kriege und den Requisitionen, unmöglich war, in der ganzen Stadt einen Wagen aufzutreiben. Die Partie selber aufzugeben schien mir untunlich, ich hätte jede Mühe und jeden Preis daran gesetzt. Endlich, am Nachmittage des zweiten Tages, hieß es: Madame Grosjean hat noch einen Wagen. Ich atmete auf. In einem schattigen Hinterhause, dicht neben der Kathedrale, fand ich die genannte Dame, die bei zurückgeschlagenen Gardinen in einem großen Himmelbette saß. Sie war krank, abgezehrt, hatte aber die klaren,

klugen Augen, die man so oft bei hektischen Personen findet, und die nie eines Eindrucks verfehlen. Wir unterhandelten in Gegenwart zweier Gevatterinnen, die mindestens ebenso gesund waren, wie Madame Grosjean krank. Das Geschäftliche arrangierte sich leicht; nur ein Übelstand blieb, an dem auch jetzt noch die Partie zu scheitern drohte: das einzig vorhandene Gefährt, ein char à banc, war nämlich zerbrochen und Mr. Jacques, Schmied und Stellmacher, hatte erklärt, überbürdet mit Arbeit, die Reparatur nicht machen, keinesfalls aber den Wagen abholen lassen zu können. In diesen letzten Worten schimmerte doch noch ein wenig Hoffnung. Ich eilte also auf die Straße, engagierte zwei Artilleristen vom Regiment „Feldzeugmeister", spannte mich selbst mit vor, und im Trabe jagten wir nun mit der leichten Kalesche über das holprige Pflaster hin, in den Arbeitshof des Mr. Jacques hinein. Dieser war ein Hüne, also gutmütig wie alle starken Leute. Meine Beredsamkeit in Etappenfranzösisch amüsierte ihn ersichtlich, und wir schieden als gute Freunde, nachdem er versprochen hatte, bis Sonnenuntergang die Reparatur machen zu wollen. Er hielt auch Wort.

In der Dämmerstunde klopfte es an meine Tür. Ein Blaukittel trat ein, teilte mir mit, daß er der „Knecht" der Madame Grosjean sei, und daß wir am andern Morgen 7 Uhr fahren würden. Soweit war alles gut. Aber der Blaukittel selbst flößte mir wenig Vertrauen ein, am wenigsten, als er schließlich versicherte: die Partie sei in einem Tage nicht zu machen, wir würden nach Vaucouleurs fahren, von dort nach Domremy und von Domremy wieder zurück nach Vaucouleurs, aber mehr sei nicht zu leisten; in Vaucouleurs müßten wir übernachten. Er berief sich dabei auf einen russischen Grafen, mit dem er vor Jahresfrist dieselbe Partie gemacht habe, und begleitete seine Rede, die mir aus nichts als aus den vollklingenden Worten „Kilometer" und „quatre-vingt-douze" zu be-

stehen schien, mit den allerlebhaftesten Gesten. Ein starker Verdacht schoß mir durch den Kopf; wer indessen viel gereist ist, weiß aus Erfahrung, daß auf solche Anwandlungen nicht allzuviel zu geben ist, und ich entließ ihn ohne weiteres mit einem kurzen: Eh bien, demain matin 7 heures. Ich freute mich sehr auf diesen Ausflug. Das Mißtrauen, das so plötzlich in mir aufgestiegen war, galt mehr dem Blaukittel in Person als der Gesamtsituation, und dieser Person glaubte ich schlimmstenfalls Herr werden zu können. Ich lud meinen Lefaucheux-Revolver und wickelte ihn derart in meine Reisedecke, daß ich durch einen Griff von rechts her in die nun muffartige Rolle hinein den Kolben packen und eine „Gefechtsstellung" einnehmen konnte. Ich muß dies erwähnen, weil es zu einer späteren Stunde von Wichtigkeit für mich wurde. Daß ich den Revolver nicht mit mir führte, um etwa auf eigene Hand Frankreich mit Krieg zu überziehen, brauch' ich wohl nicht erst zu versichern; man hat aber die Pflicht, sich gegen mauvais sujets und die Effronterien des ersten besten Strolches zu schützen.

7 Uhr früh rasselte der Wagen über das Pflaster und hielt vor meinem Hotel. Ich war fertig; eine Viertelstunde später lag Toul hinter uns.

Bis Vaucouleurs sind drei Meilen. Von rechts her traten mächtige Weingelände, in der Mitte des Abhangs mit hellleuchtenden Dörfern geschmückt, bis an die Straße heran; nach links hin dehnten sich Fruchtfelder, dahinter Bergzüge, oft in blauer Ferne verschwimmend. Es war eine entzückende Fahrt; die Chaussee berganſteigend und wieder sich senkend, dann und wann ein Flußstreifen, eine Wassermühle, dazu rund umher das Herbstlaub in hundert Farben schillernd. Ehe wir noch die erste große Biegung des Weges erreicht hatten, erfüllte sich, was sich immer zu erfüllen pflegt: ein Fußgänger stand am Wege und bat, aufsteigen zu dürfen. Der Kutscher stellte

ihn mir als einen seiner „Freunde" vor. Ich kann nicht sagen, daß er mir dadurch besonders empfohlen worden wäre, und ich rückte meine Reisedecke unwillkürlich etwas zurecht. Ich hatte aber unrecht. Der neue Fahrgast erwies sich als ein freundlicher, angenehmer Mann; plaudernd über Krieg und Frieden fuhren wir um 10 Uhr in Vaucouleurs hinein.

Ein reizender kleiner Ort. Der Kutscher hatte zwei Stunden dafür festgesetzt, Zeit genug, die alte Kapelle und das leidlich wohlerhaltene Schloß des „Ritters Baudricourt", das die Stadt beherrscht, zu besuchen. Über diese Erinnerungsstätte zu berichten, ist hier nicht der Ort. Um 12 Uhr weiter nach Domremy.

Domremy — das von den Bewohnern dortiger Gegend immer nur Dórmy ausgesprochen wird — liegt noch drittehalb Meilen südlich von Vaucouleurs. Das Terrain verändert sich hier etwas und nimmt mehr und mehr den Charakter eines Defilees an. Die Höhenzüge zur Rechten bleiben dieselben; aber von gegenüber treten die Berge näher heran, während unmittelbar zur Linken ein breites Wiesental sich zieht, drin die Meuse fließt; das Ganze nicht ohne Reiz, aber ein wenig kahl und verbrannt, voll frappanter Ähnlichkeit mit dem Nuthetal, das sich von Potsdam aus, an Saarmund vorbei, bis hinauf an die alte sächsische Grenze zieht. Halben Wegs erreicht man Burey en Vaux, das Dörfchen, wohin Jeanne d'Arc zu ihrem Oheim Durand Laxart ging, als sie im elterlichen Hause nicht länger wohlgelitten war; dann (zur Linken) ein mittelalterliches, halb schloßartiges Gehöft, bis endlich, bei einer Biegung des Weges, Domremy selbst mit einzelnen seiner blitzenden Dächer sichtbar wird. Nicht mit seiner Kirche. Es hat nur eine Kapelle, die, etwas tief gelegen, sich hinter Pappeln und anderm Baumwerk versteckt.

Die letzten zehn Minuten vor Einfahrt in das Dorf waren die schönsten. Es war, als ob die Reisegötter hier noch einmal

den Zweck verfolgten, ein übriges für mich zu tun und die ganze Szene künstlerisch abrunden zu wollen. Ein Geistlicher in weißem Haar und breitkrempigem Hut kam des Weges; wir grüßten einander. Ein Hirt folgte; strickend schritt er seiner Herde vorauf. Durch die herbstlich klare Luft zogen Tausende von Sommerfäden, und auf meine neugierige Frage, welchen Namen diese weißen Fäden in Frankreich führten, antwortete mein Kutscher: les cheveux de la Ste. Vierge. War es denkbar, unter glücklicherer Vorbedeutung in das Dorf der Jeanne d'Arc einzuziehen? Und doch täuschten alle diese Zeichen.

Um 3 Uhr etwa fuhren wir in die Hauptstraße von Domremy hinein. Es ist ein Dorf von mittlerer Größe, eher klein. Der Eindruck, trotz hellen Sonnenscheins und des weißen Anstrichs der Häuser, war ein düsterer; alles schien auf Verfall und Armut hinzudeuten. In der Mitte des Dorfes hielten wir vor einem rußigen, anscheinend herabgekommenen Gasthause, das in verwaschenen Buchstaben die Inschrift trug: Café de Jeanne d'Arc. Es war unheimlich. Ich hatte dieselbe, mich direkt ins Herz treffende Empfindung wie am Abend vorher, wo der Blaukittel mich besucht und seine Botschaft ausgerichtet hatte.

Ich eilte, mich diesem Eindruck zu entziehen; die geweihte Stätte, wo „la Pucelle" geboren wurde, schien mir der geeignetste Platz dazu. Ich brach also unverzüglich auf. Es waren nur 150 Schritt; in einem Stück Gartenland lag das ehrwürdige Gemäuer. Ich zog die Glocke an einem sauberen drahtgeflochtenen Gittertor, das den Garten von der Straße schied. Eine „Religieuse" öffnete und machte die Führerin. Und siehe da, als ich erst in der Nische über der niederen Eingangstür das in Stein gemeißelte Bild der gewappneten Jungfrau, innerhalb des Hauses selbst aber den alten eichenen Wandschrank sah, der ihr jahrelang als Truhe gedient hatte, fiel

alles Mißtrauen wieder von mir ab, und ich fühlte mich ganz dem Zauber dieser Stunde hingegeben. Ich machte meine Notizen, trat dann zurück in den Garten und versenkte mich noch einmal in den Anblick dieses in Geschichte und Dichtung gleich gefeierten Ortes. Convolvulus rankte sich um die Stämme einiger Zypressen; Resedabeete füllten die Luft mit ihrem Duft, die Religieuse sprach leise freundliche Worte; — alles war Poesie.

In unmittelbarer Nähe des Hauses „de la Pucelle" liegt die Kapelle. Sie ist gotisch. Einige Glasfenster, namentlich eines, dessen bunte Scheiben das Wappen der Jeanne d'Arc aufweisen, deuten auf das 15. Jahrhundert zurück; das meiste aber ist modern. Ich verweilte wohl eine Viertelstunde an dieser Stelle, mir jedes Kleinste einprägend, und trat dann wieder vor das Portal der Kapelle, zu deren Linken sich eine Statue der Pucelle erhebt. Diese kniet im Gebet, preßt die linke Hand aufs Herz, während sie die rechte gen Himmel hebt; — eine wohlgemeinte, aber schwache Arbeit.

Ich klopfte eben mit meinem spanischen Rohr an der Statue umher, um mich zu vergewissern, ob es Bronze oder gebrannter Ton sei, als ich vom Café de Jeanne d'Arc her eine Gruppe von acht bis zwölf Männern auf mich zukommen sah, ziemlich eng geschlossen und untereinander flüsternd. Ich stutzte, ließ mich aber zunächst in meiner Untersuchung nicht stören und fragte, als sie heran waren, mit Unbefangenheit: aus welchem Material die Statue gemacht sei? Man antwortete ziemlich höflich: „Aus Bronze," schnitt aber weitere kunsthistorische Fragen, zu denen ich Lust bezeigte, durch die Gegenfrage nach meinen Papieren ab. Ich überreichte ein rotes Portefeuille, in dem sich meine Legitimationspapiere befanden, selbstverständlich nur preußische. Man suchte sich darin zurechtzufinden, kam aber nicht weit und forderte mich nunmehr auf, zu besserer Feststellung sowohl meiner Person

wie meiner Reiseberechtigung ihnen in das Wirtshaus zu folgen.

Die ganze Szene, so peinlich sie war, hatte, der Gesamthaltung der Dorfbewohner nach, nicht gerade viel Bedrohliches gehabt und schien nach unserem Eintreten in das Wirtshaus, wo bald Wein und Reimser Biskuit herumgegeben wurden, ein immer helleres Licht gewinnen zu wollen. Ich machte alle Umstehenden, deren Zahl von Minute zu Minute wuchs, mit dem Inhalt meiner Legitimationspapiere bekannt und setzte ihnen offen den Zweck meiner Reise und dieser speziellen Exkursion nach Domremy auseinander, was alles wohl aufgenommen wurde. Aber der kleine Lichtstrahl, der eben durchbrechen wollte, sollte bald wieder verschwinden. Ich war eben noch im besten Perorieren, als ein junger Bauer, der sich mit meinem Stock zu tun gemacht hatte, die Krücke aus der Stockscheide zog und mit einem „ah, un poignard" die mir zuhörende Gesellschaft überraschte. Es durchfröstelte mich etwas, weil ich klar einsah, was jetzt notwendig kommen mußte. Ich faßte mich aber schnell, und zur Initiative greifend, die allein einem Schlimmeren vorbeugen konnte, sagte ich mit Ruhe: „Naturellement, Messieurs, je suis armé." Ich sprach es so, daß man heraushören mußte: mit diesem Poignard allein ist es nicht getan. Man verstand mich auch sofort, und von mehreren Seiten hieß es jetzt: „Ah, ah! sans doute un revolver," während andere dazwischen riefen: „Où est-il? où sont ses effets? cherchez! apportez!" Man brachte alsbald meine Reisedecke und bestand seltsamerweise darauf, daß ich sie selber öffnen solle. Es war, als hätt' ich sie mit Torpedos geladen. Ich konnte mich selbst in diesem Augenblicke eines Lächelns nicht erwehren, löste die Riemen, wickelte die Decke auseinander und überreichte meinen Revolver. Er ging von Hand zu Hand; ich konnte wahrnehmen, daß er mit sehr verschiedenen Gefühlen betrachtet wurde.

Die Situation war bereits heikel genug, aber schlimme Momente kommen nie allein; so auch hier. In ebendiesem Augenblick, wo die Stimmung gegen mich ziemlich hoch ging, drängte sich durch den dichtesten Haufen ein wüst aussehender Geselle, der, gedunsen und kurzhalsig, seiner apoplektischen Anlage durch 6 Liter Wein täglich zu Hilfe zu kommen schien, stellte sich sperrbeinig vor mich hin, schlug mit der Faust auf seine Brust und erklärte mit lallender Zunge: „Je suis le Maire.“ Dies kam mir sehr ungelegen. Ich griff zu einem verzweifelten Mittel und sagte ihm unter Verbeugung, „daß ich erfreut sei, ihn zu sehen“, was bei einzelnen (ich hatte also richtig gerechnet) sofort eine gewisse Heiterkeit zu meinen Gunsten erweckte und die Gebildeteren veranlaßte, die Dorfobrigkeit, die noch allerhand faselte, beiseitezuschieben. Dies war sehr wichtig für mich. Solch trunkener Imbecile, an dem alles, was Vernunft und Wahrheit ist, notwendig scheitern mußte, war das Schlimmste, was mir in solchem Momente begegnen konnte.

Einer aus dem Kreise der Minorität trat jetzt an mich heran und fragte ruhig, ob ich damit einverstanden sei, daß man mich nach Neufchateau auf die Sousprăfektur führe. Ich mußte lächeln; ebensogut hätte er mich fragen können, ob ich damit einverstanden sei, gehängt zu werden. Ich mußte eben tragen, was über mich beschlossen wurde.

Meine Einwilligung war kaum ausgesprochen, als man meinen Kutscher, der mich übrigens nicht verraten hatte, antrieb, seinen Braunen wieder einzuspannen. Ich bezahlte meine Zehrung, die Wirtin nahm das Geld und sah mich teilnahmsvoll an. Sie schien sagen zu wollen: die Welt ist toll geworden. Im Moment, wo ich auf den Flur hinaustrat, legte ein hübsch aussehender, rotblonder Mann seine Hand auf meine Schulter und flüsterte mir zu: „Monsieur, encore un moment!“ Er wies auf ein großes Hinterzimmer, in das er voranschritt; ich

folgte. Als wir allein waren, zeigte er mir ein Papier, das an seiner Spitze ein umstrahltes Dreieck und in dem Dreieck, soviel ich erkennen konnte, einige hebräische Zeichen trug. „Connaissez-vous cela?“ Es schien mir ein Freimaurerpapier. Ich antwortete: „Nein,“ hinzusetzend, daß ich die Bedeutung allerdings zu kennen glaubte. „Ah! c'est bon!“ Er steckte sein Papier wieder ein, und ich war entlassen. Ob er wirklich meine Freilassung durchsetzen wollte, oder ob das Ganze umgekehrt nur eine Falle war, darüber kann ich bloß Vermutungen hegen. Das eine ist so gut möglich wie das andere.

Wir stiegen auf. Rechts der Kutscher, links ein Franktireur, ich eingeklemmt zwischen beiden; hinter uns, auf einem Strohbündel, lagen zwei Blusenmänner. Die Sonne war im Niedergehen, der Abend klar und schön; so ging es auf Neufchateau zu.

Zweites Kapitel

Neufchateau

Die Blusenmänner schliefen; mein Nachbar, der Franktireur, aber plauderte und rauchte seine Zigarette. Er war frisch, patriotisch, bescheiden; meine Situation flößte ihm eine gewisse Teilnahme ein. Ich fragte nach dem Souspräfekten. Der Franktireur nannte mir den Namen: Mr. Cialandri, ein Korse. Ich kann nicht sagen, daß mir bei diesem Zusatz besonders wohl geworden wäre. Ein Korse! Die Engländer haben ein Schul- und Kinderbuch, das den Titel führt: „Peter Parleys Reise um die Welt, oder was zu wissen not tut.“ Gleich im ersten Kapitel werden die europäischen Nationen im Lapidarstil charakterisiert. Der Holländer wäscht sich viel und kaut

Tabak; der Russe wäscht sich wenig und trinkt Branntwein; der Türke raucht und ruft Allah. Wie oft habe ich über Peter Parley gelacht. Im Grunde genommen stehen wir aber allen fremden Nationen gegenüber mehr oder weniger auf dem Peter-Parley-Standpunkt; es sind immer nur ein, zwei Dinge, die uns, wenn wir den Namen eines fremden Volkes hören, sofort entgegentreten: ein langer Zopf oder Schlitzaugen oder ein Nasenring. Unter einem Korsen hatte ich mir nie etwas anderes gedacht als einen kleinen braunen Kerl, der seinen Feind meuchlings niederschießt und drei Tage später von dem Bruder seines Feindes niedergeschossen wird. Man kann daraus entnehmen, welcher Trost mir aus der Mitteilung erwuchs, daß Mr. Cialandri ein Korse sei.

Es dunkelte schon, als wir in Neufchateau einfuhren. Die Straßen waren wenig belebt; nach einigem Hin- und Herfragen hielten wir vor der Sousprafektur. Der Anblick war der freundlichste von der Welt. Ein Gitter, ein kiesbestreuter Vorhof, dahinter eine Villa, im italienischen Kastellstil aufgeführt. Das Baumaterial war roter Ziegel; Wein und Pfirsich rankten am Spalier. Nach erfolgter Anmeldung wurde ich treppauf geführt. In einem mit türkischem Teppich ausgelegten Salon saßen die Damen des Hauses; ein Diener brachte eben die Lampen; ich verneigte mich. Mr. Cialandri empfing mich an der Schwelle des dahinter gelegenen Zimmers, das dieselbe Eleganz zeigte: Marmorkamin, breite Spiegel, Fauteuils. Auf einem derselben wurde ich gebeten, Platz zu nehmen. Mr. Cialandri setzte sich mir gegenüber. Das Kaminfeuer beleuchtete seine Züge.

Es war ein schmächtiger Mann, von vollkommen weltmännischer Tournure, dabei augenscheinlich krank. Er entschuldigte sich, daß er im Flüstertone sprechen müsse. Sein Auge war dunkel, sein Teint erdfahl; wenn sich irgendeine Blutrache an ihm vollzogen hatte, so konnte sie nur den Charakter an-

haltender Aderlässe gehabt haben. Er drückte sein Bedauern aus, bei den Zeitläufen, die leider herrschten, mich nicht ohne weiteres in Freiheit setzen zu können; der Kapitän der Gendarmerie, nach dem er bereits geschickt habe, werde das weitere veranlassen.

Die Situation, alles in allem genommen, schien mir nicht hoffnungslos; aber sie sollte sich bald verändern. Der Kapitän trat ein, verbeugte sich leicht und nahm dann den mit leiser Stimme gegebenen Bericht des Sousprafekten entgegen. Dann und wann warf er ein kurzes Wort ein und blickte scharf musternd mit seinen dunklen Augen zu mir herüber. Ich hasse im allgemeinen nichts mehr als diese törichten Augenkämpfe, die, aus einer falschen Vorstellung von Mut und Mannhaftigkeit hervorgehend, schon soviel Unheil angerichtet haben; diese Blicke aber hielt ich aus. Woher mir, bei sonstiger Scheuheit, die Kraft dazu kam, weiß ich nicht. Gleichviel, ich hielt aus. Gefühl der Unschuld, Abwehr gegen offenbare Provokation, endlich die ruhige Überzeugung, daß man durch Sich-Kleinmachen noch nie das Herz eines Feindes erobert hat — all das mochte zusammenwirken.

Der Kapitän wandte sich jetzt an mich:

„Vous êtes officier prussien?“

„Non!“

„Vous avez fait une ‚excursion‘ à Domremy?“

„Oui!“

„Vous suivez votre armée?“

„Oui et non! En tout cas je n'en dépends pas.“

„Ah, ah! — Vous avez été à Toul?“

„Oui!“

„A Nancy?“

„Oui!“

„Vous êtes médecin?“

„Non.“

„Mais vous portez la croix rouge!“

„Oui; comme légitimation.“

„Ah, ah!“

Nun folgte wieder ein Geflüster und eine Seitenmusterung, worauf ich gebeten wurde, ihm zu folgen. Ich verbeugte mich gegen den Sousprafekten, die Damen im Salon erwiderten höflich meinen Gruß, und ich stieg rasch in den Flur des Hauses nieder. Im Hinaustreten auf den Vorhof besann sich der Kapitän (wofür ich ihm danke) plötzlich eines Besseren, ließ eine Hinterpforte öffnen und führte mich auf abgekürztem Wege und durch Straßen, wo niemand unserer achtete, in das Gefängnis der Stadt.

Es war ein weitschichtiges Gebäude, Korridore, ein Gewirr von Treppen; endlich öffneten wir ein Zimmer, darin der Greffier von Neufchateau seine Wohnung hatte. Im Kamin knackten die großen Scheite; die Flamme schlug hoch auf und gab dem niedrigen, aber geräumigen Gemach mehr Licht als die kleine Lampe, die auf dem Tische stand. Im Moment unseres Eintretens erhob sich der Greffier, nahm die Lampe, schlug den Schirm zurück und schritt uns entgegen. Ich war wie vom Donner getroffen; das leibhaftige Ebenbild meines Vaters stand vor mir. Wir schrieben den 5. Oktober; vor drei Jahren, fast um dieselbe Stunde, war er gestorben; — hier sah ich ihn wieder, frisch, lebensvoll, hoch aufgewachsen, mit breiten Schultern und großen Augen, im Auge selbst jene Mischung von Strenge und Gutmütigkeit, wie sie ihm eigentümlich gewesen war.

Der Kapitän übergab mich dem Greffier, der den vollklingenden Namen Mr. Palazot führte, verbeugte sich gegen mich mit einem Anflug von Ironie und ließ mich mit meinem Hüter allein. Ich war jetzt Gefangener.

Mr. Palazot rückte seinen Stuhl vom Kamin an den Tisch, stellte die üblichen Fragen und machte einige Notizen, nachdem ich Uhr und Geld und ein kleines Perlmuttermesser, das gerade

ausgereicht haben würde, einen Maikäfer zu ermorden, bei ihm deponiert hatte. Nachdem so alles Dienstliche abgemacht worden war, glättete sich die Stirn des Alten, er warf ein neues Scheit in die Flamme und forderte mich auf, an seiner Mahlzeit teilzunehmen. Es waren Karotten in einer Petersilliensauce. Ich lehnte dankend ab, bat aber um ein Glas Wasser und einen Löffel Kognak. Mein alter Gaskogner nickte, gab in die Küche hinaus die Order, und alsbald erschien Madame Palazot, um mir das Gewünschte zu bringen. Wir saßen nun zu dritt um den runden Tisch und sprachen von Krieg und Frieden. Die üblichen Trivialitäten wurden ausgetauscht und aufs neue festgestellt, daß Krieg eine sehr böse und Friede eine sehr schöne Sache sei. Nachdem wir uns innerhalb dieses Glaubensbekenntnisses gefunden, wurden die Herzen immer offener. „Madame", eine herzensgute Frau, holte das Bild ihres Sohnes, eines hübschen Husarenoffiziers, dessen Regiment die großen Kavalleriechargen bei Mars la Tour mitgemacht hatte und von dem seit der Einschließung von Metz keine Nachrichten mehr eingetroffen waren. „Il est mort," — dabei liefen der Alten die Tränen über das Gesicht; der Alte sah starr vor sich hin, spießte eine Karotte auf, legte aber die Gabel wieder nieder, ohne gegessen zu haben. Ein braunfleckiger, weißer Hühnerhund, der dem Sohn gehörte, stimmte winselnd in die Familientrauer mit ein. Eine halbe Stunde später kam Besuch, ein junger Advokat, natürlich Republikaner. Mr. Palazot war Orleanist. Die Debatte wurde immer lebhafter, der Advokat sprach sich immer mehr in Feuer und Flamme hinein: „L'Alsace et la Lorraine à l'Allemagne?! Jamais, jamais! Vous voulez une guerre d'extermination, une guerre à outrance, — eh bien vous l'aurez," Mir schwindelte der Kopf. Die furchtbaren Aufregungen dieses Tages, die sich immer wieder aufdrängende Frage: „Was wird?", die Diskussionen in einer fremden Sprache, — eine völlige Erschöpfung

kam über mich, und ich bat, mich in mein Zimmer zu führen. Ich glaube, ich sagte wirklich Zimmer.

Es mochte 9 Uhr sein. Mad. Palazot, auf meine Bitte, gab mir vier wollene Decken mit; der Alte selbst nahm ein Licht und führte mich in mein „Zimmer" hinüber. Es trug die Inschrift „cachot". Wir sagten einander gute Nacht, der Bolzen wurde vorgeschoben.

Ich kann nicht sagen, daß mich ein Schrecken angewandelt hätte; im Gegenteil, ich hatte das Gefühl einer innerlichen Befreiung; ich war allein. In diesem Wort liegen Himmel und Hölle. Ich empfand zunächst nur jenen. Der übliche Gefängnisapparat, der Schemel, der Wasserkrug, das eiserne Bett machten mich lächeln. Ich sprach vor mich hin: alles echt. Das Ganze hatte zudem nichts Abschreckendes. Die Wände waren weiß, die Laken sauber, durch das breite Gitterfenster fiel das Mondlicht bis in die halbe Tiefe des Zimmers, drunten, in weißem Schimmer, lag die Stadt. Ich schritt eine Viertelstunde lang auf und ab; dann entkleidete ich mich und wickelte mich in die Decken. Ich war todmüde und hoffte „einen guten Schlaf zu tun".

Es war anders beschlossen. Ich mochte fünf Minuten geschlafen haben, als mich ein lautes Nagen und Knabbern weckte. Ich fuhr auf und horchte. Kein Zweifel, Ratten. Wie mir dabei zumute wurde, kann ich nicht beschreiben. Ich wußte sofort: einen Schlaf gibt es in dieser Nacht nicht mehr für dich. Hätt' ich auch anders darüber gedacht, die Bewohner hinter Wand und Diele hätten mich bald eines andern belehrt. Nie hab' ich diese Tiere mit solcher Frechheit sich gebärden sehen; sie waren überall, zupften und zerrten an den Decken, ließen sich durch mein Husten und Zurufen nicht im geringsten stören und machten, wenn sie unter dem Fußboden geschwaderartig und mit stampfendem Gepolter hinjagten, den Eindruck einer infernalen Kavallerie auf mich. Jeden Augenblick mußt' ich fürchten, daß sie mein Bett mit Sturm nehmen würden.

Der erste Seufzer kam aus meiner Brust. Bis dahin hatt' ich mich gehalten. Ich stand auf, kleidete mich an, wickelte mich in meine Reisedecke und setzte mich auf das Fensterbrett, das gerade breit genug war, meinem Körper Platz zu geben. In solcher Stellung, nur mal rechts, mal links meine Rücklehne suchend, durchwachte ich die Nacht, zählte ich die Viertelstunden. Das höllische Getier, das mich einfach als einen Eindringling betrachtete, ließ übrigens auch jetzt nicht von mir ab; sie drängten sich an den Schemel, den ich als eine Art Treppenstufe an das Fenster geschoben hatte, und suchten diesen zu erklettern; als sie aber ihre Anstrengungen scheitern und mich beständig auf Wache sahen, gaben sie endlich ihre Chargen auf. Um 4 Uhr wurde es still; um 5 Uhr dämmerte es.

Um 7 Uhr erschien Mr. Palazot. Ich sagte ihm, daß ich nicht geschlafen hätte und weshalb nicht. Er lächelte. „Ja, ja." Am Kaminfeuer sollten jetzt die Gespräche vom Abend vorher wieder aufgenommen werden; aber, trotz angeborener Höflichkeit, — ich konnte es nicht. Eine Viertelstunde lang, während ich wieder ein wenig Wasser und Kognak trank, hielt ich es aus; dann fragte ich ihn, ob er mir wohl erlauben wolle, in seinem Sorgenstuhl den versäumten Schlaf der Nacht nachzuholen. Er nickte, gab mir sein bestes Kissen, und ich rückte mich zurecht. An Schlaf war natürlich nicht zu denken; auch lag mir nur an Ruhe, an der Möglichkeit, mir selber anzugehören.

So saß ich eine Stunde; das Feuer knisterte, der Hühnerhund gappste nach den Fliegen, der Alte las, Mad. Palazot ging leise, wie auf Socken, auf und ab. Mit dem Schlage neun wurde es draußen laut; schwere Schritte klangen auf der Treppe; drei Gendarmen, große schöne Leute, traten ein. Unter ihrer Eskorte, so erfuhr ich jetzt, sollte ich nach der Festung Langres, zum Brigadegeneral gebracht werden. Abschied war bald genommen: meiner freundlichen Wirtin sprach ich die

Hoffnung aus, daß sie ihren Sohn wiedersehen möge. Sie weinte: jamais, jamais!

Der Bahnhof lag an der entgegengesetzten Seite der Stadt. Ich mußte also die Hauptstraße der ganzen Länge nach passieren. Es war eine Art Volksfest; die Nachricht von meiner Verhaftung hatte sich schon am Abend vorher in allen Schichten der Bevölkerung verbreitet. Als ich so Haus bei Haus an den Gruppen Neugieriger vorüber mußte, ging mir die Strophe eines alten Liedes durch den Sinn:

Mary Hamilton schritt die Straß' entlang,
Alle Mädchen schauten herfür,
Die Männer und die Frauen
Standen fragend in der Tür.

So das Lied. Mary Hamilton schritt auf einen Hügel zu, um dort zu sterben. Wohin schritt ich?

Drittes Kapitel

Langres

Von Neufchateau bis Langres werden zwölf Meilen sein. Wir machten die Fahrt in vier Stunden, im allgemeinen durch Neugier oder Schlimmeres wenig belästigt. Die einzige Klasse von Personen, die sich hier, wie auch späterhin, durch eine gewisse feindselige Zudringlichkeit auszeichnete, waren Beamte niederen Grades, die in noch junger Beziehung zum „roten Bändchen" standen, kleine Karrieremacher, die auf diese Weise ihrer nationalen, aber mehr noch ihrer persönlichen Eitelkeit frönen wollten. Sie traten an das Kupeefenster, unterwarfen mich einem Kreuzverhör, musterten mich und verschwanden

wieder. Sie waren nicht gerade zu unhöflich, nur das ganze Verfahren überhaupt bildete eine Unart.

Es war gegen 2 Uhr, als wir Langres erreichten. In halbstündiger Entfernung vom Bahnhof, auf einem Bergrücken, lagen Stadt und Festung; dort mußten wir hinauf. Trotz Oktober war eine glühende Hitze; die Sonne stach. Halben Weges bat ich, einen Augenblick rasten zu dürfen; man war sogleich bereit und stellte mir anheim, diese Bergersteigung in so viel Etappen zu machen, wie mir bequem sei. Endlich waren wir oben; das Festungstor nahm uns auf.

Gefängnisse und Verhörslokale, zu meinem nicht geringen Leidwesen, lagen hier, wie an allen andern Orten, die ich zu passieren hatte, immer am entgegengesetzten Ende der Stadt, so daß ich das Spießrutenlaufen durch eine feindlich gesinnte Bevölkerung gründlich kennen lernte. Ich erweiterte auf die Weise zwar meine Städtekenntnis, aber ich hätte auf diesen Wissenszuwachs gern Verzicht geleistet. Die Straßenjugend, auch hier in Langres, war ziemlich arg hinter mir her, namentlich in den engeren Gassen, und wenn mir von den Zurufen auch vieles entging, so hatte ich doch gerade Ohr genug, um das immer wiederkehrende „pendre“ und „fusiller“ sehr deutlich herauszuhören.

Endlich standen wir vor dem Verhörslokal; die Militärgerichtsbarkeit der Brigade hatte hier ihren Sitz. Man führte mich in ein niedriges Bureauzimmer, an dessen großem Doppelschreibtisch zwei Kapitäne beschäftigt waren. Der Gendarmeriewachtmeister entlud seine Ledertasche und legte allerhand Papiere, darunter auch die Legitimationskarten, Briefe und Notizbücher, die man mir in Domremy abgenommen hatte, auf den Tisch. Der scharfe Gang bergan (der eingebüßten Nachtruhe ganz zu geschweigen) hatte mich so angestrengt, daß ich einer Ohnmacht nahe war. Da ich aber zugleich empfand, daß es auf die Antworten, die ich hier zu geben haben würde, sehr

erheblich ankommen müsse, so bat ich zuvor um ein Glas Wasser. Man brachte mir Wein. Ich stürzte es herunter und war nun wie neubelebt. Die Fragen, die an mich gerichtet wurden, waren dieselben wie in Neufchateau, aber ruhiger, weniger feindselig. Man wollte auch hier einen Offizier aus mir herauspressen, um so mehr, als das vom Gendarmeriekapitän ausgestellte Begleitpapier mich ohne weiteres als einen solchen angemeldet hatte; meine Erscheinung und Sprachweise aber, vor allem die Notizen meines Taschenbuchs, die ein Interprete rasch durchfliegen mußte, schienen im ganzen die Situation zu meinen Gunsten zu ändern. Es kam nur darauf an, ob dieser Eindruck dauern oder durch irgend etwas anderes paralysiert werden würde.

Das ganze Verhör hatte kaum zehn Minuten gedauert; ich wurde entlassen und durch meine Begleiter einige Straßen weiter in ein graues schloßartiges Gebäude geführt. Ich betrat es mit einer gewissen Zuversicht, die sich darauf gründen mochte, daß ich am Schluß meines Zwiegesprächs mit den beiden Kapitänen das Wort „Kaserne" gehört zu haben glaubte, ein Wort, das mir in der Lage, in der ich mich befand, schon halb wie Freiheit klingen mußte. Ich sollte indes nicht lange in diesem Irrtum bleiben. Ein kleiner, schwarzäugiger Franzose (Monsieur Bourgaut, wie ich später erfuhr) nahm mich in Empfang, stellte die üblichen Fragen und führte mich dann treppauf, über lange Korridore hin, in ein geräumiges, in allem übrigen meinen Erwartungen wenig entsprechendes Zimmer. Mr. Bourgaut selbst war ungemein beweglich und geschäftig, plapperte mit halblauter Stimme lange Sätze vor sich hin, die ich nicht verstand, und verschwand dann rasch, nachdem er sich wie ein Kreisel verschiedene Male umgedreht hatte. Das Ganze gefiel mir nicht allzusehr. Mit einer Art Sehnsucht dachte ich an meinen alten Palazot zurück.

Ich war nun allein und suchte mich mit meiner neuen Behausung bekannt zu machen. Die Tür war aufgeblieben; das schien mir ein gutes Zeichen, aber freilich auch das einzige. Das breite Fenster war dicht vergittert, der Deckenkalk in großen Stücken herabgestürzt, die Dielen zernagt oder durchgetreten. An den weißen Wänden war nichts sichtbar als breite, braune Flecke, wo es durchgeregnet, und lange, schmale Streifen, mal grau, mal rot, wo ein Vorbewohner ein Zündholz probiert hatte. Der Kamin war zugemauert; nur ein zweihandgroßes Loch hatte man gelassen, das jetzt durch einen rostigen Eisenschieber geschlossen war. Der Zugwind machte, daß dieser Schieber beständig hin und her klapperte, was mir alsbald unerträglich wurde. Ich wollte also durch ein eingeklemmtes Papier nach Möglichkeit Ruhe schaffen und zog den Schieber in die Höhe. In dem dunklen Loch dahinter lagen abgenagte Knochen. Es war nichts Ängstliches, nur Überreste eines Mahls, das ein Gefangener von besserem Appetit als ich selber an dieser Stelle eingenommen hatte; aber ich kann doch nicht sagen, daß ich angenehm dadurch berührt worden wäre.

Ich trat nun an das Fenster, und durch die Gitterstäbe hinunterblickend mußte ich jetzt den letzten Rest der Vorstellung aufgeben, daß ich mich in einer Kaserne befände. Auf dem von allen vier Seiten eingeschlossenen Hofe, zum Teil unter den Säulen, die ihn kolonnadenartig umstanden, saßen 20 oder 30 Graujacken und zupften Wolle. Ich wußte nun, wo ich war. Auch an der allerdirektesten Bestätigung sollte es alsbald nicht fehlen. Monsieur Bourgaut erschien mit einem Tische in der Tür, drehte sich mit demselben wieder dreimal herum, schob ihn in eine der Ecken und sagte dann, als er meiner in der Fensternische gewahr wurde: „Retirez-vous; vous ne connaissez pas ces gens là-bas; ce sont des condamnés.“ Es überlief mich ein wenig. Im Verlaufe meiner Kriegsgefangenschaft bin ich später Tag um Tag mit

„Condamnés" zusammengewesen und habe dabei erfahren, daß auch ein wegen Trunkenheit oder Disziplinarvergehen zu drei Tagen Gefängnis Verurteilter diesen für unser Ohr entsetzlichen Namen führt. Damals aber waren mir die Condamnés einfach „Verdammte", und ich hatte durchaus das Gefühl, mich „tra la perduta gente" zu befinden.

Ich wurde gefragt, welches Nachtessen ich zu nehmen wünsche. Ich bat nur um etwas Tee. Mr. Bourgaut äußerte sich zustimmend (leider wieder in längerer Rede) und empfahl sich. Es begann nun zu dämmern; in ihren schweren Holzschuhen klappten und polterten die Condamnés über alle Treppen und Gänge des ehemaligen Schlosses hin; die Riegel wurden vorgeschoben; nur mein Zimmer blieb zunächst noch offen. Die Tür war leise angelegt. Ich schritt in der Diagonale auf und ab, überlegte, berechnete, balancierte; ein letzter Tagesschimmer leuchtete noch einmal über den Dachfirst gegenüber; dann wurd' es dunkel. Ich setzte meine Marschübungen fort. Plötzlich stutzte ich, als ich von der Tür her zwei feurige Punkte auf mich gerichtet sah. Ich erschrak, aber nur, um im nächsten Momente mich desto freier zu fühlen. Eine prächtige Katze hatte ihren halben Körper durch die Türklinse geschoben und folgte unter leisem Spinnen mit dem Ausdruck der Verwunderung meinem endlosen Auf und Ab. Ich rief: „Miß, Miß," besann mich dann aber rasch, daß die französischen Katzen eine andere Anrede verlangen, und legte in das landsübliche „mimi" meinen allerzärtlichsten Ton. Ich hatte wohl Grund dazu. Der Anblick meines liebsten Freundes hätte mir nicht soviel Trost gegeben. Ich wußte jetzt, daß ich die nächste Nacht schlafen würde. Und danach vor allem stand mein Sinn.

Selbst Mr. Bourgaut, der noch einmal wiederkam, um mir meinen Abendtee zu bringen, konnte mich in diesem Vorsatz und dieser Hoffnung nicht stören, sowenig auch die Worte, mit denen er sich mir empfahl, geeignet waren, meiner Nacht-

ruhe Vorschub zu leisten. Er nahm nämlich eine gewisse feierliche Haltung an und erklärte dann, um vieles deutlicher und akzentuierter als gewöhnlich: „Demain matin, Mr. le Général, en présence des autorités civiles et militaires, décidera votre sort."

Dies „décidera votre sort" hatte einen ziemlich finsteren Klang, und ein naheliegendes Reimwort antwortete in mir darauf; aber das Physische war doch in diesem Augenblicke mächtiger als alles andere; ich trank meinen Tee, und fünf Minuten später schlief ich fest.

Ich weiß nicht wie lange. Aber mitten in der Nacht fuhr ich auf. Der Körper hatte sich ein Genüge getan, und die unruhige Seele, die bis dahin vergeblich den wie tot Schlafenden gerüttelt und geschüttelt hatte, hatte ihn jetzt plötzlich ins Leben zurückgeweckt. Es war „demain matin". Ich hörte nur eins: „décidera votre sort." Welches? Eine furchtbare Angst ergriff mich, und mit übergeschäftiger Phantasie fing ich an, zusammen zu addieren, was alles gegen mich sprach. Es gab eine hübsche Summe. Lunéville, Nancy, Toul waren die drei Punkte, von woher man die Preußen erwartete. Ich kam von Toul. Der ganze Weg, den ich gemacht, war ein Defilee. Man hatte Waffen bei mir gefunden. Das rote Kreuz, das an meinem Arm prahlte, war ich nicht befugt zu tragen, wenigstens nicht nach Anschauung unserer Feinde. Meine Legitimationspapiere, die alle mehr oder weniger auf Anrufung der preußischen Militärautoritäten zu meinem Schutz und zu meiner Unterstützung hinausliefen, sprachen mehr gegen als für mich. Wie federleicht wogen dagegen die paar Aufzeichnungen meines Notizbuches, die alles waren, was ich direkt und unverzüglich zu meiner Verteidigung beibringen konnte! Ich sah nur schwarze Kugeln in die Urne fallen und — mon sort fut décidé. Eine halbe Stunde lag ich so, oder vielleicht länger, ich weiß es nicht. Dann hatt' ich mich mit der Gewißheit meines Schicksals auch

wieder gefunden. Eine Fassung kam über mich, deren ich mich nicht für fähig gehalten hätte. Ich war fertig mit allem und bat Gott, mich bei Kraft zu erhalten und mich nicht klein und verächtlich sterben zu lassen. Genug davon. War es Erschöpfung, oder war es die Ruhe vollster Ergebung, — ich schlief wieder ein.

Mit dem Morgengrauen war ich wach. Ob mir's ein Traum eingegeben, gleichviel, es stand plötzlich für mich fest, daß alles davon abhänge, einen wenigstens vorläufigen Beweis zu führen, daß ich nicht preußischer Offizier sei. Von dem Momente ab, wo es mir geglückt sein würde, diese Annahme zu erschüttern, werde man nichts mehr übereilen, und erst über die nächsten 24 Stunden hinweg, müsse sich, bei Nachforschung und ruhiger Überlegung, meine absolute Unschuld wie von selbst ergeben. Um 6 Uhr saß ich an dem langen Tisch, den Mr. Bourgaut am Abend vorher zurechtgerückt hatte, um 8 Uhr war ich in Brouillon und Abschrift mit einem langen Memoire fertig, das bereits um 9 Uhr auf dem Bureau des Generals lag. „Donnez-moi du temps et vous me donnez tout," hieß es darin. Den Beweis meiner Nichtmilitärschaft hatte ich bis zur Evidenz geführt. Woher mir in einer fremden Sprache, die ich stets über Gebühr vernachlässigt hatte, die Möglichkeit kam, ohne Diktionär oder sonstiges Hilfsmittel ein solches Memoire zu schreiben, weiß ich nicht. Oder sag' ich lieber: ich weiß es.

Der Vormittag verging, der Nachmittag, der Abend. Les autorités civiles et militaires waren nicht zusammengetreten. Es fiel mir wie eine Last von der Brust, ich atmete auf, und als mir mein zappelmännischer Mr. Bourgaut, mit dem ich mich trotz seiner schießenden schwarzen Augen mehr und mehr auszusöhnen begann, am Abend den Tee brachte, flüsterte er mir freundlich zu: „Tout va bien; tranquillisez-vous!" „Tranquillisez-vous". Das klang besser als „décidera votre sort".

Ich schlief fest. Auch der nächste Tag verging ohne Kriegsgericht. Ich durfte jetzt annehmen, daß ich gerettet sei. Ich fühlte mich dem Leben wiedergegeben.

Ich blieb noch eine kurze Zeit in Langres, während welcher Epoche hin und her verhandelt wurde, was man eigentlich mit mir machen solle. Meine vollkommenste Unschuld war evident; dennoch konnte man sich nicht entschließen, mir ohne weiteres die Freiheit zurückzugeben. Es geschah, was immer in solchen Fällen zu geschehen pflegt: eine Autorität schob einer andern die Verantwortlichkeit zu. Es wurde beschlossen, mich von der Brigade an die Division zu verweisen. Ehe dies aber ausgeführt wurde oder auch nur bestimmt zu meiner Kenntnis gelangte, vergingen noch drei Tage. Diese waren mein Idyll zu Langres.

An dem ersten dieser drei Tage wurde mir in aller Morgenfrühe „Monsieur Louis", der Sohn des Hauses, durch Papa Bourgaut vorgestellt, und von diesem Moment an war ich nicht mehr Alleinbewohner meines Gefängnisses, sondern teilte es mit „mon cher Louis". Es war ein allerliebster Junge, dreizehnjährig, frisch, naiv, voller Begabung, namentlich nach der Seite des Künstlerischen hin. Der Umstand, daß gerade die großen Ferien waren, machte es ihm möglich, zwölf Stunden des Tages mein Gesellschafter zu sein. Ich gewann den Jungen lieb, aber zwölf Stunden war doch fast zuviel.

Wunderbares Leben, das in solchem Gefängnis, wenigstens zeitweilig, an der Tagesordnung ist. Sehr viel anders, als es der Draußenstehende sich ausmalt. Wir begannen in der Regel mit einer Stunde deutschem Unterricht. Er hatte Lesebücher, darin auch viele deutsche Gedichte eingestreut waren, unter andern Claudius' „Abendlied". Und so lasen wir denn:

Der Mond ist aufgegangèn,
Die goldenen Sternlein prangèn,

immer mit dem Akzent auf der letzten Silbe, was einen unendlich komischen Eindruck machte. Nach dem deutschen Unter-

richt kamen Rätsel und Rebus an die Reihe, worin er mir unendlich überlegen war. Dann schritten wir zu den verschiedensten Gesellschaftsspielen; wir arrangierten mit großen Zwei-Sousstücken eine Art Boccia, die darauf hinauslief, das ausgeworfene Zwei-Sousstück zu treffen oder ihm möglichst nahezukommen; dann gingen wir zum jeu au bouchon über, das, dem eben absolvierten Boccia verwandt, die Pointe verfolgte, einen mit Sousstücken belegten Pfropfen zu treffen, bis zuletzt jenes bekannte Geduldspiel, das im Französischen jonchets, im Englischen und Holländischen „Spilleken", im Deutschen aber Zitterspiel heißt, alles andere in den Hintergrund drängte. Wir spielten es mit Schwefelhölzern, oft mehrere Stunden lang; an einem dicken Exemplar, das eigentlich aus drei durch Phosphormasse zusammengeklebten Hölzchen bestand, hing in der Regel der Sieg. Es galt als Zehner.

Waren wir dann ermüdet von dem vielen Spielen, so wußte cher Louis durch eine Art ernsteren Sport die Nerven wieder zu beleben. Er hatte ein kleines Pistolet, dessen Lauf nur etwa die Dicke einer Rabenfeder besaß und gegen welches die rostigen Schlüsselbüchsen meiner Jugend wahre Monstrekanonen waren. Dieses Pistolet handhabte cher Louis nun mit ebensoviel Kühnheit wie Geschick. Er holte eine Schachtel mit Amorces, d. h. also mit Knallpapieren, deren jedes nur die Größe eines kleinen Stückchens englischen Pflasters hatte. Diese Amorces verwendete er doppelt: zunächst als Zündpulver, indem er eins der Stückchen Papiere auf die Pfanne legte, dann aber namentlich auch als eigentliche Explosionsmasse, indem er aus etwa sechs oder acht Amorces die Knallsubstanz sandkorngroß herausschälte und mit diesen sechs oder acht Körnchen die Waffe lud. Ein Schrotkorn, das dem Kaliber entsprach, wurde aufgesetzt. Nun hefteten wir eine Papierscheibe an die Wand, und während Papa Bourgaut unten in seinem entlegenen Bureauzimmer Listen schrieb und revidierte, standen wir hier oben mit unserer

Mordwaffe und feuerten auf fünf Schritt ins Schwarze, daß der Kalk von den Wänden flog.

Endlich am Mittag des fünften Tages — ich hatte all die Zeit über von Kaffee und Tee gelebt — erschien mein „Gardien-chef" (Bourgaut), um mir mitzuteilen, daß ich am nächsten Morgen nach Besançon transportiert werden würde. Er hielt eine lange Rede, noch länger als gewöhnlich. Ich konnte nicht völlig folgen und bat ihn, mir den Inhalt aufzuschreiben. Er war bereit. Zum Unglück schrieb er aber ebenso rasch, wie er sprach, und ich war wenig gebessert. In dieser Verlegenheit blieb mir, nach dem Verschwinden des Papas, nur der Appell an cher Louis. „Louis, dites-moi, qu'est-ce que ça?" Der Junge las, las wieder, drehte das Papier; endlich schüttelte er den Kopf und sagte ruhig: „Ce n'est pas français." In naiver Weise, ohne Beimischung von eigentlicher Unbescheidenheit, sprach sich darin das Gefühl jener Überlegenheit aus, das immer die Söhne über den Vater haben. Nach Scheiterung beim Sohne mußte ich am Ende, wohl oder übel, an die erste Instanz zurück. Papa Bourgaut nahm die Anfrage weiter nicht übel und faßte nunmehr epigrammatisch die Situation dahin zusammen: „Renvoyé dans votre pays par la Suisse, ou autorisation supérieure pour séjourner en France." In diesen paar Worten lag ein ganzer Himmel. Das „Renvoyé" ergab sich danach als das stärkste Strafmaß, das mir zudiktiert werden konnte, wohl aber war mir die Möglichkeit gegeben, im Lande bleiben und meine Schlachtfelderstudien fortsetzen zu können. Ich war wie genesen, betrachtete mich als frei, und hundert freundliche Bilder des Wiedersehens stürmten auf mich ein. Das Gefühl des Glückes war so groß, daß ich die Frage, „ob ich unter diesen Umständen wohl geneigt sei, ein ordentliches Abendmahl einzunehmen", sofort mit einem herzlichen „ja" beantwortete. Acht Uhr wurde festgesetzt und seitens der Familie Bourgaut

der Wunsch ausgesprochen, daß ich das Mahl in ihrem Familienzimmer einnehmen möchte. Ich rüstete mich also mit aller möglichen Feierlichkeit, klopfte meinen Rock an allen vier Bettpfosten aus, streichelte den hart mitgenommenen Samtkragen und knöpfte die Uhr ein, die, bis dahin ordnungsmäßig deponiert, mir für diese feierliche Gelegenheit wieder eingehändigt worden war.

Punkt 8 Uhr trat ich in den Salon, ein großes Hinterzimmer, das sich bis dahin meinen Blicken verborgen hatte. Es war sehr sauber gehalten, auf der Herdstelle brannten große Scheite Buchenholz, während über dem Kamin, in einer Art von Aureole, die Photographien aller derer hingen, die dem Hause Bourgaut anverwandt oder zugetan waren. Ich musterte sie alle und versuchte mich in Hypothesen über Charakter und Lebensstellung. Wir nahmen endlich Platz; cher Louis, der etwas neckisch und übermütig war, wurde ein paarmal mit „ce n'est pas poli" zur Ruhe verwiesen, die gute Laune erlitt aber durch solche Zwischenfälle keine Einbuße, und die Riesentaube, die mir endlich durch Madame Bourgaut vorgesetzt wurde und freilich einer ganz andern Geflügelgattung anzugehören schien als jener furchtbare Sperlingsbraten, der bei uns zu Lande unter diesem Namen serviert zu werden pflegt, war nur imstande, die gute Laune zu steigern. Das Fest stand auf seiner Höhe, als beim dritten oder vierten Glase Wein eine mittelalterliche Dame eintrat, die den Namen „Tante" führte. Sie war sehr stark, unverheiratet und von heiteren Gesichtszügen. Wir sprachen von „cher Louis", dessen Pate sie war, und die Bemerkung drängte sich mir auf, ob ihr Liebling, eben unser Freund Louis, nie Geschwister gehabt habe. Als dies verneint wurde, ging ich zu der heiklen, übrigens von der Statistik oft aufgeworfenen Frage über: wie es nur komme, daß die Franzosen meist zwei, die Deutschen meist vier und die Engländer meist vierzehn Kinder hätten. Diese letztere Zahl, mit

der ich es nicht allzu genau zu nehmen bitte, gab nun das Signal zu allgemeiner Heiterkeit. Die Tante, die zu fühlen schien, daß sie es wohl verdient hätte, in England geboren zu sein, befand sich au comble du bonheur, und ihr Lachen fing an mich mehr oder weniger zu beunruhigen. Es war nur möglich, durch irgendeine Diversion weiterem Unheil vorzubeugen; ich brachte ein halbes Dutzend Toaste aus, gleichviel was, ließ Frieden, Freiheit, Völkerglück leben, stieß mit allen an, mit der Tante dreimal, und trat dann, etwas abrupt, meinen Rückzug an, ohne das Ende der Festlichkeit abgewartet zu haben.

Oben rollte ich meine paar Sachen in die Reisedecke hinein und warf mich aufs Bett. In 12 Stunden hoffte ich in Besançon, in 24 Stunden in Freiheit zu sein.

Es war anders beschlossen.

Viertes Kapitel

Von Langres bis Besançon

Besançon, wie schon angedeutet, erschien mir lediglich als Etappe zurück in die Freiheit. Ganz abgesehen von den direkten Zusicherungen Mr. Bourgauts, glaubte ich, nach einem gewissen ästhetischen Gesetz, die Lösung des Konfliktes innerhalb der nächsten 24 Stunden erwarten zu müssen. Mein Leben hatte mir bis dahin immer den Gefallen getan, sich nach künstlerischen Prinzipien abzurunden, derart, daß ich nicht nur Exposition, Schürzung und Lösung des Knotens jederzeit bequem verfolgen, sondern auch in einem gewissen Verwicklungsstadium genau vorhersagen konnte: nun kommt noch das, dann dämmert es wieder, und dann wird es Tag. So, guter Dinge,

stand ich auch vor diesem Erlebnis. Der dritte Akt, der tragisch werden wollte, schien mir mit allen Fährlichkeiten überwunden; selbst der vierte Akt (die Tante und der Taubenbraten) lag glorreich hinter mir, und ich blickte auf Besançon wie auf ein bloßes Schlußtableau, in dem, nach dem Vorbilde des Fürsten, der plötzlich seinen Stern zeigt und alles glücklich macht, ein alter wohlwollender General auftreten und mir sagen würde: „Mr. .F., wir beklagen die Ungelegenheiten, die wir Ihnen gemacht haben; Sie sind ein lieber Mensch; reisen Sie glücklich." Es ging aber diesmal alles verquer; von regelrechter Entwicklung keine Rede. Immer neues Wirrsal. Erst als ich ganz resigniert war, wurd' es besser.

Ich fahre jetzt in Darstellung meiner Erlebnisse fort. Sechs Uhr früh am andern Morgen trat ich in den Hof des Gefängnisses; die Gendarmen warteten schon. Ein kurzer Abschied; dann ging es in Geschwindschritt bis an den Bahnhof. Diesmal bergab. Die frühe Morgenstunde sicherte einigermaßen vor der Zudringlichkeit der Bevölkerung.

Es war naßkalt; ein heftiger Regen hatte erst gegen Morgen aufgehört; alle Türen des Wartesaals standen offen. Ich fand hier Gesellschaft, die gleich mir ins Land hinein transportiert werden sollte, aber nicht nach Besançon. Einer von ihnen war ein gefangener Unteroffizier vom 32. Regiment (Meiningen). Wir fröstelten alle, die Gendarmen in ihren Mänteln nicht ausgenommen. Nach etwa halbstündigem Warten setzten wir uns in ein Kupee (immer 2. Klasse) und fuhren südwärts. Ich fragte, ob ich mich mit meinem Landsmann in deutscher Sprache unterhalten könne, was ohne weiteres zugestanden wurde. In welche Lebensschicksale man in solchen Zeiten Einblick gewinnt! Dieser gefangene Unteroffizier, seines Zeichens eigentlich ein kleiner Kaufmann aus Köslin, war 24 Jahre alt und seit zwei Jahren verheiratet. Mit dem Moment seiner Einberufung hatte er seinen Kramladen geschlossen und seine Frau

den Schwiegereltern zurückgeschickt; er selbst war zum 32. Regiment beordert worden. Bei Wörth am Knie verwundet, hatte er nach seiner Wiederherstellung sich mit einigen Kameraden durchzuschlagen und die preußischen Marschlinien wieder zu gewinnen gesucht, war aber auf diesem Wege „beim Absuchen eines Dorfes" (denn die armen Kerle hatten nichts) von Franktireurs umstellt und nach kurzem Kampfe, wobei ihm die linke Hand zerschmettert wurde, als „Marodeur" eingefangen worden. Da saß er mir nun gegenüber, keinen Pfennig in der Tasche, blaß, rotblond, mager, ein krankes Eichkätzchen, nur weniger warm bekleidet. Er hatte nichts als seinen Waffenrock, seine zerschossene Hand und eine Photographie seiner Frau, die er mir zeigte. Ich gab ihm etwas Geld, was er anfangs nicht nehmen wollte; „er brauche nichts, allabendlich werde er in ein französisches Hospital abgeliefert, wo ihn die „Schwestern" bis diesen Tag gütig gepflegt und verbunden hätten". Es kam kein Klagelaut über seine Lippen; man transportierte ihn nach Marseille. „Da ist es wärmer," setzte er hinzu, während ihn die Morgenfrische kalt überlief.

Mein Gespräch mit dem landsmännischen Unteroffizier mochte eine Viertelstunde gedauert haben; es war nun Zeit, mich meinen eigentlichen Begleitern zu widmen. Sie ließen mir auch keine Wahl; namentlich der eine, ein alter Chasseur d'Afrique, der 20 Jahre in Algier gewesen war, bemächtigte sich meiner. Wie ein Sturzbach brach es über mich herein. Wer dabei geneigt sein möchte anzunehmen, daß solche Passivität, solch bloßes Stillhalten, zu dem ich mich verurteilt sah, am Ende nicht als große Anstrengung betrachtet werden könne, der irrt. Ein taubes, teilnahmloses Übersichergehenlassen wird von dem Sprecher sehr bald als solches erkannt und als persönliche Beleidigung empfunden; es handelte sich also für mich darum, immer auf dem qui vive zu sein und jeden Augenblick zu wissen, was obenauf schwamm. Ich wurde

ganz erschöpft, und mit eigentümlichen Empfindungen gedachte ich einer Strachwitzschen Douglas-Ballade.

Sie ritten vierzig Meilen fast
Und sprachen Worte nicht vier.

Beneidenswerter Douglas! Wir hatten noch nicht vier Meilen gemacht und waren längst in die Tausende hinein.

Endlich heuchelte ich Schlaf, schloß mit krampfhafter Gewalt die Augen, als vermöcht' ich durch gesteigertes Zudrücken auch eine größere Garantie der Ruhe zu gewinnen, und rasselte nun in wachen Träumen ins Land hinein. Etwa halben Wegs erreichten wir Gray, einen größeren Ort, wo angehalten wurde. Es gab ein wirres Durcheinander, dem ich mich durch Ausharren auf meinem Platze zu entziehen suchte; aber ich sollte nichtsdestoweniger in die bunte Szene, als eine Art Mitspieler, hineingezogen werden. Das Kupee stand offen, Hunderte, die ein Unterkommen suchten, starrten hinein und verschwanden wieder, sobald sie die Plätze belegt oder besetzt sahen, bis plötzlich aus einer dieser auf und ab wogenden Gruppen ein herzliches Lachen und zugleich die Worte zu mir herklangen: Bonjour, Monsieur; vous souvenez-vous de Domrémy? Einen Augenblick, weil ich das Wort „Domremy" nicht deutlich gehört und ohne dies Wort keinen Schlüssel zum Verständnis hatte, starrte ich wie verwirrt in die beständig grüßende und kopfnickende Soldatengruppe hinein, bis es mir endlich wie Schuppen von den Augen fiel. Der vorderste, in roter Schärpe und Hahnenfeder, war einer jener Herren, die meine Verhaftung vor dem Hause der „Pucelle" herbeigeführt, hinterher aber freilich, die Rechnung wie quitt machend, durch ihren Beistand mich vor den Insulten des Dorfpöbels gerettet hatten. Gerade eine Woche war seitdem vergangen. Die ganze Franktireursschaft von Domremy zog jetzt südwärts, um sich dem großen, unter Garibaldi zu bildenden Freikorps anzuschließen. Unser Wiederzusammentreffen, so weit von dem Schauplatz

unserer ersten Begegnung entfernt, weckte allgemeine Heiterkeit, auch bei denen, die bloß flüchtig davon hörten, und alles drängte herbei, um die augenblickliche Bahnhofssehenswürdigkeit von Gray wie einen alten Bekannten zu grüßen.

Hier in Gray ging auch der 32er, Unteroffizier auf eine andere Bahnlinie über; wir andern fuhren, unter Beschreibung einer Kurve, zunächst auf Auxonne zu. Dies ist abermals ein Kreuzungspunkt; wir mußten die Wagen wechseln und hatten eine halbe Stunde Zeit, um ein kleines Dejeuner zu bestellen. Ein interessanteres Frühstück hab' ich all mein Lebtag nicht eingenommen. Es traf sich, daß wir unter den ersten im Wartesalon waren, also einen guten Platz und einen Imbiß erhalten konnten, eh' der Rest, der, von einer Seitenlinie her, ziemlich gleichzeitig mit uns eintraf, seinen Sturm auf das Büfett ausführen konnte. Es waren etwa 500 Soldaten, die sich alle auf Dijon, Belfort und Besançon zu dirigierten. Wenn ich sage 500 Soldaten, so gibt dies freilich nur eine sehr unvollkommene Vorstellung von dem „Wallensteins Lager", das sich auf zehn Minuten hier in Szene setzte. Theaterhaft bunt drängten sich Linie, Gardes mobiles und Legionäre; die Hauptmasse bildeten die Franktireurs. Ich konnte sie nicht ansehen, ohne immer wieder an einen lesenswerten Aufsatz Hugo v. Blombergs zu denken: „Über das Theatralische im französischen Volkscharakter." Welche natürliche Begabung, sich zurechtzumachen, sich zu drapieren und ornamentieren! Es war nicht einer unter ihnen, von dem man nicht hätte sagen können: Seht, welch ein Bild! Bei jedem ein Überschuß von Rot, aber immer kleidsam, als Gürtel, Schärpe, Aufschlag. Viele hatten ein Gefühl davon, wie hübsch sie aussahen, und schritten an dem breiten Pfeilerspiegel des Wartesalons nie vorüber, ohne einen Blick hineinzutun und sich „befriedigend" zu finden. Alle Jahrgänge waren vertreten und neben rotbäckigen jungen Leuten, die kaum die Kinderschuhe ausgezogen,

bewegten sich Weißköpfe, alte Troupiers, die ersichtlich froh waren, aus dem langweiligen Alltagsleben heraus und wieder in frisches Wasser hineinzukommen. An Haß oder Hohn gegen den „Prussien", als den sie mich natürlich sofort erkannten, war gar nicht zu denken; sie waren zu gutmütig dazu, vielleicht auch zu sehr mit sich selbst beschäftigt. Eine Frage aber drängte sich mir beständig auf: Wer regiert diese Truppe? Sie schienen absolut führerlos zu sein.

Nach halbstündigem Aufenthalt ging es weiter auf Besançon zu. Wir kamen bald in seine Nähe und fuhren gegen 2 Uhr in den weiten Kessel hinein, in dem die Stadt gelegen ist. Die Befestigungen derselben umgürten nicht unmittelbar die Stadt, sondern sind auf den einschließenden Bergen gelegen. Bis zum Ausbruch des Krieges, vielleicht bis zur Kapitulation von Sedan, war „la Citadelle de Besançon" das eigentlich beherrschende Fort. Von dem Augenblick an aber, wo es feststand, daß der Krieg auch hier seinen Schauplatz suchen werde, mußte man sich wohl oder übel überzeugen, daß die Zitadelle zwar die Stadt beherrsche, ihrerseits aber von den nahegelegenen Kuppen höherer Berge beherrscht werde. Man schritt denn auch sofort zur Befestigung und Armierung dieser eigentlich dominierenden Punkte, und in diesem Augenblicke mag Besançon als eine der am besten befestigten Festungen des Landes gelten.

Der Weg vom Bahnhof bis zur Kommandantur war wieder so weit wie möglich; wir mußten durch die ganze Stadt hindurch. Ich habe Besançon nachher noch öfter passiert (beispielsweise wenn die Verhöre stattfanden) und ich fasse gleich an dieser Stelle zusammen, wie es sich mir überhaupt präsentierte. Daß es zur Hälfte aus Uhrmachern besteht (20 000) und als der eigentliche Konkurrenzort von Genf zu betrachten ist, setze ich als bekannt voraus. Die Stadt macht einen sehr guten Eindruck, wohl zumeist deshalb, weil sie einen bestimmten

Charakter, ein Gesicht für sich hat. Alle charakteristischen Städte wirken viel anheimelnder als die architektonisch-korrekten; ja die malerische Schönheit — ich erinnere nur an Kopenhagen — ist so entschieden siegreich über die bauliche, daß wir zuletzt jede Stadt schön nennen, die wie ein reizendes Bild uns berührt.

Als eine solche präsentiert sich auch Besançon. Seine Quaderhäuser, mit keinem andern Fassadenschmuck als einem Balkon oder einem Bogen am Fenster, sind freilich weder sonderlich originell noch pittoresk; desto mehr jedoch sind es seine Kirchen. Vor allem die alte Kathedrale. Aber nicht sie allein. In der Mitte der Stadt erhebt sich ein moderner Bau, die Johannis- oder Magdalenenkirche. Ich bin, was den Namen angeht, meiner Sache nicht sicher. Desto sicherer steht das Bild vor meinem Auge. Pfeiler mit korinthischem Kapitäl schaffen eine griechische Front, aus der zugeschrägt ein tumulusartiger Turm aufwächst, der gewiß der Schrecken jedes geschulten Architekten ist. Aber nicht des Malers. Man verweilt mit Interesse bei dieser Baumeisterlaune und ein goldenes, weithin leuchtendes Kreuz, das aus Stäben reich geflochten wie eine Riesenfiligranarbeit das Ganze bedeutungsvoll abschließt, adelt es und gibt ihm den kirchlichen Charakter.

Wir hatten endlich die Kommandantur, die hier den Namen „la Division" führt, erreicht und nahmen in einem Vorzimmer auf einem Armensünderbänkchen Platz. Ein beständiges Kommen und Gehen von Adjutanten und Ordonnanzen; so vergingen fast zwei Stunden. Die Gendarmen, die nach ihrem Mittagbrot verlangten, wurden ungeduldig. Endlich erschien ein blasser Herr, dessen ausgearbeiteter, beinahe kahler Schädel in einem argen Größenmißverhältnis zu dem kleinen Gesichte stand. Die Augen waren klug und lebhaft. Er musterte mich scharf und rasch mit einem bloßen Streifblick, wie Leute das tun, die für das Beleidigende des Anstarrens eine feine Emp-

findung haben. Er überreichte dann dem Gendarmeriebrigadier mehrere Papiere; ich hörte meinen Namen und gleich darauf die ruhige Weisung: „à la Citadelle".

Fünftes Kapitel

Die Zitadelle von Besançon

Ich hatte dies „à la Citadelle" keineswegs erwartet, vielmehr von unmittelbarer Freilassung und Unterbringung in einem Hotel geträumt; nichtsdestoweniger erschreckte mich diese Order nicht geradezu. Ich entsann mich eines Besuches, den ich vor vielen Jahren einmal auf der Spandauer Zitadelle gemacht hatte, und knüpfte an Festungshaft, die für mich ohnehin nur 24 Stunden dauern konnte (so wähnte ich), die Vorstellung von Nachmittagskaffee und einer Partie Sechsundsechzig. Welche Illusionen!

Der Berg war wieder sehr hoch. Wir passierten zunächst im Hinaustreten aus der Stadt ein triumphbogenartiges, höchst pittoreskes Portal, hinter dem sich (schon am Abhange des Zitadellberges) die Kathedrale, eine mächtige Jesuiterkirche, erhob. Ich suchte mir ein Bild einzuprägen, reckte den Hals und stieg immer höher; alles im Geschwindschritt. In Freiheit — bei attestierter Herz- und Lungenschwäche — hätte ich geglaubt, auf dem Platze bleiben zu müssen; hier ging es. Auf dem niedrigen aber breiten Mauerwerk, das den Weg einfaßte, streckten sich die dienstfreien Mannschaften der Zitadelle und schliefen in den allerwunderlichsten Positionen. Die meisten lagen auf dem Bauch und hielten ein oder auch beide Beine rechtwinklig in die Höhe. An ihnen vorbei, über eine Zugbrücke hin, mündete der Weg endlich auf einem Vorplatz,

den allerhand Bauten unregelmäßig umstanden. An der einen Steinwand, dicht neben einem schmalen Torwege, hing ein Brett mit verwaschener Inschrift: Prison militaire.

Das sah nicht sehr einladend aus; meine Hoffnungen sanken jetzt rapide, wie das Wetterglas bei Erdbeben. Die Ablieferung erfolgte unter den üblichen Formalitäten und ein alter Sergeant führte mich an ein langgestrecktes Haus mit fünf Türen, deren Inschriften auf Prévenus, Disciplinaires und Condamnés lauteten. Es hatte aber mit diesen Unterschieden nichts auf sich, alles wurde durcheinander geworfen. Nachdem wir in die verschiedenen Türen hineingeguckt, kehrten wir endlich zur ersten zurück, und der Sergeant belehrte mich dahin, daß ich hier zu wohnen haben werde. Es war ein gewölbter Raum von bedeutender Tiefe, in dem damals zwölf Pritschen standen; auf der zwölften befand sich ein Berg von Strohsäcken; ein Dutzend Gefangene gingen im Zimmer auf und ab oder saßen auf den Bettständen umher. Mein Eintreten machte nicht das geringste Aufsehen; man war an solche Erscheinungen gewöhnt. Ich legte mein kleines Bündel (mein Reisegepäck war in Toul geblieben) auf ein Wandbrett und setzte mich, um mich von der Anstrengung des Bergsteigens zu erholen. Die erste Anfrage, die an mich erging, war: „ob ich mich für die ‚Abendsuppe' einschreiben lassen wolle", was ich ohne weiteres ablehnte, da ich doch mindestens dieselben Ansprüche wie in Neufchateau und Langres auch an dieser Stelle glaubte erheben zu können. Ich begab mich denn auch in das Bureau des Vorstandes, welcher letztere den Titel „Monsieur le Principal" führte, und stellte ihm mein Anliegen vor, das auf ein Zimmer und selbständige Beköstigung lautete, aber rundweg abgeschlagen wurde. Dies sei unmöglich. In einem prison militaire existiere dergleichen nicht.

Gut. Ich kehrte auf meinen Bettplatz zurück, kreuzte die Hände überm Knie und starrte ins Blaue, soweit dies an

diesem Orte möglich war. Nach einer halben Stunde, auf ein Signal, das mir entgangen war, stürzte alles auf den Hof und kehrte nach zwei Minuten mit der schon erwähnten „Abendsuppe" zurück, die ich so stolz abgelehnt hatte. Ich sollte indes nicht zu kurz kommen. Ein junger badischer Gefreiter, mit dem ich mich gleich in den ersten Minuten bekannt gemacht hatte, stellte einen glücklich eroberten Kübel vor mich hin und forderte mich auf zu kosten. Ich mußte es schon Artigkeits halber. Es war heißes Wasser mit Brot und Kartoffel, durch etwas Salz und Zwiebel schmackhaft gemacht. Ich aß und nahm von da ab an der allgemeinen Gefangenkost teil. Sie bestand in einer Fleischsuppe morgens und einem halben Laib Brot. Wein, Käse und die Abendsuppe waren erlaubte Extras, für die aber gezahlt werden mußte. Mir wurde später (als ich leicht erkrankte) Tee bewilligt; aber dabei blieb es. Ich habe dies ohne besonderes Herzeleid ertragen und an mir selber wieder die alte Wahrnehmung gemacht, daß die sogenannten „verwöhnten Leute", wenn sie nicht absolute Gecken sind, sich in den Wechsel der Glücksumstände am leichtesten finden. Die Bekanntschaft mit den Finessen und Delikatessen des Lebens macht zuletzt ziemlich gleichgültig dagegen; ihr Wert ist ein relativer, oft geradezu imaginärer, und die flüchtigste Erkenntnis davon macht es einem verhältnismäßig leicht, diese Art von Opfern zu bringen.

Es hatte freilich bei dieser Art von Opfern nicht sein Bewenden; Härteres, sehr Hartes wurde mir zugemutet. Indessen es sei drum. Die Dinge liegen hinter mir, und es tut nicht gut, ja es schädigt einen geradezu, die ganze petite misère eines solchen Daseins auf den Tisch zu legen. Misere weckt Mitleid, aber auch dégoût. Es ist, als ob es auch von diesen Dingen hieße: aliquid haeret. Ich lasse Gras darüber wachsen und führe lieber Erlebnisse vor, über die leichter und lachender zu berichten ist. Ich beginne mit der Schilderung einzelner Per-

sönlichkeiten, die mir das Schicksal zu Bettgenossen gab. Mit einigen war ich die ganze Zeit über, volle 18 Tage zusammen, andere schieden früher, teils um ihre Freiheit wiederzufinden, teils um in Kriegsgefangenschaft landeinwärts geführt zu werden.

Ich lasse dem deutschen Elemente, das anfangs ziemlich stark vertreten, zuletzt nur noch in einzelnen Exemplaren vorhanden war, den Vortritt. An der Spitze desselben, nicht seinen Jahren, aber allem andern nach, stand der junge badische Gefreite, „le caporal badois", dessen ich schon erwähnt habe. Wir schlossen eine Freundschaft, soweit dies der Altersunterschied zuließ.

Er war aus Pforzheim, eines reichen Fabrikanten Sohn, und würde, frischen, braven Herzens wie er war, nach dem Vorbilde der „400 Pforzheimer" gewiß tapfer gefallen sein, wenn ihn das Schicksal in eine ähnliche Situation gestellt hätte. Aber gleich im ersten Gefecht, das er mitzumachen hatte, war ihm der Auftrag geworden, nicht in Gemeinschaft mit 399 anderen, sondern ganz allein, eine Munitionskolonne aus Saint-Dié, wenn ich nicht irre, herzubeordern; auf diesem Einsamkeitsmarsche war er durch ein Dutzend Franktireurs umstellt und gefangen genommen worden. Seine äußere Erscheinung ließ ihn im ersten Augenblick kaum als reicher Leute Kind erkennen. Der badische Waffenrock, den er trug, saß noch schlechter als ein preußischer (was viel sagen will), und infolge dicker Leibbinden und Unterhosen hatte sich das ganze Brust- und Rückenstück des Rockes nach oben geschoben. Der Eindruck davon verschwand aber in demselben Moment, wo er lachte, und er lachte viel. Er präsentierte dann vier Schneidezähne, die nur an den Rändern leise lädiert, eine feine kaum haarbreite Goldeinfassung erhalten hatten. Unverkennbar ein zahnärztliches Meisterstück und mutmaßlich enorm teuer. Diese vier Zähne wirkten wie die Visitenkarte eines Bankier-

sohnes. Wir waren fast 14 Tage zusammen und plauderten das Mannigfachste durch. Er schwärmte für Preußen, hielt uns ohne weiteres für ein Heldengeschlecht und hatte bei seinem ersten Verhör dem Kolonel eine Rede in diesem Sinne gehalten, die freundlich aufgenommen und ein paar Tage später in den Lokalblättern von Besançon in nuce gedruckt worden war. Ich muß hinzufügen, daß er geläufig französisch sprach. Dies alles war gut; aber weitaus am meisten interessierte es mich doch, wenn er leuchtenden Auges über den Juwelenhandel einen kleinen Vortrag hielt. Dann erschloß sich mir eine neue Welt. Gerade auf diesem Gebiet hatte ich wenig Gelegenheit gehabt, mich zu orientieren. So jung er war, so sprach er doch von Smaragden, wie andre junge Leute von schönen Augen sprechen. Er schilderte mir einen Besuch in einem Pariser Juwelenladen, den er im Sommer 1870, kurz vor Ausbruch des Krieges, gemacht hatte, wobei ihm die Sorglosigkeit, mit der die Besitzer ihr Geschäft betrieben, das Imponierendste gewesen war. Auf eine bloße Empfehlungskarte hin, hatte man ihm für 6000 Franks Smaragde mit nach Pforzheim gegeben, alles rasch und sans phrase, während junge und alte Juwelenkäufer (meist Juden) an den anderen Tischen des Lokales standen, die Diamanten aus ihren Baumwollpaketen herausnahmen, nebeneinander auf die flache Hand legten und minutenlang sich in den Anblick dieser Herrlichkeit vertieften; dabei zugleich jede kleinste Wert- und Schönheitsnuance erkennend. „Das Bijouteriegeschäft," so schloß er wohl, „hat seine Reize, aber es ist klein, ärmlich, prosaisch neben dem Steinhandel."

Ein zweiter Deutscher unsrer Kolonie führte den Namen: „le cocher de Bismarck." Er trug ein echt preußisches Kutscherkostüm mit Stulpstiefeln, Wappenknöpfen und breiter Goldborte, und war in der Nähe von Epinal, auf Spionage hin, verhaftet worden. Eine wunderliche Figur, gutmütig und

schlau zugleich; bei Fritzlar im Hessischen zu Hause. Was ihn mir interessant machte, war, daß er 17 Jahre lang als Kunstreitergroom die Loissets, die Franconis, die Ciniselli's begleitet hatte. Ich darf sagen, in jeder Stadt Europas über 50 000 Einwohner war er gewesen; er wußte in Petersburg, Konstantinopel, Lissabon gleich vortrefflich Bescheid, sprach ein gutes Französisch, ein leidliches Englisch und hatte von allen andern Sprachen wenigstens eine oberflächliche Kenntnis. Ich muß bemerken, daß er niemals den Gesellschaften als solchen, sondern immer nur einem einzelnen hervorragenden Mitgliede derselben als Reitknecht und Pferdepfleger angehört hatte. Die längste Zeit über war er bei einem ungarischen Schärpen- und Reifenspringer gewesen, von dem er mit ungeheuchelter Hochachtung sprach. Er betrachtete dies alles als ernsthafte Kunst, lobte die Ordnungsliebe, die Sauberkeit, die Gewissenhaftigkeit seines Herrn, stellte der Mehrzahl der Damen die glänzendsten Tugendzeugnisse aus und ließ mich wieder recht empfinden, wie sehr wir Draußenstehenden auf diesem wie auf ähnlichen Gebieten mit unsern Vorstellungen in die Irre gehen. Die Welt ist oft schlechter, als wir sie nehmen, aber noch öfter vielleicht ist sie besser.

Der Dritte, zu dem ich in Beziehung trat, war „le maître d'école", ein Deutsch-Franzose. Ich konnte mich anfangs nicht mit ihm befreunden, teils weil er etwas Sonderbares, beinahe Unheimliches in seinem tiefliegenden Auge hatte, teils weil ich das Bild des „Schulmeisters" aus den Geheimnissen von Paris nicht loswerden konnte. Es kam dazu, daß er sich beim Sprechen etwas zierte und durch Korrektheit und obligate Nasaltöne den „maître d'école" beglaubigen wollte. Er war, wie soviele andere, denunziert und verhaftet worden, weil er mit einem preußischen Offizier gesprochen hatte. Endlich kam der ersehnte Tag der Freiheit; daheim in Lothringen saß seine Frau mit sechs Kindern. Aber wie hinkommen? Er fragte

mich, ob ich ihm das Reisegeld geben könne. Ich tat es ohne weiteres. In solchen Zeiten empfindet man doppelt: gib, auf daß dir gegeben werde. Dem Manne traten die Tränen in die Augen, und er dankte mir herzlich, übrigens ohne sich das Geringste zu vergeben. Der eigentliche Gewinner war ohnehin ich. Hatte ich dem Manne einen Dienst geleistet und seine Dankbarkeit erworben, so war ich ihm doch ungleich mehr verpflichtet, daß er mir die Gelegenheit dazu gegeben hatte. Die Kunde von dieser Großtat lief wie ein Feuer durch die ganze Zitadelle von Besançon; ich war auf einen Schlag „etabliert", man gab mir ungesucht eine exzeptionelle Stellung und der alte Sergeant, auf den ich wohl noch zurückkomme, adressierte sich immer mit den Worten an mich „un homme comme vous". Ich hatte Ursache, mich alles dessen zu freuen; zugleich empfand ich schmerzlich die furchtbare Macht des Geldes. Wen diese Worte etwas verwunderlich anblicken, der vergesse nicht, daß unter Blinden der Einäugige König ist. Es schlug vielleicht manch gütigeres Herz auf der Zitadelle von Besançon; aber was frommte es, solange sich diese Güte nicht „berechnen" und nicht in Zahlen ausdrücken ließ.

Neben dem Schulmeister schef „le bon tireur", ein schöner Mann, an dem nur auszusetzen war, daß er es zu sehr wußte. Er kam aus Rom, hatte ein Jahr lang der Legion von Antibes angehört und diente jetzt, wie viele andere seiner alten Kameraden, in einem Marschbataillon. Die Geschenke hübscher Frauen, dazu die zahlreichen Prämien, die er sich als brillanter Schütze erworben (er trug immer einen breiten Leibgurt, der in Front die Lederhülsen für mindestens 30 Patronen aufwies), hatten ihn sichtlich verwöhnt und gaben seinem elastischen Gange, seiner beinahe eleganten Turnüre doch ein Maß von Prätension, das zu seiner Stellung nicht paßte. Er war wegen Hochfahrenheit zahllose Male bestraft und saß jetzt hier, weil er auf den Zuruf seines Kapitäns „vous êtes un lâche" ge-

antwortet hatte „pas plus que vous". Er machte beständig Vorstellungen an den General, in denen er eine ähnliche kecke Sprache führte und sich auf sein gutes Recht steifte, „weil er zuerst beleidigt worden sei". Auf meine Bemerkung, daß solche Eingaben, in so selbstbewußtem Tone abgefaßt, in Preußen ganz unmöglich seien, antwortete er nur mit superiorem Lächeln: „Je sais, je sais: vous avez encore le régime du bâton; nous sommes plus libres en France." Er ließ sich das auch nicht ausreden.

Eine andere Figur war „le raconteur", der Liebling und das Ferment der ganzen Gesellschaft. Er machte mir das Bett, gab mir sein Strohkissen, deckte mich mit seiner Decke zu, so daß ich eigentlich nicht weiß, wie er sich durch die kalten Nächte durchgeschlagen hat. Er war ein ausgesprochener Humorist, und hatte, neben seinem Spaßmachertum, vor allem auch jene Herzensgüte, ja jene Feinheit der Empfindung, die den wirklichen Humoristen allemal charakterisiert. Er erzählte sehr gern, aber im Erzählen beobachtete er beständig, ob er vielleicht Anstoß gäbe oder durch ein Zuviel die Geduld erschöpfe; glaubte er derartiges wahrzunehmen, so schwieg er sofort und wartete ab, bis er ermuntert wurde, den Faden wieder aufzunehmen. Er hatte ein Paar Dienstbosen verkauft, um seine Kameraden in Wein freihalten zu können; daraufhin war er, nachdem ihn eben diese Kameraden angezeigt hatten, zu sechs Monaten verurteilt worden. Für mich ein offenbarer Vorteil. Ich liebte ihn förmlich. Bei weiterer Schilderung meiner Tage in Besançon komme ich auf ihn zurück.

Der letzte, von dem ich zu sprechen gedenke, war „le penseur libre", ein kleiner, kratzbürstiger Kerl, nah an Fünfzig, seines Zeichens ein „Kommissionär in Hülsenfrüchten". Er war eingesperrt worden, weil er den Preußen eine Ladung Mehl verkauft hatte. In einem scharfen Gegensatz zu dieser merkantilen Beschäftigung stand sein geistiges Leben. Er war

Philosoph; sein Lieblingsschriftsteller Victor Cousin, dessen gediegene Übersetzungen der klassischen Literatur, griechisch wie lateinisch, er besaß, beziehungsweise auswendig konnte. In einer Anzahl kleiner blauer Notizbücher, die er als Vademecum auch mit ins Gefängnis genommen, hatte er sich die Weisheit des Altertums für den Hausgebrauch zurechtgemacht. Gleich den zweiten Tag fragte er mich, ob es mir recht sei, Senecas Betrachtungen über den Tod, über das ruhige sich schicken ins Unvermeidliche zu lesen. Ich hielt es für artig, „ja" zu sagen, und mußte nun zwei Stunden lang meinen Kopf und meine Augen anstrengen, um mich in diesen „Blaubüchern" zurechtzufinden, die für mich wenigstens das Schicksal aller blue books teilten, ziemlich langweilig zu sein. Solche Gedanken aus sich heraus zu gebären, sie selbständig zu haben, kann Trost verleihen und das Gemüt adeln; es zurechtgemacht an sich herantreten sehen, ist mindestens unfruchtbar. Da wirkt ein Gesangbuchvers von Paul Gerhardt doch anders! Es blieb nun aber nicht bloß bei Seneca. Dieser furchtbare penseur libre hatte, mit Hilfe seines Victor Cousin, eine eminente Kenntnis von Plato, Tacitus, Plutarch und vielen anderen noch, und vielleicht niemals hat ein deutscher homme de lettres vor einem französischen Hülsenfruchthändler eine so kümmerliche Rolle gespielt wie ich. Er wußte alles, ich wußte nichts. Glücklicherweise war ich nicht in der Stimmung, über diese konstanten Niederlagen mich besonders zu grämen. Auch bin ich ihm das Zeugnis schuldig, daß er mich nie ironisch behandelte und sein offenbares Übergewicht keinen Augenblick mißbrauchte.

Ich versuche nun, nachdem ich den Leser mit den „Spitzen der Gesellschaft" bekannt gemacht habe, ihm im weiteren einen Tag zu schildern, wie wir ihn in der Zitadelle zuzubringen pflegten.

Um 6 Uhr rasselte draußen das Schlüsselbund, die schwere Tür wurde geöffnet, der Sergeant trat ein, und das Abzählen

begann, um festzustellen, daß über Nacht nichts von der Herde verlorengegangen sei. Wir waren zuletzt 22 in einem ursprünglich für höchstens 12 Personen bestimmten Raum. Dem Überwerfen der notwendigsten Kleidungsstücke folgte draußen auf dem Hof der Waschprozeß; abgetrocknet wurde an den Bettlaken, die von der Nacht her noch etwas Wärme konservierten. Einige Aristokraten der Gesellschaft, zu denen ich leider nicht gehörte, hatten es bis zu einem Handtuch gebracht. Nur ein Stück „Monstre-Savon" war mir von Langres her geblieben.

Nun begann der Morgenspaziergang, und zwar in einem mit Flußkieseln bestreuten Hofe, der 40 Schritt lang und 15 Schritt breit sein mochte. Von diesen 15 Schritt in der Breite waren aber mindestens 5 Schritt zu einer Art Terrasse abgeschnitten, welche letztere ein Allerheiligstes bildete, das von uns nicht betreten werden durfte. Es war die „Gartenanlage" der Zitadelle, auf deren Beeten etwas Kerbel und Petersilie, an der Wand aber ein wie verkrüppelte Georginen aussehendes Strauchgewächs wuchs. Es trug Tomatenäpfel, die nicht reif werden wollten.

Wie es für etwa 80 Menschen möglich wurde, auf diesem Stückchen Hof ein oder zwei Stunden lang spazierenzugehen, weiß ich nicht; gleichviel es geschah. Der blaue Himmel, die Morgenfrische taten meinen Sinnen wohl; nur wurde dies Behagen, durch unliebsame Töne aus der Ferne her, häufiger unterbrochen, als mir angenehm sein konnte. Es war in der Regel 7 Uhr; eine Salve krachte herüber; das Echo antwortete in den Bergen. Eine Gruppe trat dann zusammen, einer warf den Zigarrenrest in die Luft und sagte ruhig: Heute werden drei erschossen. Ich konnte nicht gleichgültig dabei bleiben; wie ein physischer Schmerz ging es mir oft durch die Brust.

Die Promenade wurde fortgesetzt; die meisten lachten, plauderten; wenige trugen schwer. Zwischen 8 und 9 hieß es

in viertelstündigen Pausen: „à l'eau", „du pain", „la commission", Schlachtrufe, die jedesmal ein halbes Dutzend Personen abriefen, die nun Wasser und Brot für die Gesamtheit herbeizuschaffen oder aber („la commission") die *Extras* in Empfang zu nehmen und zu verteilen hatten. Alle diese Rufe waren aber bedeutungslos neben dem Rufe „à la soupe", der ungefähr um $9^1/_2$ Uhr laut wurde. Nun stürzte alles der Küche zu und kam mit Schüsseln und Kübeln zurück, die eine leidlich gute Fleischbrühe enthielten; die einzig warme Mahlzeit, die vorschriftsmäßig und gratis verabreicht wurde. Ein gutes Stück Fleisch war wie ein Gewinn in der Lotterie.

Nach der Suppe begann eigentlich wieder eine mehrstündige Einschließung, die von 10 Uhr früh bis 4 Uhr nachmittags zu dauern hatte. Dies wurde aber nie in voller Strenge innegehalten, eines Teils wohl, weil wir ohnehin über alle Gebühr hinaus eingepfercht waren, andern Teils, weil wir tagelang Regenwetter hatten und die uns dadurch auferlegte, totale Einsperrung an den klaren Tagen, schon um unserer Gesundheit willen, wieder ausgeglichen werden sollte. Ein starker Bruchteil der Gesellschaft zog sich aber um 10 oder 11 von selbst, aus eigenem Antrieb, in die Kasemattenräume zurück, um sich zu strecken oder Briefe zu schreiben oder Dame zu spielen. Dies letztere geschah in ziemlich ingeniöser Weise. Auf jeder Pritsche befand sich ein mit Bleistift oder Tinte aufgezeichnetes Damenbrett, dessen Steine einerseits aus den leicht beschaffbaren Kieseln des Hofes, andererseits aus rund geschnittener Brotkruste bestanden. Alle Franzosen spielen es gern und mit besonderem Geschick. Mitunter verirrte sich ein Zeitungsblatt in unsere Mitte; hinter dem letzten Bettstand, der mit seinen aufgetürmten Strohsäcken wie ein Schirm wirkte, etablierte sich auch wohl eine geheime Pikettpartie; unbeweglich daneben saß der penseur libre und las Abhandlungen über die Frage: „Wann einer Zeugenaussage zu trauen sei und wann nicht."

Endlos waren diese Stunden von 10 bis 4; sie hatten aber doch ihre Unterbrechungen, einmal, wenn der Kommandant der Zitadelle und der Rondenoffizier ihren Umgang hielten, namentlich aber, wenn „Neue" eintrafen oder die in bloßer Untersuchungshaft gehaltenen aus dem Verhör in der Stadt zurückkamen. Durch diese Elemente hingen wir mit der Welt zusammen und folgten dem Laufe der Politik und des Krieges. Ob das Berichtete wahr war oder nicht, war der Mehrzahl völlig gleichgültig; es unterhielt doch. Den einen Tag war General Moltke erschossen, den nächsten Tag gefangen, den dritten hatte er einem Kriegsrate präsidiert; der König, der Kronprinz, Prinz Friedrich Karl, alle waren sie einige Tage lang tot, um dann wieder unter den Lebenden zu erscheinen. Es fiel keinem ein, sich über diese Widersprüche zu verwundern; man nahm sie als selbstverständlich hin; ja, man war vielleicht dankbar dafür. Der Stoff wuchs auf diese Weise. Etwa in der Mitte des Monats erschien Garibaldi in Besançon; drei, vier Tage später hieß es, „die Preußen rücken an"; mit beiden Nachrichten hatte es ausnahmsweise seine Richtigkeit. Es wurde viel von „in die Luft sprengen" gesprochen, und im großen und ganzen bemächtigte sich des deutschen Elements ein wenig behagliches Gefühl bei der Aussicht, von den eigenen landsmännischen Granaten totgeschossen zu werden. Ich machte dem liebenswürdigen Kommandanten der Zitadelle, der sich oft halbe Stunden lang mit mir unterhielt, eine halb scherzhafte Vorstellung darüber, worauf er ruhig antwortete: „Ja, diese Obergewölbe sind in fünf Minuten weggeblasen." Der Trost, der uns daraus erfloß, war begreiflicherweise gering.

Die Preußen (es war die badische Division) hatten sich uns inzwischen mehr und mehr genähert. Am 23. hieß es: Heute gibt es eine Schlacht; acht Kilometer von hier, bei Chatillon müssen sie zusammenstoßen. Und in der Tat, es kam zu einem Gefecht. Wir hörten deutlich den Donner der

Kanonen, und von dem Tisch unseres Gefängnisses aus, der uns gestattete, durch die obersten Scheiben hindurch, über die Festungsmauer fortzusehen, folgten wir einzelnen Bewegungen nachrückender französischer Bataillone. Einige von uns schwuren, den Lichtstreifen fliegender Granaten deutlich an dem schwarzgrauen Regenhimmel gesehen zu haben. Um 5 Uhr abends kam Meldung aus der Stadt: „1200 Badois sont captivés; ils arriveront ce soir encore." Zwei Stunden später trafen auch wirklich die Gefangenen ein. Es waren aber nur fünf. Als ein echter Oberländer gefragt wurde, wo denn die 1200 seien, antwortete er ruhig: „'s is halt a Trost, wenn mer mit 500 ins Gefecht geht, kann mer nit 1200 verliere". Ich übersetzte es, was sofort allgemeine Heiterkeit erweckte. Von Groll keine Spur.

So war es Sonntag den 23. Oktober. Ähnlich an andern Tagen. Wir lebten von Gerüchten. Erst die „Abendsuppe", die bei Dunkelwerden serviert wurde, machte regelmäßig der politischen Diskussion und — dem Tage selbst ein Ende. Mit dem Moment, wo die Blechlöffel wieder hinter dem Brett steckten, fiel der Vorhang. Die Nacht begann.

Nun rasselte, wie am Morgen, das Schlüsselbund; der Sergeant, ein alter grognard, passierte abermals unsere Reihen mit hochgehobener Laterne, zählte die Häupter seiner Lieben und verschwand dann mit einem freundlich-bärbeißigen: „Bon soir, messieurs." Eine halbe Stunde später lag alles ausgestreckt unter den Decken, jeder mit einer Nachtmütze über der Stirn, und nur „le raconteur" hockte noch auf seinem zusammengerollten Zeugbündel und wartete auf das Signal zum Erzählen. Er war die Scheherezade dieses Kreises, dem die Aufgabe oblag, den Sultan „Volk" in Schlaf zu erzählen. Es gab ein halbes Dutzend Lieblingsgeschichten: le dragon vert, le curé et le saint esprit, Mylord à Paris, — alle liefen sie auf Liebesabenteuer, auf Spott gegen die Geistlichkeit und

auf Ridikülisierung der Engländer hinaus. Das letztere war meist das wirksamste. Unendliche Heiterkeit begleitete diese Vorträge, und nie hätte ich es für möglich gehalten, in einem Kasemattengefängnis einem solchen Übermaß von guter Laune, von Lachen und Ausgelassenheit zu begegnen. Ich stimmte dann und wann mit ein, ohne recht zu wissen, um was es sich handelte. Das Lachen selbst war so herzlich, daß es mit fortriß.

Diese Erzählungen dauerten oft zwei Stunden. Um 8 Uhr hielten dann mehrere Trommeln und Hörner, eine Art großer Zapfenstreich, ihren Umgang um die Zitadelle, und in dem Moment, wo sie schwiegen, klangen von Besançon die Abendglocken der Kathedrale herauf. Ein paar leidenschaftliche Raucher fuhren manchmal mit dem Streichholz über die Wand hin, um die verglimmende Pfeife neu zu beleben; ein flüchtiges Licht blitzte durch den dunklen Raum; noch ein paar Züge, dann schliefen auch sie. Alles still.

Nacht lag über der Zitadelle von Besançon.

Sechstes Kapitel

Rückblicke

Ich war 18 Tage in Besançon; am 29. Oktober verließ ich es, um, quer durch Frankreich hindurch, über Lyon und Moulins, dann über Poitiers und Rochefort nach der Insel Oléron im Atlantischen Ozean geschafft zu werden. Die letzten drei Tage auf der Zitadelle waren mir in verhältnismäßigem Komfort vergangen; ich hatte sie, infolge eingetretener Intervention, im Offiziergefängnis zugebracht, wo ich in allem, was Speis' und Trank angeht, in der angenehmen Lage war, meiner

Gewohnheit gemäß oder, wie es im Französischen heißt, „im Einklang mit meinem ancien régime" leben zu können. Ein Ausdruck, der mich jedesmal amüsierte. Über diese „guten Tage von Besançon" berichte ich in aller Kürze im Eingange des nächsten Kapitels; aber hier schon, als am passendsten Platz, versuche ich die Eindrücke wiederzugeben, die ich in fast dreiwöchigem Zusammenleben mit französischen Soldaten und Zivilpersonen verschiedenster Art von dem Charakter des Volkes, von den Vorzügen und Schwächen desselben empfangen habe.

Es ist Pflicht zu sagen, daß die Eindrücke die allerangenehmsten waren, und daß ich mir keine Nation denken kann, die in so vielen ihrer aufs Geratewohl gewählten Repräsentanten imstande wäre, ein günstigeres Urteil hervorzurufen. Im allgemeinen wird man sagen können, daß, je nach den Landesteilen, in denen man lebt, auf zehn oder sieben oder fünf Individuen immer ein unleidlicher Mensch kommt; hier lebte ich mit 70 oder 80 Gefangenen zusammen, die in der Zeit meiner Anwesenheit zwei- oder dreimal wechselten (so daß ich etwa 200 verschiedene Personen kennen lernte), und nicht die geringste Unannehmlichkeit, geschweige Unart habe ich zu erfahren gehabt; sie waren alle verbindlich, rücksichtsvoll, zuvorkommend, dankbar für jeden kleinen Dienst, nie beleidigt durch Widerspruch, vor allem ohne Schabernack und ohne Neid. Wir könnten nach dieser Seite hin viel von ihnen lernen. Es offenbarte sich mir ein unerschöpflicher Schatz von Gutmütigkeit, leichtem Sinn und heiterer Laune. Lauter Sanguiniker. Viele waren eitel, andere ruhmredig. Wenn ich aber die Rodomontaden dieser letzteren scherzhaft erwiderte, hatte ich jedesmal die Lacher auf meiner Seite. Von nationaler Gereiztheit keine Spur, wiewohl sie alle, ohne Ausnahme, voll lebhaften patriotischen Gefühls waren. Auch ihr Bildungsgrad, um das noch zu bemerken, hatte mindestens,

bei sonst gleichen Voraussetzungen, das Niveau des unsrigen, wie ich denn überhaupt glaube, daß wir uns nach dieser Seite hin allzu selbstgefälligen Vorstellungen hingeben. Wir glauben eine Art Schulmonopol zu besitzen, und es gibt Leute unter uns, die, einen alten „Dieterici" in der Hand, womöglich den Beweis führen möchten, daß jenseit der deutschen Grenze alles Lesen und Schreiben aufhöre, wie etwa 20 000 Fuß hoch das Atmen aufhört.

Ich meinerseits haben indessen immer nur gefunden, daß die Bewohner anderer Kulturländer, besonders der westlichen, nicht schlechter lesen, wohl aber erheblich besser schreiben können als die Menschen bei uns auch. So in England, Schottland, Dänemark; so auch wieder in Frankreich. Die statistischen Zahlen deshalb zu befehden, fällt mir nicht ein; sie werden schon richtig sein. Es wird unzweifelhaft, namentlich in England und Frankreich, ganze Volksschichten geben, die ich nicht kennen lernte, unterste Schichten, die von der Schule unberührt, mithin auch unerobert blieben; die Zahlen sollen also bestehen bleiben. Aber gestützt auf eben diese Zahlen wächst für viele unter uns ein falsches Gesamtbild empor, ein Bild, das, von vornherein verschoben und immer ins Dunkle retuschiert, schließlich einfach zu einem Zerrbild wird. Hinterm Berge wohnen auch Leute. — Ich kehre nun zu meinen Mitgefangenen zurück.

Sie waren liebenswürdig, gutherzig, neidlos (so etwa sagt' ich); aber so angenehm der Eindruck war, den sie als Individuen hervorriefen, so traurig war der Eindruck, den jeder einzelne als Teil des Ganzen machte. Sie boten das Bild völliger Zerfahrenheit, zu nichts eine Herzensstellung einnehmend als zu „La France" und zur Ruhmesgeschichte ihres Landes. Dies ist etwas, aber nicht viel; oft mehr eine Gefahr als ein Segen. Losgelöst von allem Tieferen wird auch die Vaterlandsliebe (die dann nur eine gewisse Form persön-

licher Eitelkeit ist) leicht zu einer Karikatur, überschlägt sich und gewinnt den Charakter des Hohlen, einer schillernden Seifenblase, eines Nichts. Diese Wahrnehmung hatte ich sehr oft. Ein fester, schöner Glaube existierte an nichts, weder an die Dinge der sichtbaren noch der unsichtbaren Welt. Die Geistlichkeit wurde beständig verhöhnt, der Kaiser war ein Spott, die Marschälle ein Gegenstand der Verachtung; ich begegnete keiner anderen Überzeugung als der einen, daß alles käuflich sei. Sedan war ein „job" im großen Stil; nur Mac Mahon behielt seinen diamantnen Glanz. Der französische Soldat hielt aus bei ihm wie der österreichische (1866) bei Benedek. Aber diese eine leuchtende Ausnahme zeigte nur die Zweifelstrübe, in der man alles andre erblickte, desto deutlicher. Regierung, Kirche, Gesetz, alle drei waren nach ihrer Meinung nur da, um das Volk in Banden zu schlagen und sich selbst zu behaupten und zu bereichern. Alles einzelne sich selber Zweck, nie im Dienst einer Idee, nie im Dienst des Ganzen! Der Eindruck war kläglich und zeigte den tiefsten Verfall. Wie oft sprach es still in mir: glücklich das Land, das diesen Heimsuchungen noch nicht erlegen ist. Das Furchtbare einer Revolution, sie sei nun berechtigt gewesen oder nicht, habe ich nie so lebendig empfunden wie hier. Die klugen Engländer! Sie haben dasselbe getan, aber sie haben eines vermieden: das Brechen mit der Tradition.

Soviel über meine Mitgefangenen. Auch noch ein Wort über Wahrnehmungen, die ich, während der schlimmen Tage (denn sie waren nicht alle schlimm), an mir selber machte.

Ich hob schon hervor, wie gleichgültig mich der Wechsel der äußern Glücksumstände, der Wegfall des sogenannten Komforts berührte; ich fand bald heraus, daß sich bei einer dünnen Fleischbrühe, einem Glase Landwein und einigen Schnitten Weißbrot sehr wohl leben lasse, im Grunde genommen besser als bei Mayonnaisen und Nußtorte. Beiläufig

eine furchtbare Zusammenstellung, die durch einen zwischengeschobenen Rehrücken nicht besser wird. Tag um Tag wurde ich an den Ausspruch eines gefeierten Wiener Arztes erinnert, der mir vor Jahren versicherte, „daß er erst Herr seiner Zeit und seines Geistes geworden sei, seitdem er von einer Tasse Bouillon, etwas Brot und einigen Rüben oder Erdäpfeln lebe". Ich meinerseits trank viel Tee, aber nur, um mich zu erwärmen und durch Wärme gesund zu erhalten; von Wohlgeschmack konnte bei dem seltsamen Gebräu, das auf der Zitadelle von Besançon den Namen „Tee" usurpierte, keine Rede sein.

So gleichgültig wie gegen allerhand „Lebensbedürfnisse", die schließlich eben keine Lebensbedürfnisse sind, beobachtete ich mich auch gegen gewisse Ansprüche und Feinfühligkeiten des Ehrenpunktes. Was mir vier Wochen früher ganz speziell auch auf diesem Gebiete als eine Lebensunerläßlichkeit erschienen wäre, erschien mir jetzt als Luxus und, weil als Luxus, auch als entbehrlich und abtubar. Dies überraschte mich, als ich erst dazu kam, über diese Dinge nachzudenken, am meisten; doch haben mir andre seitdem versichert, daß sie dieselbe Gleichgültigkeit gegen all diese mannigfachen Formen und Szenen der Erniedrigung, die eben keinem Gefangenen erspart werden, empfunden hätten. Das durch die Straßen Geschleppt-, das Angegafft- und Angestarrtwerden, das Geschrei und Gejohle des Pöbels, die zudringlichen Fragen, das Hutabziehen- und Geradestehenmüssen, das Abgezähltwerden bei erhobener Laterne, all das war lästig, bedrücklich, zu Zeiten sehr unangenehm; ich kann mich aber keines Momentes entsinnen, wo ich all dies als ehrenrührig empfunden hätte. Die Gefangenen, auf ihrem Transporte quer durchs Land, wurden meistens gekettet; ich wartete ruhig auf den Moment, wo mir ein gleiches Los zufallen würde. Es blieb aus, es blieb mir erspart. Ich weiß aber, daß auch das mich in meinem

Gleichmut wenig gestört haben würde. Man hat das Gefühl des völligen Preisgegebenseins, des Überantwortetseins auf Gnade oder Ungnade, und empfindet deutlich, daß die Übergriffe, die sich der Machthaber erlaubt, wohl die Ehre dieses Machthabers, nicht aber die eigne treffen können. Vieles zudem, was Flitter ist, wird in solchen Momenten als Flitter erkannt. Das Meiste, worin wir stecken, ist konventionell! Der Stein des Gassenbuben, der gegen uns erhoben wird, mag alles treffen, nur unsre Ehre nicht. Wie eine Zauberformel, die hieb- und schußfest macht, schützt uns das alte: Sancta simplicitas.

Ich litt nicht unter dem Wegfall dessen, was man mit größerem oder geringerem Recht als die künstlich gesteigerten Ansprüche einerseits des Wohllebens, andrerseits eines gewissen Gefühlsluxus ansehen kann, aber ich litt dafür unter dem Wegfall solcher Dinge, die sich der gebildete Mensch recht- und pflichtmäßig zur zweiten Natur gemacht hat, unter dem Wegfall der Sauberkeit und alles dessen, was zum geistigen Bedürfnis gehört.

Die Unmöglichkeit einer gewissen, wenn auch bescheidentlichen Pflege des Körpers wurde peinlich genug von mir empfunden, und diese Empfindung, glaub' ich, hat man nicht als etwas künstlich Hinaufgeschraubtes anzusehen. Es ist Pflicht, auf eine Reihenfolge oder eine bestimmte Zubereitung von Schüsseln, wie bescheiden diese immerhin sein mögen, auf launenhafte, unmotivierte Angewöhnungen, vor allem auf alles, was den Charakter der Verwöhnung trägt, verzichten zu können, aber es ist nicht Pflicht, nicht in der Ordnung, sich gegen die Wasch- und Wasserfrage in allen ihren Stadien in gleicher Weise gleichgültig zu stellen. Es gibt freilich, und dies ist nicht ironisch gemeint, einen äußersten Erhabenheitsstandpunkt, wo auch dies wieder als ein Äußerliches und Gleichgültiges abfällt, wie die Geschichte der Märtyrer und der

Heiligen lehrt, aber mit diesem Maße hat der moderne Mensch nicht Anspruch gemessen zu werden. Für uns liegen die Dinge so, daß mit dem Gefühl des äußerlichen Unsauberseins mehr und mehr auch die Vorstellung einer gewissen innerlichen Unreinheit über uns kommt, ein Gefühl, das uns gradatim allen Mut und alle Zuversicht raubt und uns schließlich dahin bringt, im tiefsten Mißtrauen gegen uns selbst, jede Unbill als etwas Selbstverständliches und Wohlverdientes hinzunehmen.

Ich litt hierunter während der ersten Wochen in Besançon, wie schon angedeutet, ziemlich erheblich; worunter ich aber doch noch mehr litt, das war, daß auch meinem Geiste alles frische Wasser genommen wurde, sich darin zu erlaben; die Berührung mit geistig Ebenbürtigem hörte auf, und ich verfiel der Phrase, dem Geschwätz, der Trivialität. Es bildete sich eine Konversationsform aus, die ich als Greffier-, Schließer- und Gendarmenunterhaltung bezeichnen möchte, eine unsagbar schreckliche Form geistigen Verkehrs, immer dasselbe, so daß ich zuletzt genau berechnen konnte: „Jetzt kommt das". Der Wiederkäuungsprozeß erreichte Grade, daß man sich das Leben hätte wegwünschen mögen. Das Aufsagen meines auswendig gelernten Spruches von: „Reise auf den Kriegsschauplatz, Anwesenheit in Toul und Verhaftung in Domremy", weil es sich hierbei um Tatsächliches handelte, um Realitäten, die niemand besser kannte als ich, war dabei lange nicht das Schlimmste. Das Schlimmste war die Konjekturalstrategie und die in den Wolken schwebende hohe Politik, die ich nolens volens treiben mußte! Fragen, über die sich Generalstab und Kabinett bis diese Stunde den Kopf zerbrechen, hatte ich längst gelöst. Ich ließ beständig Armeen marschieren, diese Armeen immer neue Kurven und Schleifen bilden, Hunderttausende von Franzosen wurden bald hier, bald dort gefangen genommen, und nur drei Generale ließ ich als widerstandsfähig und selbst

gefahrdrohend für uns gelten, die alten Wintergenerale: Dezember, Januar und Februar. So viel als Stratege. Meine eigentlichsten Untaten verübte ich aber doch als Taschen-Bismarck. Ich schrieb die Waffenstillstandsparagraphen, entwarf Präliminarien, setzte den Tag des Friedensabschlusses auf 24 Stunden ganz genau fest und zog die künftige Grenzlinie zwischen Frankreich und Deutschland mit einer Sicherheit, die nur durch meine genaue Berechnung der Kriegskosten übertroffen wurde. Ich habe (sonst gewissenhaft und beinahe peinlich in Sachen der Unterhaltung) während dieser Gefängniswochen wahre Berge von Schwatzsünden auf mein Haupt geladen und muß dennoch schließlich mich selber wieder dahin rechtfertigen, daß ich nicht gut anders konnte, wenn ich nicht durch kühle Reserviertheit alle Wohlgeneigtheit meiner Machthaber einbüßen wollte. Ich hatte beständig ein Gefühl der Scham und des Unwürdigen, das in diesem Auftischen vager, fundamentloser Hypothesen und willkürlicher Redensarten lag, und dennoch

... war es Sünde,
So es noch einmal vor mir stünde,
Ich tät' es wieder, tät' es doch.

„Comme officier supérieur“

Erstes Kapitel

Von Besançon bis Lyon

Die letzten dreimal 24 Stunden meiner Gefangenschaft in Besançon hatten, wie zu Eingang des vorigen Kapitels bereits bemerkt, ein heitereres Kleid getragen als die vorausgehenden Wochen, freundlichere Tage bereiteten sich für mich vor, wenngleich ich, in demselben Moment, in dem sie begonnen, die bis dahin immer noch gehegte Hoffnung auf das Bourgautsche „renvoyé dans votre pays“ zu Grabe tragen mußte. Meine Freisprechung erfolgte, aber nicht meine Freilassung. Ich habe bei diesen Vorgängen noch einen Augenblick zu verweilen.

Am 15. Tage meiner Gefangenschaft erschien der Zitadellkommandant, mein besonderer Freund und Fürsprecher, in der großen Kasemattenhalle, um mir mitzuteilen, daß sich das Kriegsgericht inzwischen von der Wahrheit meiner Aussagen, will also sagen von meiner vollständigen Unschuld, überzeugt habe. Der General indessen sei nichtsdestoweniger der Ansicht, daß ich als Kriegsgefangener im Lande verbleiben müsse. Wie aus meinem Notizbuche, meinen Papieren und meinen eigenen Angaben hervorgehe, sei ich nicht nur mit vielen

preußischen Offizieren bekannt, sondern habe auch „militärische Augen", denen die Zustände und Vorgänge im Lande, die Befestigungen und Truppenbewegungen nicht entgangen sein würden. Daraufhin sei es unmöglich, mich in meine Heimat zu entlassen; ich würde vielmehr mit einer Anzahl badischer Gefangener nach der Insel Oléron im Atlantischen Ozean transportiert werden.

So freundlich diese Worte gesprochen wurden, so trafen sie mich doch zunächst sehr hart. Ich hatte mich eben immer noch mit Illusionen getragen. Der Kommandant nahm dies wahr, und gütigen Sinnes fuhr er fort: „Ich bin im übrigen erfreut, die böse Nachricht, die ich Ihnen bringen mußte, durch eine gute einigermaßen balancieren zu können. Se. Eminenz der Kardinal hat sich für Sie verwandt. Sie werden infolge dieser Verwendung als officier supérieur angesehen und bei ihrem Eintreffen auf île Oléron einer relativen Freiheit teilhaftig werden; Sie werden sich auf der Insel ungehindert bewegen können. Die Bevölkerung des Westdepartements, besonders der Insel, ist liebenswürdig, gastfrei, human. Ich werde Ihnen zudem eine Empfehlung an einen Freund und Verwandten mitgeben. Ihre Abreise wird sich noch einige Tage hinausschieben; bis dahin aber werden Sie bereits all der Vorrechte teilhaftig sein, die Ihnen von diesem Augenblick an zuständig sind. Mr. le Principal (dies war die euphemistische Bezeichnung für den Greffier) wird das weitere veranlassen." Ich dankte; ein Soldat nahm mein Bündel, und, unter Händeschütteln von meinen Mitgefangenen Abschied nehmend, übersiedelte ich nunmehr unverzüglich in das auf einem andern Zitadellhofe gelegene aristokratische Viertel.

Ich blieb hier noch drei und einen halben Tag. Das Leben gewann wieder Reiz; ich konnte schreiben, Zeitungen lesen, mich sammeln, ungestört meinen Gedanken nachhängen. Es waren glückliche Tage. Meine besondere Freude war der Kom-

mandant, dem ich, wie schon erwähnt, von Anfang an so viele Freundlichkeit zu verdanken gehabt habe. „He took a fancy for me." Freilich hatte ich für diese Freundlichkeit auch meinerseits schwer zu zahlen, denn eine Nachmittagskonversation, die nie unter zwei Stunden, einmal aber volle vier Stunden dauerte, war eine Anstrengung für mich, an die ich mit einem leisen Schauder zurückdenke. Es trat dabei schließlich, Mal für Mal, ein Zustand völliger Erschöpfung ein, in dem ich schon längst nicht mehr einen Gedanken, aber zuletzt auch kein einzig Wort mehr finden konnte. Wie immer dem sei, es war wohlgemeint, und ich befand mich genau in einer Lage, in der mir das Wohlwollen eines Menschen, noch dazu eines Vorgesetzten, alles bedeuten mußte.

Am 29. Oktober, drei und eine halbe Woche nach meiner Gefangennehmung in Domremy, wurde ich in meine eigentliche Kriegsgefangenschaft „far in the West" abgeführt. Die Reise quer durchs Land, so lehrreich, so anregend, so bedeutungsvoll sie war, war doch ein neues Schrecknis. Wer als Kriegsgefangener durch Frankreich geschleppt worden ist, weiß, was das sagen will. Die Begegnungen und Erlebnisse auf dieser zehntägigen Reise gebe ich nun in diesem zweiten Abschnitt.

Sechs Uhr früh (am 29.) traten wir auf dem Hofe an, außer mir noch fünf kriegsgefangene Badenser. Im Geschwindschritt ging es den Berg hinunter, an Jesuitenkirche und Kommandantur vorbei, auf den Bahnhof hinaus. Die Bevölkerung ließ uns ruhig ziehen. Der Nebel fiel fast wie ein Regen.

Von Besançon bis Lyon werden noch nah an 30 Meilen sein. Die Landschaft bot anfangs nichts besonderes, nur wo wir Flüsse zu passieren hatten, zeigten sich Bilder von eigentümlichem Reiz. An den Ufern hin, oft auf Landzungen, die sich bis in die Mitte des Stromes erstreckten, erhoben sich schloßartige Gehöfte mit Rundturm und Spitzdach; hohe italie-

nische Pappeln, die alle noch ihr herbstlich gelbes Laub trugen, bildeten die Avenuen oder standen in Gruppen um das Gehöft umher; es berührte mich, als wäre ich all diesem auf Galerien in breitem goldenen Rahmen schon mal begegnet.

So ging es 15 oder 20 Meilen weit. Da änderte sich das Bild. Wir hatten die Jurakette blau und duftig zur Linken; nach rechts hin dehnte sich ein Flachland, ein fruchtbare Niederung, von Waldstreifen und kleinen Höhenzügen kulissenartig durchzogen. Am fernen Horizont, nach eben dieser Seite hin, hing der gelbglühende Ball der Sonne und lieh allem ein entzückendes Licht; es war, als sähe man eine der weitgedehnten Veduten Claude Lorrains. Dann kam eine große Stadt, Bourg (Hauptort im Departement Ain), dessen berühmte Kirche Brou, mit den reichen Mausoleen des Hauses Savoyen, umblitzt vom Widerschein der sich neigenden Sonne, an dem nach Osten hin wolkengrauen Himmel stand.

Von Bourg traten wir ersichtlich in eine mehr südliche Landschaft ein. Namentlich die Architektur, das Aussehen der Dörfer, gewann einen abweichenden Charakter; alle Gotik hörte auf, und das Flachdach, die italienische Vigne, wurde allgemein.

Zwischen vier und fünf gelangten wir in den Bereich der Rhone. Alles Land war überschwemmt, Häuser und Bäume wuchsen wie aus einem großen See heraus, bis wir in der Dämmerstunde die aufgeworfenen Erdbefestigungen und bald darauf auch den ersten, weit vorgeschobenen Bahnhof Lyons erreichten. Als wir in der zweiten Bahnhofshalle hielten, war es dunkel; dazu regnete es. Dies galt immer als ein Glück. Es war gleichbedeutend mit Wegfall jeder Volkseskorte.

Vom Bahnhofe aus ging es zunächst eine Steintreppe hinauf; damit hatten wir das Niveau der Stadt gewonnen, die in gedämpftem, flackerndem Lichterglanze vor uns lag. Wir passierten eine Rhonebrücke (so schien es mir wenigstens), tausend Gasflammen warfen hüben und drüben ihren Schein

in den breiten Strom, einige erleuchtete Pfeiler, wie Wahrzeichen für die Schiffahrt, schienen daraus hervorzuragen. Dann kam ein großer Platz; nach links hin schimmerte ein Standbild halb nebelhaft, und in einiger Entfernung an ihm vorbei marschierten wir in eine der langen Straßen hinein, die von verschiedenen Seiten her auf den Platz mündeten. Nach zehn Minuten hielten wir vor dem Gefängnis, pochten und traten in den Hof.

Es goß jetzt in Strömen. Die Gendarmen und einige unliebsame Gestalten, die trotz ihrer Uniformen stark an 1793 erinnerten, sprachen lebhaft hin und her; endlich wurde ich aufgefordert einzutreten. Die armen Badenser wollten folgen, aber man stieß sie unter Geschrei in den Hof zurück. Ich erachtete jetzt den Augenblick für gekommen, ein Schreiben vorzuzeigen, das mir, kurz vor meinem Aufbruch von Besançon, unterschrieben und untersiegelt eingehändigt worden war und sozusagen meine französische Ernennung zum „officier supérieur", zugleich die Aufforderung an alle Militär- und Zivilbehörden enthielt, „mir die meinem Range schuldigen Ehren" („dû à mon rang") zu erweisen. Das Papier wurde gelesen; der dienstuende Sergeant indes, ein frecher, verlebter, verliederter Kerl, hatte wenig Lust, Notiz davon zu nehmen, und erklärte, es sei unmöglich. Inzwischen waren andre Beamte erschienen, unter ihnen der eigentliche „gardien-chef", ein geborener Pariser, an dem nichts auszusetzen war, als daß er für seine Stellung zu sanft und zu gebildet sprach. Auch das kann zu einem Fehler werden. Man denke sich einen Scharfrichter, der seinem Opfer zuflüstert: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht." Wie immer dem sei, die wohlakzentuierte Rede meines neuen „Prinzipal" hatte wenigstens das Gute, daß Platz für mich geschafft und eine Art „Fremdenstube" zu meiner Aufnahme hergerichtet wurde. In diese trat ich jetzt ein. Im ersten Augenblick erschrak ich, denn sie war nichts als

eine vergrößerte Altewäschkiste, auf die ganz und gar die Beschreibung paßte, die Falstaff in den Merry wives of Windsor von einem solchen Wirtschaftsstücke entwirft. Eine unglaubliche Lokalität! Bettlaken, Strümpfe, Chemisen aller Arten und Grade lagen in den Ecken aufgeschichtet, dazwischen halberbrochene Bücherkisten, Koffer von Seehundsfell, die längst die letzte Borste eingebüßt; an den Riegeln aber hingen rote Militärhosen (letzte Garnitur), verstaubte Uniformstücke, ein verrosteter Degen und Spinnweben in langen Fahnen. Besonders bedrohlich erschien mir ein großer aufgeplatzter Sack mit Kalbshaar, der mitten im Zimmer lag und eine Art Gebirgsstock für alles übrige bildete. Einen ähnlich ängstlichen Eindruck machte das Bett, aber der gardien-chef, der selbst empfinden mochte, wie wenig das alles zu den Ansprüchen eines officier supérieur stimmte, half aus eigenen Mitteln nach und erschien mit einem braunkarrierten Plumeau, mir dadurch für meinen Lyoneser Aufenthalt einen Komfort und einen Luxus schaffend, den ich während all der Wochen meiner Gefangenschaft weder vorher noch nachher gehabt habe. Enfin — ich kauerte mich in meinem Bett zurecht, zog meinen Körper gerade ausreichend zusammen, um unter dem knapp bemessenen Federkissen Platz zu finden, und schlief ein, während die Spinnweben leise über mir wehten.

Zweites Kapitel

Lyon

In aller Frühe war ich wach, machte meine Toilette und sah alsbald eine junge Frau, die Besitzerin eines nahegelegenen Cafés, erscheinen, die nach meinen Befehlen fragte. Ich bestellte möglichst viel, da ich nachgerade einzusehen begann, daß

der officier supérieur sein Patent weniger aus dem Portefeuille als aus dem Portemonnaie zu beweisen habe, und daß überall rätselvoll-geheime Beziehungen zwischen den Gefängnisautoritäten und den naheliegenden Restaurants beständen. Wer diese für sich hatte, hatte sich alsbald auch die Geneigtheit jener erworben; mit Liberalität gelangte man fast bis an die Grenzen der Libertät.

Die Freundlichkeit der jungen Frau, die all die Tage über fast immer selbst kam und an der fremdländischen Unterhaltungsweise ersichtlich einen Gefallen fand, tat mir wohl und war jederzeit wie ein Lichtschein, der in den grauen Dämmer meines Gefängnisses fiel. Ich sog mir noch einen besondern Trost daraus, da ich offen bekennen will, die Tage meines Aufenthaltes in Lyon unter einem beständigen Herzschlagen zugebracht zu haben. Ich war durch lange Unterhaltungen, die ich in Besançon geführt, noch mehr durch die Lyoner Journale, die ich während der letzten Tage auf der Zitadelle regelmäßig zu lesen pflegte, über die Stimmung der Rhonehauptstadt vollkommen aufgeklärt und hatte mit allem Fug und Recht das bange Gefühl, mich auf einem Krater zu befinden. In Besançon hatten die Obrigkeiten geherrscht, hier herrschte bereits die Masse oder stand doch jeden Augenblick auf dem Punkt, die Herrschaft an sich zu reißen. Vor drei Tagen war das Redaktionslokal des „Salut public", vor fünf Tagen die Wohnung des für imperialistisch geltenden Divisionsgenerals vom Volke gestürmt worden; ich konnte, angesichts dieser Tatsachen, die Frage nicht los werden: „Was nun, wenn diese Septembriseurs in die Gefängnisse einbrechen und furchtbare Musterung halten?" Hinterher ist über solche Anwandlungen von Furcht gut lachen, im Momente selbst aber war die Situation alles andere eher als lächerlich.

Es geschah überdies allerhand, das nicht gerade angetan war, das fehlende Gefühl der Sicherheit mir wieder zu geben.

Verschiedene Leute aus der Stadt, vielleicht Freunde des Gefängnisvorstandes, kamen, um mit mir zu politisieren; sie waren fast alle artig, fast verbindlich in ihren Formen, aber ersichtlich aufgeregt und zerstreut.

Endlich sollt' ich erfahren, was die Ursache war: „Bazaine hatte kapituliert"; die Nachricht drang bis in meine vergitterte Zelle. Einige Stunden später ward es mir gegenüber wieder bestritten, aber nur, weil man es bestreiten wollte. Ich war übrigens fast ebenso aufgeregt wie die Franzosen, die kamen und gingen.

Die letzten Besucher hatten mich eben verlassen, und ich suchte es mir in einer Art Gartenstuhl, während ich die Füße auf den aufgeplatzten Sack mit Kalbshaar stellte, möglichst bequem zu machen, als draußen, von den Türmen der unmittelbar anstoßenden Kathedrale hernieder, ein Läuten begann, wie ich es all mein Lebtag nicht gehört habe, vielleicht auch nicht wieder hören werde. Eine tiefgestimmte Riesenglocke gab alle zehn Sekunden einen Schlag, eine zweite Glocke, in regelmäßigen Schwingungen, rollte klangvoll und gewaltig dazwischen; hinein aber in dies großartig ernste und zugleich melodische Konzert klang das disharmonische Geschrei und Geächz kleiner und allerkleinster Glocken, wie wenn in Posaunentöne hinein ein halbes Dutzend Pickelflöten kreischt. Es war tiefe Klage, lauter Hilferuf, leises Gewimmer; eine unbeschreibliche Angst bemächtigte sich meiner; hörbar schlug mir das Herz. Was war es? War ein Feuer ausgebrochen? Nein! Kein Lichtschein rötete den Himmel, keine Wagen und Spritzen rasselten über das Pflaster hin; nur ein lautes Geschrei von Menschenstimmen kam die Straße herauf, immer näher. Ich war ganz sicher, daß sich ein Volksaufstand vorbereitete, daß „la terreur" heranziehe und seine Herrschaft proklamiere. Was war zu tun? Ich sah stumm vor mich hin und wartete ab. So ging es eine Viertelstunde, dann war alles wie ab-

geschnitten; die Glocken schwiegen, das Gekreisch war draußen vorübergezogen, alles still.

In Fieberhast lief ich alle Möglichkeiten durch, endlich hatt' ich es: der andere Tag (2. November) war Totentag. Dies Glockenwehklagen hatte den Tag Allerseelen eingeläutet.

Der Allerseelentag verlief ruhig, weniger Geräusch als sonst war äußerlich wahrnehmbar; nur im Gefängnis selber belebte sich's über den Alltagsverkehr hinaus. Das machte, sieben norddeutsche Schiffskapitäne waren von Marseille her als Gefangene eingetroffen und warteten in einem kleinen Bureauzimmer auf den Bescheid des Lyoner Divisionsgenerals, der über ihren weiteren Verbleib entscheiden sollte. Man schwankte zwischen Tours, Clermont und Moulins. Es war um die Mittagsstunde, als ich, durch freundliche Vermittelung des gardien-chef, Gelegenheit fand, meinen Landsleuten mich vorzustellen. Wir verplauderten eine angenehme halbe Stunde, gegenseitig unsere Herzen ausschüttend. Es waren sämtlich Pommern und Mecklenburger, der Mehrzahl nach große, breitschultrige Leute, aber alle von jenem sentimentalen Zug, dem man bei starken Naturen, namentlich auch bei Seeleuten, so oft begegnet. Sie hatten alle etwas Trauriges, Verschleiertes im Auge, und nur die Wahrnehmung beruhigte mich (sie waren eben beim zweiten Frühstück), daß ihr frischer, meerentstiegener Appetit unter dieser Stimmung keinen Augenblick gelitten habe. Mehrere Limburger Käse, die sie in flachen, runden Schachteln, genau so wie man Feigen verschickt, mit sich führten, verschwanden im Umsehen. Einer, ein Kleiner, mit geniertem Blick, nahm an der allgemeinen Sentimentalität nicht teil; er war offenbar der Klügste und hatte sich, auf mir unerklärliche Weise, sogar mit neuen deutschen Zeitungen auszurüsten gewußt. Vielleicht ein kühner Griff in ein Marseiller Lesekabinett! Als die Reihe des Erzählens an mich kam und mein herkömmliches Sprüchel: „Toul, Jungfrau von Orleans,

Vaucouleurs und Domremy" diesmal in deutscher Sprache von mir aufgesagt worden war, fragte der Kleine nach meinem Namen. Ich nannte ihn. Er lächelte listig-vertraulich und überreichte mir gleich darauf eine neueste, höchstens fünf oder sechs Tage alte Nummer der „Hamburger Börsenhalle", worin ich in einer Berliner Korrespondenz die Geschichte meiner Verhaftung las. Ich kann wohl sagen, daß das einen sonderbaren Eindruck auf mich machte.

Wir politisierten auch ein wenig. Das Hauptgespräch drehte sich natürlich um die Kapitulation von Metz. Ich sagte ihnen, „die Sache würde neuerdings wieder bestritten", worauf der Kleine mir zuflüsterte: „Wir wissen nur zu gut, daß es wahr ist; wir haben es sozusagen an uns selber erfahren. Die Nachricht war noch keine zwei Stunden in Marseille bekannt, als wir von Oran her landeten und durch die Stadt mußten. An diesen Marsch will ich denken. Die Aufregung war furchtbar; das Hafenvolk drohte uns, drängte sich an uns, warf mit Steinen; neben uns her aber, in dichten Kolonnen, zogen die Mobil- und Nationalgarden und trugen große schwarze Fahnen, zum Zeichen der Trauer. Wir waren froh, als wir unter Dach und Fach waren."

Einer der Kapitäne, ein großer, schöner Mann, mit einem langen schwarzen Sappeurbarte, war nicht nur verheiratet, sondern hatte auch seine kleine blonde Frau, eine Rostockerin, mit auf die Fahrt genommen; eine „Hochzeitsreise nach Konstantinopel" in glücklicher Mischung des Nützlichen mit dem Angenehmen. Die Frau regierte natürlich, und zwar nicht nur *ihren* Mann, sondern auch die sechs andern, was bei der besondern Stellung, die sie einnahm, keinen Augenblick zu verwundern war. Sie sprach ein leidliches Französisch, machte deshalb den Interpreten und focht für die *Gesamtheit* alle Kämpfe siegreich durch. Ihr Ehegespons war ihr eigentlich nur „beigegeben". Dies hatte seine gute Seite, aber doch auch

seine schlimme. Überall, wo die sieben Kapitäne eintrafen, wurden sechs ins Militärgefängnis abgeführt; der siebente aber, der junge Gemahl, folgte seiner Frau in das beste Hotel der Stadt und bezog Zimmer mit ihr. Er war ihr adlatus. Dies, um es zu wiederholen, hatte unzweifelhaft sein Angenehmes, aber ebensowenig ließ sich verkennen, daß der so Bevorzugte seiner Königin gegenüber einer gewissen hofstaatlichen Abhängigkeit bereits völlig verfallen war. Er wußte es übrigens selbst und trug es mit ritterlichem Anstand.

Wir trennten uns, nachdem wir einen gemeinschaftlichen Café noir eingenommen hatten, der in richtiger Rollenverteilung meinerseits aus Kaffee und Kognak, seitens der Kapitäne aus Kognak und Kaffee hergerichtet worden war.

Unter allen Gefangenen, mit denen ich durch Monate hin in Berührung gekommen bin, waren die Schiffskapitäne (diese wie andere, denen ich später begegnete) immer die behäbigsten, die am besten situierten, und dennoch flößten sie mir stets eine ganz besondere Teilnahme ein. Dies mochte darin seinen Grund haben, daß jeden einzelnen sein Schicksal völlig unvorbereitet, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, getroffen hatte. Selbst ich, bei aller Friedfertigkeit meines Berufs, war doch immerhin mit dem Bewußtsein in Frankreich eingerückt, daß eben Krieg sei und daß ich die Chancen und Gefahren des Krieges bis zu einem gewissen Grade zu teilen haben würde. Anders diese Kapitäne. Sie hatten in tiefem Frieden ihren heimatlichen Hafen verlassen, in tiefem Frieden Gibraltar und die Dardanellen passiert und sahen sich, ohne die geringste Kenntnis von dem, was sich inzwischen in der Welt zugetragen hatte, plötzlich unter Breitseiten genommen und fortgeführt. Man kann sagen, sie waren noch eher Kriegs*gefangene*, als sie vom Kriege selber wußten.

Noch am Abend des Allerseelentages teilte mir mein gardien-chef mit, daß ich am andern Morgen weiter eskortiert

werden würde, wahrscheinlich nach Moulins. Er lud mich zugleich ein, ihn auf eine halbe Stunde in seiner Wohnung zu besuchen. Ich folgte der Einladung und erfuhr die Auszeichnung, daß mir zu Ehren eine große papperne Kathedrale, die von einem Zellengefangenen angefertigt worden war, durch ein kleines Wachslicht erleuchtet wurde. Ich bewunderte alles, verbreitete mich ausführlicher über Architekturformen, Wachslichte und Isolierhaft und nahm dann Abschied von meinem freundlichen Wirt und Chef.

Ich kroch zum letzten Male unter das Plumeau und schlief wie in meinen besten Tagen.

Drittes Kapitel

Moulins

Sieben Uhr am andern Morgen nach Moulins. Die Stadt (Lyon) war noch ziemlich still; auf dem großen Platze, an dessen einer Seite unsere Straße mündete, sah ich jetzt das Reiterbild des ersten Kaisers im Morgenlichte aufragen; an der Stelle aber, wo ich bei meiner Ankunft tausend im Wasser sich spiegelnde Lichter gesehen zu haben glaubte, exerzierte jetzt eine ganze Brigade Mobilgarde in breiten Zugfronten; was mir bei Dunkel und niederfallendem Regen als das Bett der Rhone erschienen war, war eine breite, mit Bäumen und Obelisken besetzte Esplanade. Man achtete unserer wenig, einige Hälse drehten und reckten sich nach uns; ein paar Minuten später hatten wir unsere Plätze im Kupee eingenommen.

Das Land war ziemlich reizlos auf viele Meilen hin. Ich begann schon die Ursache davon in mir selber zu suchen und

einfach anzunehmen, daß das Auge des Gefangenen tot sei für die Schönheiten der Natur, als ich plötzlich, etwa an der Grenze des Departements Allier, gewahr wurde, daß es doch an der Landschaft und nicht an mir selber gelegen haben müsse. Wir traten mehr und mehr in ein entzückendes Stück Natur ein, das ich vielleicht am besten als das „Land um Vichy" bezeichne, denn an diesem berühmten Brunnen- und Badeort kamen wir auf Entfernung von wenigen Stunden vorüber.

Ich muß die Szenerie dieses Departements Allier, die mir ganz eigentümlich zu sein schien, näher zu beschreiben suchen. Alle Landschaft, die ich bis dahin in Frankreich gesehen hatte, in Lothringen, Champagne, Franche Comté, war durch wenige Linien wiederzugeben: weite Höhenzüge und weite Täler dazwischen. Eine Landschaft derart entbehrt nicht eines gewissen großen Stils, aber immer wiederkehrend, immer in derselben Weise mit Wein oder Laubholz besetzt, wirkt sie zuletzt monoton und gibt sich — weil alles große Flächen bietet, selbst die Berghänge — um vieles öder, trister, als sie in Wahrheit ist. Hier plötzlich nun traten wir in ein Gebiet ein, das sich vorgesetzt zu haben schien, diese bisherigen Eindrücke alle auf einen Schlag zu balancieren. Die Hügel schoben und drängten sich so dicht aneinander, als wären sie aus einer Riesenspielzeugschachtel genommen, während sie in Zahl und Form mich beständig an die endlosen Kuppen und Kegel des historischen Dreiecks zwischen Main und Tauber erinnerten. Aber diese Gedrängtheit der Landschaft war doch nur eine Seite derselben; schöner und charakteristischer noch berührte mich der tiefe, flußdurchschlängelte Wiesengrund, der sich um jeden Hügel sorglich herumlegte und diesen wie mit Bewußtsein zu einer kleinen Berginsel gestaltete. Dazu hatte alles einen satten, braungrünen Ton, der mich mehr als einmal an Ruysdael erinnerte, von dem ich noch vier Wochen vorher einiges Treffliche in Nancy gesehen hatte.

Bei St. Marie des Fosses war ein längerer Aufenthalt; wahrscheinlich die Station, von wo aus in ruhigen Zeiten die Diligencen und Journalieren nach Vichy hinüberfahren; riesige halbabgerissene Affichen deuteten darauf hin. Eine Stunde später fuhren wir in den Bahnhof des bischöflichen Moulins ein.

Ein Bischofssitz! Das war eins. Vor allem aber heimelte der Name mich an; was konnte reizender klingen als Moulins. Ich stellte es mir vor als von Wind- und Wassermühlen umgeben, die einen still und lauschig, die andern rasch und plauderhaft, und dazwischen eine Bevölkerung von Klosterschülern und Mühlknappen, die einen schwarz, die andern weiß, aber alle gleichmäßig heiter, ihr Leben teilend zwischen Singen und Angeln. Nie war eine Vorstellung falscher gewesen.

Schon auf dem Bahnhofe (es war 4 Uhr nachmittags) wurden wir umringt. Der Weg führte durch eine Vorstadt, die zu gutem Teile aus dem Stadtpark und ähnlichen Anlagen bestand; hier, auf zahllosen Bänken, war die Kindermuhme und ihr Anhang zu Hause, hier tobte der Gamin statt des erwarteten stillen Klosterschülers, und ehe fünf Minuten um waren, hatten wir ein Gefolge, das nach Hunderten zählte. Allerhand Blaukittel gesellten sich dazu, drohende Worte aussprechend, und während wir sonst daran gewöhnt waren, unsere Gendarmen das neugierig andrängende Volk beiseiteschieben zu sehen, zeigten sie hier eine unverkennbare Verlegenheit und ließen den tobenden Menschenhaufen gewähren. So ging es in die Stadt hinein, ein paar steile Gassen hinan, dann hatten wir die Straßenfront des Gefängnisses, ein Stück Mauer mit einem eingebauten Conciergenhaus, erreicht. Unter Gezische und den üblichen Schmeichelworten verschwanden wir in dem niedrigen Portal.

Hier war kaum Aufenthalt. Wir traten alsbald auf einen Hof hinaus, der von verschiedenen Baulichkeiten, kreuz und

quer und hoch und niedrig, umstellt war, und warteten unseres Loses. Der Gendarmeriewachtmeister, dem ich meine mehrerwähnte „Bestallung" schon vorher überreicht hatte, machte inzwischen vor dem Bureaupersonal meinen Anwalt; einer der Herren zuckte verlegen die Achseln, kam mir aber bis zur Schwelle entgegen und bat mich einzutreten. Ich folgte. Es zog auf dem Hofe empfindlich; nichtsdestoweniger wär' ich lieber draußen geblieben, so stickig war die Luft des kleinen Zimmers, in dessen einer Ecke ich Platz nahm. Ein eiserner Ofen, gegen dessen ganzes Geschlecht ich eine Todfeindschaft unterhalte, stand glühend in der Mitte, und das Kohlengas legte sich wie betäubend um meine Sinne. Ich wurde aber mit Gewalt aus diesem Zustand gerissen; ein elegant gekleideter Herr, stark, kurzhalsig, das Bild des Apoplektikus, erschien in der Tür und trat auf mich zu. Er musterte mich; das Kinn saß ihm in einem türkisch geblümten Schal, das bekannte rote Band blühte im Knopfloch; so entspann sich folgende knappe Unterhaltung:

„Vous êtes arrêté?"

„Oui."

„Où donc?"

„A Domremy."

„Comme espion?"

„Oui."

„Que vous êtes?!"

Ich hatte nicht Geistesgegenwart genug, einfach zu schweigen, sondern lehnte diese Bezeichnung kurz ab. Dies war offenbar ein Fehler. Indessen man ist klüger, wenn man vom Rathause kommt. Die Unterredung selbst habe ich hierher gesetzt, weil sie die einzige Insolenz ist, der ich während der ganzen Zeit meiner Gefangenschaft ausgesetzt gewesen bin. Ich hatte viel zu ertragen, auf noch mehr zu verzichten, aber nach dieser Seite hin wurde ich geschont.

Inzwischen hatten die Beamten, denen mein Patent wieder viel Sorge gemacht hatte, über mich „befunden" und waren schlüssig geworden, daß ich, in meiner Eigenschaft als „officier supérieur", in der Infirmerie des Hauses untergebracht werden solle. Man entschuldigte sich einigermaßen, daß man nichts Besseres habe; das ganze Gefängnis sei ein alter Donjon der Grafen von Bourbon, sehr mittelalterlich, eine Art „Bastille". „Tout-à-fait dans le style avant 1793," setzte der eine lächelnd hinzu.

Wir stiegen nun eine Art Wendeltreppe hinauf, wie sie alle alten Türme haben, gerieten auf einen holprigen Steinflur, der von der Seite her durch ein kleines rundes Türfenster ein spärliches Licht erhielt, und tappten nun auf ebendiese Lichtstelle zu. Es war die „Infirmerie". Der Schließer schob einen Riegel zurück, und wir traten ein. Ich konnte im ersten Augenblick, bei dem Dunkel, das auch hier noch vorherrschte, nur wahrnehmen, daß wir uns in einem ungewöhnlich großen Raum befanden; ob Saal, Halle oder Kornboden, war zunächst nicht zu unterscheiden. Schreck und Heiterkeit wechselten in meiner Stimmung; alles war gespenstisch und lächerlich zugleich. T. A. Hoffmann hätte hier eine glückliche Stunde feiern können. Auch in mir überwog bald ein gewisses poetisches Interesse jede andere Regung. Der Schließer führte mich an einen Bettstand, der für mich hergerichtet worden war, legte mein Gepäck zu Füßen und wünschte mir gute Nacht.

Ich setzte mich neben mein Bündel auf die Eisenkante des Bettes, um zunächst einige Orientierung zu gewinnen. Dies dauerte auch nicht lange. Es war eine mächtige, quadratische Halle, in der ich mich befand, mit tiefen Fensternischen und zahlreichen Bettständen, alle mit dem Kopfende der Wand zu. Mitten durch den Raum, nach Art einer Brücke, war ein großer Bogen gespannt, der ein zweites Stock trug. Unter diesem Bogen, genau im Zentrum des Ganzen, stand

ein flacher Kochofen, aus dessen drei Löchern ein Lichtschein aufstieg, derselbe, der uns, als wir noch draußen umhertappten, den Weg hierher gezeigt hatte. Jetzt sah ich, bei ebendiesem Schimmer, daß drei vermummte Gestalten um den Ofen herumsaßen. Mitunter, wenn einer der drei mit einem Schüreisen in die Glut fuhr, wurd' es auf einen Moment etwas heller, und ich konnte dann erkennen, daß es blutjunge Leute waren, die hier fröstelnd und zusammengekauert sich an der spärlichen Glut zu wärmen suchten. Ich trat jetzt an sie heran. Einer erhob sich, um mir seinen Stuhl anzubieten, was ich auch annahm. Ich versuchte nun eine Konversation; die Antworten blieben aber einsilbig, bis aus einer Ecke am Fenster her endlich meine Unterhaltungsversuche aufgenommen und ich verbindlich eingeladen wurde, „doch mehr ins Licht zu rücken".

Dies hätt' ich nun wohl gleich bei meinem Eintreten getan, wenn die Ecke am Fenster damals schon eine Lichtecke gewesen wäre; sie war es aber erst während der letzten Minute geworden, wo, nach mehreren gescheiterten Versuchen, eine Art Küchenlampe glücklich in Brand gesetzt worden war. Ich dankte jetzt dem Sprecher zunächst und rückte dann in den Lichtkreis ein, der einen Durchmesser von vier Schritt haben mochte; alles andere lag nach wie vor in Dämmer.

Ich befand mich nunmehr in dem Westend der Infirmerie, in dem „aristokratischen Viertel", das, wie ich bald erfahren sollte, ausschließlich aus den beiden „cuisiniers" des Gefängnisses bestand. Im ersten Augenblicke wußte ich nicht, ob sie Hausbeamte oder Mitgefangene wären, doch ließen ihre eigenen Mitteilungen mich nicht lange in Zweifel darüber. Mein-und-dein-Fragen, falsche Wechsel, unmotivierte Schwüre, so schien es mir, hatten sie hierhergeführt. Es war ein Junger und ein Alter. Der Junge war Koch von Fach, hatte in Homburg, Aachen, Baden-Baden die große Schule durchgemacht und peinigte mich durch lange Schilderungen des

Koch- und Badelebens, die er mit Fistelstimme und einer unheimlich geschraubten Begeisterung vortrug. Gemütlicher war der Alte. Er war über sechzig, trug eine Brille mit ungewöhnlich großen Gläsern und war seines Zeichens ein lateinischer Sprachlehrer aus Moulins. Seit Jahr und Tag kochte er nun als Auxiliar-cuisinier die Gefangenensuppe und behandelte den Wechsel der Dinge en philosophe. Dabei republikanisierte er scharf. Ich mußte immer an „Vater Karbe" denken. Den Verdacht, daß er eigentlich ein verkleidetes altes Weib sei, was das Gespenstische steigerte, bin ich übrigens nie ganz losgeworden. Doch mag das auf sich beruhn.

Dieser Alte dirigierte nun die Infirmerie. Er hatte Streichhölzer, Salz, zwei Handtücher und ähnliche Luxusartikel; sein eigentliches Ansehn beruhte aber doch auf seiner „Bibliothek" und vor allem auf jener Küchenlampe, die ich ihn eben hatte anzünden sehen. Diese Lampe wurde denn auch von ihm selber wie von allen Mitgefangenen gehegt und gepflegt; alles putzte an ihr herum, um sie hübsch blank zu erhalten, und rührend war es geradezu, mit welcher Liebe und Zartheit ihr defekter Zylinder behandelt wurde. Anderthalb Stunden lang, wie ich mich am andern Tage überzeugen konnte, drehte sich alles um ihn. Der Zylinder (ein sogenannter Bauchzylinder) hatte nämlich außer den ihm rechtmäßig zustehenden zwei Löchern oben und unten noch zwei Seitenlöcher gerade an der Bauchstelle, und diese Havarie immer wieder auszubessern war die Aufgabe aller Insassen der Infirmerie, besonders der beiden Cuisiniers. Es wurden zwei Stückchen Papier geschnitten von der Größe einer Kartoffelscheibe und am Rande hin mit angefeuchteten Oblatenschnitzeln besetzt. Dies kunstvoll hergerichtete Pflaster wurde dann auf die große Wunde gelegt, der gestörte Luftzug war nun wiederhergestellt, und alles drängte sich an den Tisch, um das abermals gelungene Werk zu begrüßen. So war es am zweiten Tag.

Auch gleich der erste Abend, trotzdem alles schon geschehen war, ließ mich noch Einblick gewinnen in eine „Reparatur". Der Alte, der (schon von Metier wegen) an Klassizität meinem penseur libre in Besançon wenig nachstand, unterhielt mich eingängig noch eine halbe Stunde; dann ging ich zu Bett. Am Fenster brannte das Lämpchen und hatte seinen Lichtkreis. In diesem Lichtkreis saß der lateinische Lehrer und Auxiliarkoch und las in Rabous „La grande Armée". Weißhaarig, die große Brille auf der großen Nase, sah er aus wie eine Eule. In dem weiten Rest des Zimmers herrschte Dämmerung. Das Feuer in dem Kochofen wurde immer kleiner; wenn einer der drei Umsitzenden aufstand und auf und ab schritt, tanzten riesige Schatten an Wand und Decken hin. Es war wie die Laterna magica in Kindertagen. Das Getrappel über uns, wo Gefangene auf und ab liefen, um sich zu erwärmen, hörte endlich auf; alles wurde still. Nur die Zylinderlampe brannte dankbar die Nacht hindurch.

Als ich aufstand, waren die Cuisiniers nicht mehr zugegen; der Küchendienst hatte sie bereits abgerufen. Statt ihrer machten sich jetzt die drei, die am Abend vorher beim Kochofen so tapfer ausgehalten hatten, im Zimmer zu schaffen, wuschen, fegten, lüfteten und beeilten sich, mir meine Wünsche zu erfüllen, mein Leben erträglich zu machen. Ich ließ Wein und Kognak kommen und half dadurch ihrem Eifer nach. Sie versicherten sämtlich, daß ihre Krankheit (wir waren ja in einer „Infirmerie") darunter nicht leiden würde. Der eine, ein Luxemburger, hatte die Gelbsucht. Ich lasse dahingestellt sein, ob der Hausarzt später die Zustände gerade dieses Patienten verbessert gefunden hat.

Um 10 Uhr war ich soweit, mich, ein Buch in der Hand, in eine der großen Fensternischen setzen zu können. Diese Nischen hatten über sieben Fuß Tiefe. Zu den Füßen des alten Donjon lag Moulins, jetzt so schön und lachend, wie ich es

mir vordem gedacht hatte. Um die goldenen Spitzen seiner Kathedrale spielte das Frühlicht, und durch den Schimmer hin flogen die Tauben.

Ich begann zu blättern. Es war das Buch, das der Alte bis spät in die Nacht hinein emsig studiert hatte: „La grande Armée." Ich las 50 Seiten: das Lager bei Boulogne, die Kapitulation von Ulm, Austerlitz, zuletzt Jena, — nach diesem hatte ich genug; ich war verstimmt. Und ich glaube mit Grund. „Solche Bücher," sagt' ich mir, „schreibst du selbst. Sind sie ebenso, so taugen sie nichts. Die bloße Verherrlichung des Militärischen ohne sittlichen Inhalt und großen Zweck ist widerlich." Damit klappte ich das Buch zu und sah wieder auf die Kathedrale hinüber.

Dann machte ich meinen Spaziergang von Tür zu Fenster und von Fenster zu Tür, bis um Mittag die ersehnte Nachricht kam, „morgen früh weiter ins Land hinein".

Wohin, wußte niemand.

Viertes Kapitel

Gueret

Nach meiner Berechnung mußte die Weiterreise auf Tours gehen, also nach dem Sitz der „provisorischen Regierung". Ich wünschte dies und hatte bereits eine Anrede an den Minister Cremieux fertig, der dann, dacht' ich, seinem Kollegen Gambetta ein paar Worte zuflüstern und nach zustimmendem Kopfnicken dieses letztern meine Freilassung anordnen würde. All dies scheiterte aber vorweg an einer unerbittlichen Tatsache: es ging nicht auf Tours. Die nächste Etappe hieß Gueret.

Die Fahrt dorthin war insoweit eine höchst angenehme, als das Landschaftsbild, das ich zum Beginn des vorigen Kapitels zu beschreiben versucht habe, sich fortsetzte. Dicht ineinandergeschobene Berg- und Hügelpartien, schmale Wiesengründe, Wasserläufe, dazwischen Tunnel, Brücken, Viadukte, die Kuppen und Abhänge mit Kastanien, Nußbaum und den verschiedensten Obstarten, aber nicht mit Weingeländen besetzt, — so ging es durch diese schönen, aber verhältnismäßig wenig fruchtbaren Landschaften hin, die den Namen des Departements „La Creuze" führen.

Am Mittag schon, bald nach 1 Uhr, trafen wir in Gueret ein. „Ein freundliches Städtchen," hatten uns die Gendarmen gesagt, die ihrer Sache selbst so sicher waren, daß sie die Karabiner, die mir immer mehr fürs Volk als für uns dazusein schienen, auf dem Bahnhof ließen, also uns nahezu unbewaffnet in die Stadt begleiteten. Diese steckte reizend in den Bergen; hier und dort wuchs ein Turm, eine Esse über die Pappeln hinaus, und graue Rauchwolken lagen wie schwebend, fast unbeweglich, in der stillen, regenschweren Luft. Wir passierten eine Plantage, einzelne Gehöfte, niemand zeigte sich; mit dem Eintreten in die Stadt aber gestaltete sich das Bild wie immer. Hunderte von Jungen, die in dem scheinbar menschenleeren Ort wie Pilze aus der Erde wuchsen, umdrängten uns im Nu, alte Weiber, von denen jedes einzelne in eine beliebige Macbethaufführung ohne die geringste Kostümveränderung hätte eintreten können, erschienen in allen Türen, und unter dem Geschrei: Bismaarck, Bismaarck (immer mit langgezogenem a) verschwanden wir endlich im Gefängnistore. Ich muß übrigens hinzufügen, daß das Ganze doch mehr den Charakter einer Volksbelustigung hatte. Gueret bezeichnete in dieser Beziehung die Grenze. Von da ab wurde es immer besser, bis zuletzt, auf dem Küstenstriche des Westens, jeder Beisatz von Verbissenheit aufhörte.

Das „Bureau" des Gefängnisses bestand aus drei Personen, aus dem Schließer, dem gardien-chef und der Frau dieses letzteren, einer großen braunäugigen Frau von etwa Sechsunddreißig, die nach der Art, wie sie uns musterte, eine Vergangenheit haben mußte. Selbst mit einer Lücke neben dem einen Augenzahn wußte sie geschickt zu kokettieren; sie gehörte eben zu denen, denen alles dienen muß, die oberen und die unteren Mächte. Ihr Beistand schien mir gewichtig. Ich machte einen Versuch, mich ihrer zu versichern, doch hatte sie Verstand und Erfahrung genug, um einen jungen Badenser mit Vollbart und roten Backen vorzuziehen.

Inzwischen war mein vielzitiertes Beglaubigungspapier („comme officier supérieur") wieder vorgezeigt worden und schuf hier eine völlige Verwirrung. Man wußte offenbar nicht, was man daraus machen sollte. Die ganze Szene erinnerte mich lebhaft an die Vorgänge, die sich in kleinen Badeörtern mit Filialapotheken regelmäßig zu wiederholen pflegen, wenn Lehrling, Gehilfe, Prinzipal das aus der großen Stadt kommende Rezept nicht entziffern, das neuste Modemittel nicht erraten können und nach langem Getuschel und Aufwand einiger Fremdwörter endlich erklären: ein solcher Arzneikörper existiere nicht. So schien auch der gardien-chef entschlossen, nicht geradezu die Existenz eines officier supérieur, aber doch die Verpflichtung seinerseits bestreiten zu wollen, in seinem Gefängnisse einen solchen unterzubringen. Man kam endlich überein, gar nichts zu tun und mir die Initiative zu überlassen.

Wir stiegen nunmehr die Treppe hinauf; ein großer viereckiger Raum wurde geöffnet, die Badenser traten ein, und man wartete ersichtlich, ob ich folgen würde. Ich folgte aber nicht. Dies machte einen Eindruck, und in rascher Ausnutzung des Moments bat ich jetzt um ein apartes Zimmer. Man weigerte sich auch nicht, blieb aber der Rolle treu, alles der historischen Entwicklung zu überlassen, und ließ mich zunächst,

das weitere abwartend, in eine nebenangelegene Zelle eintreten. Sie war absolut kahl. Ich sagte ruhig: „Ah, c'est bon; seulement la fourniture là — elle n'est pas très complète." Dieser Hohn wirkte; der gardien-chef lächelte verlegen, und ehe er sich noch besinnen konnte, schob ich ein: „Du feu me paraît indispensable; naturellement je le payerai." Das war das erlösende Wort, und ohne Säumen wurde ich nunmehr in ein drittes Zimmer geführt, das als Schmuckkästchen der Gesamtlokalität zu gelten schien. Es war gewiß auch das beste, was man hatte, aber immer noch trist genug. Das Bett bestand aus einem Strohsack, der Kamin war ein großes schwarzes Loch, und das Geflecht des Binsenstuhls hing wie ein Strohwisch nach unten. Es wirkte beinahe unheimlicher als der Nachbarraum; dennoch hatte ich nachgerade Erfahrung genug, um gleich zu erkennen, daß hier die Elemente zur Entwicklung gegeben waren. Es kam nur auf die rechte Hand an. Ich stellte mich also vor den Schließer hin, versicherte ihm, daß ich einen starken Appetit hätte und ihn bitten müsse, mir ein Diner und eine Flasche vom besten Wein zu bestellen. Ich fügte einen Frank für seine vorläufige Bemühung hinzu. Ersichtlich betroffen, willigte er ein. In der Tür rief ich ihn zurück und flüsterte vertraulich: „Sie sorgen wohl für ein Feuer und ein gutes Bett." Er versprach alles. Ich hatte meinen Zweck erreicht. Diner und Wein, die mir gleichgültig waren, fielen ihm schließlich als gute Prise zu, aber drei wollene Decken sah ich sich über die Matratze breiten, und im Kamin flackerten und prasselten alsbald die großen Scheite von Kastanienholz. Eine Stunde später war das Zimmer wie umgewandelt. Ich saß auf dem Stuhl, der sein Geflecht wiedergewonnen hatte, wiegte mich hin und her und blickte träumend in die immer ruhiger werdende Flamme. Liebe, freundliche Gesichter traten mir entgegen; ich sah deutlich die großen klugen Augen meines Lieblings; es war mir,

als sprächʼ es lieb und traut in mein Ohr. So saß ich im Gefängnis zu Gueret, schwere Tage hinter mir, schwere Tage vor mir, und schrieb Verse in mein Notizbuch.

O trübe diese Tage nicht,
Sie sind der letzte Sonnenschein,
Wie lange, und es lischt das Licht,
Und unser Winter bricht herein.

Dies ist die Zeit, wo jeder Tag
Viel Tage gilt in seinem Wert,
Weil manʼs nicht mehr erhoffen mag,
Daß so die Stunde wiederkehrt.

Die Flut des Lebens ist dahin,
Es ebbt in seinem Stolz und Reiz,
Und siehʼ, es schleicht in unsern Sinn
Ein banger nie gekannter Geiz;

Ein süßer Geiz, der Stunden zählt
Und jede prüft auf ihren Glanz.
O sorge, daß uns keine fehlt,
Und gönnʼ uns jede Stunde ganz.

Der andere Morgen war hell und sonnig; aber ein scharfer Wind pfiff. Ich mußte trotzdem in den Hof hinunter, um meine Morgentoilette zu machen. Es war also immer noch dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wuchsen. An einem steinernen Brunnentrog badete ich den Oberkörper; eine „Brosse à dents“ und ein geschliffenes Flakon mit Esprit de Menthe (Souvenirs von Langres her), die ich beide auf den breiten Rand des Steintrogs legte, nahmen sich in dieser Umgebung ziemlich wunderlich aus.

Etwa um 10 Uhr erhielt ich Besuch, der dann fast bis zum Moment meiner Weiterreise keinen Augenblick abriß. Der erste, der erschien, war ein Arzt, ein Mann von etwa Sechzig, klugen Auges, mit Doktorhut und Doktorstock. Er habe gehört, so führte er sich ein, daß ich aus Berlin sei; „ob ich den berühmten Professor Wirscho kenne“? Ich stutzte einen Augenblick,

fand mich aber schnell zurecht und erkannte, daß unser Virchow gemeint sei. Das gab nun ein Hin und Her. Er sprach lebhaft und voll Verbindlichkeit gegen die Deutschen, deren Wissenschaftlichkeit er auf allen Gebieten anerkannte. Auch in der Medizin. Nach soviel empfangenem Lob glaubte ich schließlich, auch ein übriges tun zu müssen, und bemerkte, „daß die Pariser Schule wohl ebenbürtig sei". Dies machte indessen gar keinen Eindruck auf ihn, und nur zum Zeichen, daß er meine Worte wohl verstanden habe, begann er seinen nächsten Satz mit der leicht hingeworfenen Bemerkung: „Naturellement, l'école de Paris c'est la première du monde" und fuhr dann in seinen Auseinandersetzungen, namentlich in einer Parallele zwischen Virchow und anderen deutschen Physiologen fort. Es war spezifisch französisch. Ich bemerke noch, daß er sich lebhaft nach dem Dr. Jacoby in Königsberg erkundigte, der überhaupt, neben Bismarck und Moltke, die in ganz Frankreich am meisten besprochene Persönlichkeit war. Jeder kannte ihn und jeder knüpfte Hoffnungen an ihn. Der Ertrinkende greift nach einem Strohhalm.

Sehr bald nach dem Doktor erschien der Vikar. Ein großer, schöner Mann, blond, von den freundlichsten Augen und dem gefälligsten Wesen. Überhaupt war ich von hier ab in keinem Gefängnis mehr, in dem ich nicht den Besuch eines Geistlichen, oft von zweien, empfangen hätte. Dies ist eine sehr schöne Sitte. Freilich müssen die Geistlichen danach sein. Wenn sie kommen, um einem die Hölle heiß zu machen, oder auch nur, um einen Sermon zu halten, steif, langweilig, salbungsvoll, so sind sie unerträglich; wenn sie kommen, wie diese französischen Aumoniers, so kann kein Herz so roh, so verschlossen, so religionslos sein, daß es nicht Freude empfände an so menschlich schönem Zuspruch.

Dieser Vikar war nun von einer ganz besonderen Liebenswürdigkeit, fein, klug, unterrichtet. Schade, daß ich erst um

eine Stunde später erfuhr, wer er eigentlich war; unsere Unterhaltung würde sonst einen noch freieren Verlauf genommen haben. Er lenkte nämlich bald ins Politische hinüber, verwarf das Empire in lebhaften Ausdrücken, ein Bild 20jähriger Korruption vor mir entrollend, beleuchtete dann die Republik, die in Frankreich eigentlich ohne wahren Boden, vielmehr abwechselnd ein Schatten oder ein Schrecken sei, und versicherte mich dann einmal über das andere, daß alles Heil lediglich in Wiederanknüpfung an den abgerissenen Faden, lediglich in Legitimismus, in Henri-Quint zu finden sei; der Orleanismus werde dann später (durch die Verhältnisse legitim geworden) die große Erbschaft antreten. Wie mir das im Ohr klang! Nach dem wüsten Geschrei in Lyon und Moulins endlich wieder eine Menschenstimme! Ich fühlte mich wie mir selbst zurückgegeben und vergaß fast, daß ich in einem Gefängnis sei. Ich sage „fast". Es wäre besser gewesen, ich hätt' es ganz vergessen; neue weitere Aufschlüsse würden der Lohn gewesen sein. Aber ich konnte das alles in jenem Augenblick nicht wissen! Neben dem lebhaftesten Interesse, mit dem ich folgte, lief doch immer wieder die Frage her: Wer ist es, der diese Sprache führt? Will man dich aushorchen? Sollen sich neue Verlegenheiten für dich bereiten? So blieb ich vorsichtig, abwägend, auf meiner Hut; ich bekämpfte sogar einzelne seiner Sätze, Auslassungen über Henri-Quint, die ich wenigstens prinzipiell ohne weiteres hätte unterschreiben müssen. Wie gesagt, ich hätt' es rückhaltlos wagen können. Der junge Vikar, der anderthalb Stunden lang die Grundsätze der Legitimität vor mir verfochten hatte, war ein Vicomte d'Ussel, ein jüngerer Sohn der gleichnamigen, im Departement la Creuze begüterten Grafenfamilie. Der Legitimismus der Familie war übrigens kein Geheimnis, ihr Ansehen nur um so größer. Der Respekt, mit dem ich, noch am andern Tage, ein halbes Dutzend Personen darüber sprechen hörte, war sehr unrepublikanisch.

Dem Besuche des Vikars folgte der des Geistlichen selbst, eines Mannes von Fünfzig, heiter wie jener (der Vicomte), aber von ersichtlich anderer politischer Richtung. Er kam vorwiegend, um mir mitzuteilen, daß er seit drei Monaten einen Berliner Gast auf seiner Pfarre beherberge: den Pater Rouard, Prior des Dominikanerklosters zu Moabit. Bei Ausbruch des Krieges habe derselbe Berlin verlassen, um nicht das von Konfessions wegen bereits Erlebte von Nationalitäts wegen noch einmal zu erleben. Wie gern hätte ich ihn gesehen! In solchen Momenten wiegt nicht das, was trennt, sondern nur das, was verbindet. Aber es war zu spät. Ehe sich eine Annäherung ermöglichte, waren wir bereits auf dem Wege nach Poitiers.

Fünftes Kapitel

Poitiers-Rochefort

Um 4 Uhr nach Poitiers. Wie schön der Name in meinem Ohre klang! Aber seitdem Moulins meine Erwartungen so arg getäuscht hatte, hatt' ich den Mut verloren, meiner alten Neigung zu leben und auf Namen und Namensklang zu bauen.

Wir hatten eine stärkere Begleitung als gewöhnlich. Die Folge war, daß ein Kupee (oder, wie es in Frankreich heißt, ein „Compartiment") für die Gesamtheit von Gefangenen und Gendarmen nicht ausreichte und eine Teilung vorgenommen werden mußte. Der „Brigadier" und ich sonderten uns aus und bezogen ein Nachbarkupee. Dies war zunächst sehr angenehm; man hatte freie Bewegung, konnte rechts und links in die Landschaft hineinblicken und rechts und links die Stationen mustern. Dazu kam ein direktes Angewiesensein auf

einen Begleiter, der nach Sprache, Haltung, Benehmen eher ein „Brigadier" in unserem als in französischem Sinne war. Er hatte etwas Distinguiertes, war leicht, gefällig, unterrichtet, dabei ohne alle Renommisterei, weder persönliche noch nationale. Unter allen Gendarmen, die ich in Frankreich kennen gelernt habe (wenigstens 40 an der Zahl), war er unstreitig der Sanspareil; die ganze Klasse verdient es aber, daß ich ihr an dieser Stelle, wo ich ohnehin bald von ihr Abschied nehmen werde, eine warme Lobrede halte. Sie waren alle gut. Im ersten Moment in der Regel nüchtern, steif, selbst ein wenig schroff, kehrten sie nach zehn Minuten regelmäßig die gemütliche Seite heraus, waren mitteilsam, ertrugen Widerspruch, luden mich zu ihrem Frühstück ein (was ich auch in der Regel annahm) und erwiesen sich als absolut unbestechlich, selbst in Kleinigkeiten. Sie mieden, klugerweise, auch den Schein. So oft ich einen Versuch machte, mich am Büfett zu revanchieren, meine Anerbietungen wurden stets artig, aber entschieden abgelehnt. Ich war ihr Gast, nicht sie die meinigen. Dazu ein wahres Elitekorps. Große, schöne Männer zwischen Dreißig und Vierzig, vielfach aus den Kürassierregimentern, am liebsten aus der Artillerie genommen; alles Leute, die in der Krim, in Italien und Mexiko mitgefochten hatten, von Algier und Kabylien gar nicht zu sprechen. Wenige, die nicht die Solferino-Medaille trugen. Alle die liebenswürdigen Züge des alten Soldaten waren bei ihnen heimisch; nie verstimmt, nie feindselig, immer ein Schutz, immer zu Zuspruch geneigt; — dabei (vielleicht ihr hervorstechendster Zug) von einer unsagbaren Verachtung gegen die Populace und gegen die Militärspielerei, die sich vor ihren Augen breitmachte. Möglich, daß sie später, als sich die aus dem Boden gestampften Armeen mit rühmlicher Bravour in den Tod stürzten, eine veränderte Stellung zu dieser Frage einnahmen; im Dezember lagen die Dinge anders als im Oktober.

Ich kehre nunmehr zu meinem „Brigadier“ zurück. Er erzählte mir viel von der Familie des Vicomte d'Uſſel, deſſen älterer Bruder ſein Eskadronchef geweſen war, lobte die Geſinnung und Nobleſſe des alten Adels und tat mir durch die Einfachheit und Leichtigkeit ſeiner Unterhaltung geradezu wohl. Er war auch der einzige, der Verſtand und Takt genug beſaß, ſich in große politiſche Geſpräche gar nicht einzulaſſen.

All dies machte die Fahrt nach Poitiers zu einer ſehr angenehmen; aber ſie hatte doch auch ihre unangenehme Seite. Bis dahin immer warm zuſammengepfercht, mußte hier die freiere Bewegung und die friſchere Luft mit einer ſehr empfindlichen Kälte bezahlt werden, die nur wuchs, wenn ich auf die mondbeſchienene, faſt wie in einem dünnen Schneeſchleier daliegende Landſchaft ſah. Ich wurde der Schönheit dieſer Bilder nicht recht froh und ſegnete die Stunde, als wir endlich zwiſchen 10 und 11 durch die glitzernden Felsmaſſen hindurchfuhren, auf deren Höhe ſich Poitiers erhebt. Das allgemeine Fröſteln ſpornte zur Eile; im Geſchwindſchritt ging es, über wohl 100 Steinſtufen, die Berglehne hinan, bis wir durch ein Gewirr von Gaſſen hindurch (natürlich völlig unbeläſtigt) das Gefängnis erreichten.

Es war 11 Uhr; alles ſchlief. Die verſchiedenen Beamten in zum Teil fragwürdigen Koſtümen erſchienen ſtaffelförmig, nach dem Grade ihres Ranges; der vornehmſte zuletzt. Die üblichen Fragen und Schreibereien erfolgten raſch; ich bat um ein Kaminzimmer, wurde geſchäftsmäßig nach der Ausreichendheit meiner Kaſſenbeſtände befragt und erhielt das Gewünſchte ohne weiteres, nachdem ich die ausreichenden Garantien gegeben hatte. Dieſe nüchtern-geſchäftsmäßige Behandlung, wie immer in Geldſachen, war auch hier das Beſte. Daran muß ich noch, wie vorhin ein Lob der franzöſiſchen Gendarmerie, ſo hier ein Lob der franzöſiſchen Beamten knüpfen, ſoweit

ich sie kennen gelernt habe, sowohl in Poitiers, wie überhaupt. Sie waren nämlich nie ärgerlich und gereizt, nie schlechter Laune und sind mir nach dieser Seite hin geradezu als ein Muster erschienen. Es spricht sich darin entweder eine gewisse Wohlerzogenheit oder ein tiefgehender, längst Allgemeingut gewordener humaner Zug oder aber drittens eine richtige Vorstellung vom Metier, von der Beamtenpflicht, aus. Wahrscheinlich wirkt alles drei zusammen. Alle diese Beamten wurden unsretwegen aus dem ersten Schlaf geholt, die Unbequemlichkeit war groß; aber ich habe keine unfreundliche Miene, keine gerunzelte Stirn gesehen. Im Gegenteil, man war artig und zeigte eine gewisse Teilnahme. Es war Dienst und damit abgemacht.

Unser Gefängnis zu Poitiers war das besteingerichtete unter allen, die ich kennen lernte; es hatte etwas von der Opulenz eines großen Bahnhofs oder eines Musterkrankenhauses. Am andern Morgen erschien ein Mitgefangener, um ein Kohlenfeuer zu machen und überhaupt auf 8 Stunden in meinen Dienst zu treten. Es war ein Pariser, ein allerliebster Kerl, der sich auf die Kunde hin, „daß ich aus Berlin sei", zu diesem Dienst gemeldet hatte. Wir wurden bald gute Freunde. Er hatte nämlich in Konstantine, ich glaube ein halbes Jahr lang (1864 auf 65), Offiziersburschendienste beim Ulanenleutnant v. Prittwitz getan, der damals, nach Paris kommandiert, auch nach Algier gegangen war, um die Kämpfe gegen Kabylien mitzumachen. Von diesem seinem ehemaligen Herrn sprach er nun mit der größten Anhänglichkeit, betrachtete jene Wochen als die beste Zeit seines Militärdienstes und schilderte mir in lebhaften Farben das Aufsehen, das sein „Lieutenant" gemacht habe, als er das erstemal in vollem Ulanenaufputz durch die Straßen von Konstantine gegangen sei, um sich dem General zu präsentieren. Ich versprach, bei meiner Rückkehr nach Berlin, seinem Herrn von ihm zu erzählen. Vielleicht lösen

dieſe Zeilen mein Wort ein. Sein Name war Louis Charbault, Voltigeur im 93. Regiment.

Die andern Begegnungen in Poitiers waren die herkömmlichen, ſo daß ich — und um ſo lebhafter, als der ſchlechtziehende Kamin meine Zelle mehr und mehr mit Kohlengas zu füllen begann — mit wahrer Freude die Nachricht begrüßte: um 4 Uhr nach Rochefort. Die Fahrt war der vom Tage vorher ſehr ähnlich, nur mit dem einen Unterſchiede, daß wir diesmal wieder „gekeilt in drangvoll fürchterlicher Enge" ſaßen, was ich, als das kleinere von zwei Übeln, freudig willkommen hieß. Um 11 Uhr Ankunft. Rochefort iſt noch zwei Meilen von der Küſte entfernt, aber die Flut dringt bis hierher vor und macht es zu einer Seeſtadt. An den Brücken, am Bollwerk hin, lagen Briggs und Dreimaſter; ihr Rahen- und Spierenwerk ſchimmerte phantaſtiſch im Mondlicht. Im Gefängnis wiederholten ſich die Szenen vom Tage zuvor. Es war bitterkalt. Der Schließer, trotz ſpäter Stunde, brachte mir noch ein Abendbrot, das aus Landwein, großen Birnen und einigen Nüſſen beſtand. Gut gemeint, aber wenig geeignet, mich zu erwärmen. Ich wickelte mich in mein Reiſeplaid, ganz dicht und feſt, wie man ein Kind wickelt, und ſchob mich vorſichtig unter die Decken, aus meinem Überzieher gleichzeitig eine Art Kuppel aufbauend, die ſich über Bruſt und Kopf wölbte. So ſchlief ich endlich ein, träumend von Schneeſtürmen und daß ich am Wege eingeſchlafen und erfroren ſei.

Sechſtes Kapitel

Marennes

Bedrückend wie der Traum war das Erwachen. Bleiern lag es um meine Stirn; als ich mich erheben wollte, fiel ich kraftlos zurück; das Geſpenſt des Nervenfiebers ſtand vor mir.

Wer einmal das Heraufziehen dieses schweren Gewitters an sich beobachtet hat, behält eine Erinnerung davon auf Lebenszeit. Ich kam aber drüber hin; wahrscheinlich hatte mich der Kohlendampf vom Tage vorher nur betäubt und ließ meinen Zustand schlimmer erscheinen, als er war. Es war Mittag, als ich in den Hof hinunterstieg, um mich in frischer Luft zu erholen.

Ich mochte während dieses Spazierganges auf alle, die mich sahen, einen ziemlich tristen Eindruck gemacht haben, denn bei meiner Rückkehr in den großen Korridor überraschte mich die Meldung, daß ich umquartiert worden sei. Der Direktor habe es so angeordnet. Ich ging, um zunächst meinen Dank auszusprechen, und stieg dann treppauf in meine neue Behausung. Es war das Arbeits- und Wohnzimmer des Sohnes (jetzt bei der Armee in Paris), das man mir eingeräumt hatte, und der langentbehrte Anblick des Wohnlichen tat mir in diesem Augenblick der Erschöpfung und des Kleinmuts unendlich wohl. Der Gesunde kann diese Dinge leicht entbehren, dem Kranken sind sie ein Labsal. Ein Schreibtisch, ein Bücherbrett, ein paar Bilder, über die Fliesen waren Teppichstreifen gelegt; im Kamin brannte ein hohes Feuer, auf dem Sims standen ein paar Vasen, dazwischen ein Spiegel. Ich sah hinein. Das erstemal seit fünf Wochen! Ich konnte nicht finden, mich verbessert zu haben.

Zu seiten des Kamins stand ein breiter Stuhl, ein gesticktes Kissen war in die Rückenlehne gelegt. Ich suchte unter den Büchern, wählte eine „Archéologie chrétienne“ und rückte nun vor das Feuer. Von Notre Dame und der Reimser Kathedrale lesend, vergingen die Stunden; ehe noch der Abend kam, war ich genesen. Der Direktor erschien, um nach meinem Befinden zu fragen. Wir sprachen von unsern Söhnen, der seine in Paris, der meine davor; die Väter saßen hier friedfertig beieinander. Wir kamen auch auf das Gefängniswesen.

„Das Reglement ist gut; aber kein Reglement erschöpft alle Fälle und Möglichkeiten; es heißt eben auch da: der Buchstabe tötet, der Geist macht lebendig.“ Wie sehr empfand ich die Wahrheit alles dessen! Einer solchen ideellen Auffassung ihres schweren und wichtigen Berufs bin ich bei den französischen Gefängnisvorständen mehrfach begegnet. Sie erkannten ihre Pflicht darin zu erheben, nicht niederzudrücken; keine Sentimentalität, aber Humanität. Alle diese Männer empfanden sich als Träger einer Aufgabe und nahmen eine Stellung zu dieser.

Die Insel Oléron, für die wir, meine badischen Mitgefangenen wie ich selbst, bestimmt waren, konnte von Rochefort aus zu Schiff, die Charente hinunter, ohne weitere Zwischenstationen in höchstens vier, fünf Stunden erreicht werden; die Behörden zogen es aber vor, uns — unter Ausschluß dieses Flußweges — soweit wie möglich den Landweg machen zu lassen, d. h. also bis zu einem äußersten, vorspringenden Punkte hin, dem dann die Insel auf kaum Kanonenschußferne gegenüberliegt. Diese Bevorzugung des Landweges vor dem Wasserwege schuf uns noch eine Etappe. Diese Etappe war Marennes.

Der Weg von Rochefort bis Marennes betrug wenig über zwei Meilen; es war also eine gute Gelegenheit gegeben, unser durch Eisenbahnfahrten nur mäßig in Zirkulation gehaltenes Blut durch einen vierstündigen Marsch wieder frisch und umlaufslustig zu machen. Die Nachricht davon wurde auch mit allgemeinem Jubel aufgenommen; ich als „officier supérieur“ indes erhielt die Zusicherung eines Wagens, womit ich denn auch, trotz aller Wertschätzung energischen Blutumlaufs, schließlich sehr einverstanden war.

Um 9 Uhr setzte sich die Kolonne in Bewegung. Ich sage absichtlich die Kolonne, denn wir waren am Tage vorher durch zwölf andere Gefangene, meist Matrosen und Schiffsjungen, verstärkt worden und musterten jetzt im ganzen 18 Mann.

Es war ein vollständiger Zug. Erst zwei berittene Gendarmen, dann mein Fuhrwerk, dann die Kolonne, dann wieder Gendarmen, dann Volk. So ging es bei schönstem Wetter aus Rochefort hinaus; die Luft war frisch, aber nicht scharf; die Sonne fiel auf die generalsartigen Wachstuchhüte der Gendarmen und ließ diese hell erglänzen. Die Stimmung aller war wie der Morgen.

Ich marschierte eine Viertelmeile mit, weil ich, zunächst wenigstens, wie alle anderen das Bedürfnis nach Bewegung hatte, dann nahm ich meinen Platz auf dem Gefährte ein. Es war ein zweirädriger Bau, von dem ich unentschieden lasse, ob der Verbrecherkarren oder die norwegische Karriolpost in ihm vorwog; was das Balancierbrett anging, das dem Kutscher und mir als Sitz diente, so war es ganz und gar skandinavisch, nur der Skudsjunge fehlte. Statt dessen hatte auf dem rechten Brettflügel ein Alter in einem Schafspelz mit langhaariger Ziegenfellpelerine Platz genommen. Dies sah unendlich komisch aus. Er plauderte viel, aber sehr geschickt, und suchte namentlich alle langen Sätze zu vermeiden, ganz ersichtlich, um mir die Konversation zu erleichtern.

So ging es fast eine Meile, wo wir in einem großen Dorfe, ich glaube, St. Agnair, eine erste Rast machten. Die Auberge hatte ganz den Charakter einer spanischen Posada; alles war räucherig und geschwärzt, ein Hängekessel über dem Feuer, Heiligenbilder, die Weiber alt und häßlich, und inmitten dieser Wüstheit ein großes Bauer mit Kanarienvögeln, deren hellgelbes Gefieder wunderbar kontrastierte mit dieser Fülle von Schwarz und Rauch. Ich bestellte Kaffee und geriet beim Anblick einer großen Kaffeemühle, die herbeigeschleppt wurde, in solche Freudigkeit, daß ich auf einem Schemel am Feuer Platz nahm und energisch zu drehen begann, während in das Gesumm des brodelnden Wassers hinein die Scheite knackten und die Kanarienvögel sangen.

Nach einer guten halben Stunde ging es weiter, immer in demselben Aufzuge. Das landschaftliche Bild aber wurde von hier ab ein völlig anderes. Bis St. Agnair hin waren wir durch eine einfache Flachlandsgegend gezogen, die ebensogut auch bei Alt-Landsberg oder Jüterbog hätte liegen können; jetzt erst traten wir in ein Terrain ein, das diesen Küsten eigentümlich ist, in die „Marais" (Meersümpfe), angeschwemmtes, dem Meere entwachsenes Land, das aber immer noch zweilebig geblieben ist und in seinem Luch- und Sumpfcharakter nicht recht weiß, wozu es sich halten soll. In andern Gegenden ist dies angeschwemmte Land, wie beispielsweise an der schleswig-holsteinischen Westküste, ein vorzüglicher, die besten Ernten gebender Boden; hier aber erweist er sich als stumpf, lehmarm, unfruchtbar und trägt nur eine kümmerliche Kruste, gerade stark genug, um ein mittelmäßiges Gras zu produzieren und eine ziemlich ausgedehnte Viehzucht zu gestatten. Dabei ungesund wie alle Sumpfgegenden.

Die schon mit südlicher Kraft wirkende Sonne an diesem Küstenstriche hat es aber doch ermöglicht, in diesen „Marais" eine eigene Industrie großzuziehen, die nicht nur vielfach die Bevölkerung nährt, sondern auch landschaftlich diesen Gegenden einen besonderen Stempel aufdrückt. Das ist die Seesalzfabrikation. In große, flache Teiche wird mit Hilfe der Flut, wenn ich nicht irre, das Seewasser geleitet und durch den einfachen Prozeß der Verdunstung auf Seesalz hin bearbeitet. Mit großen Krücken, den „râbles", werden die Kristalle herausgefischt und dann in daneben befindlichen, meist backofenartigen Strohhütten aufbewahrt. Auf Meilen hin sieht das Auge nichts wie Wiesen, Teiche und Strohdächer. Sehr monoton, aber sehr eigentümlich.

Nach abermals anderthalb Stunden erreichten wir eine scharfe Biegung der Chaussee, die Straße begann ein wenig zu steigen, und der Turm von Marennes, eine hohe gotische

Spitze, wurde sichtbar. Wir hatten von dieser Wegebiegung aus nur noch eine gute halbe Stunde; das belebte wieder. Die etwas aus Schritt und Tritt gekommene Kolonne ordnete sich; die Gendarmen, die sich nach deutschen Kommandos erkundigt hatten, kommandierten unter Lachen: „links, rechts, links, rechts", und von der Front her erscholl jetzt der Ruf: singen. Ich drehte mich um und nickte ihnen zu, wurde aber in demselben Augenblick von dem bangen Gedanken erfaßt: was wird es jetzt geben, was wird gesungen werden? Richtig, die Wahl überstieg noch meine kühnsten Erwartungen; ein Badenser intonierte: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten", und die Matrosen fielen sofort heiser und wehmutsvoll ein: „daß ich so traurig bin". Sie waren aber alles andere eher wie traurig; namentlich der eine, ein bildhübscher Kerl, der unserem Steffeck in seinen besten Tagen wie ein Zwillingsbruder ähnlich sah, hatte in St. Agnair dem „vin blanc" erheblich zugesprochen, und hin und her wankend machte er jetzt allerdings den Eindruck einer gewissen Auflösung, aber nicht in Schmerz.

Endlich war man mit allen Versen durch, eine kleine Räusperungspause trat ein, die uns bis auf 1000 Schritt an die im Mittagslichte hell daliegende Stadt führte. Ein Wäldchen, Birken und Eichen, eine sauber gehaltene „Plantage", lag uns bereits zur Rechten, und schon begannen einzelne Spaziergänger sich unserem Zuge anzuschließen. Das gab neuen Künstlermut, und siehe da, ein alter anhaltiner Marketender, der beim Butteraufkauf in der Nähe von Laon von Franktireurs gefangen genommen worden war, kommandierte jetzt mitten aus der Kolonne heraus: „Die Wacht am Rhein." Ich mußte laut auflachen. Eine auf die größte Dummheit gesetzte Prämie hätte keine bessere Wahl zustande bringen können. Die Kolonne war aber so unkritisch wie möglich; ein halbes Dutzend Stimmen unterstützten die Forderung, und unter der in jeder

Strophe aufs neue abgegebenen Versicherung, daß „lieb Vaterland ruhig sein könne", zogen wir, hundert Meilen westwärts des Rheins, als Kriegsgefangene in Marennes ein. Die halbe Stadt hatte sich schon vorher uns zugesellt. Es war, wie wenn die Puppenspieler irgendwo einziehen. Ich als Direktor. Mein Alter mit der Ziegenfellpelerine sah aus wie der Zauberer der Gesellschaft. Unzweifelhaft erstes Mitglied.

Das Gefängnis nahm uns auf; Besuche kamen, wir waren weit mehr eine Sehenswürdigkeit als Feinde. Der Souspräfekt begrüßte mich; ein feiner, blaß und kränklich aussehender Herr, der mich lebhaft an Mr. Cialandri, den Sousprafekten in Neufchateau, erinnerte. Was lag alles dazwischen! Tod und Leben.

Wir hatten ziemlich freie Bewegung, jede kleine Annehmlichkeit wurde gewährt, freilich für Summen, die ans Lächerliche grenzten. Ich bezahlte ein Hammelkotelett wie ein Diner bei Very. Gegen Abend erschien der Maire und sein erster Sekretär in meiner Zelle. Es kam Licht; die beiden Herren nahmen auf einer Bank Platz, ich auf dem Bettrand; so plauderten wir. Sie waren, als Schäfer verkleidet, bei Sedan von den Preußen gefangengenommen worden und hatten beide auf dem Punkte gestanden, ihre Schlachtenamateurschaft mit dem Leben zu bezahlen. Herzog Wilhelm von Mecklenburg hatte sie gerettet und freigegeben. Da waren sie nun wieder in Marennes. Als Dritter im Bunde saß ich daneben. Meine Amateurschaft für romantische Plätze hatte mich auf französischer Seite in dieselbe bedrohliche Situation gebracht. Wir tauschten unsere Erlebnisse aus, zugleich unsere Befriedigung darüber, daß wir es überhaupk noch konnten.

Dann trennten wir uns, der Schließer entschuldigte sich, daß er „schließen" müsse; eine halbe Stunde später schloß ich die Augen.

In der Nacht horchte ich auf, ob ich nicht den Wogengang des „Atlantik“ hörte, dem ich jetzt auf eine halbe Stunde nahe war. Mitunter schien es mir, als rausche und grüße es herüber.

Aber es war nur der Wind, der durch den Kamin fuhr.

Ile d'Oléron

Erstes Kapitel

Die Insel Oléron

Zwischen den Mündungen der Loire und Gironde, aber mehr in der Nähe dieser letzteren, buchtet der Atlantische Ozean ziemlich tief ins Land hinein und schafft hier eine Küstenformation, die eine Landung des Feindes begünstigt. Es handelte sich also seit lange darum, das Land an dieser verwundbaren Stelle fest zu machen. La Rochelle und Rochefort, die an dieser Bucht gelegen sind, wurden Festungen. Dies genügte aber nicht. Die Annäherung mußte bereits erschwert werden, und hierzu boten die vorgelegenen Inseln die beste Gelegenheit. Die kleineren wurden ihrem ganzen Umfange nach in Forts verwandelt, die größeren wurden mit einem Kranz von Werken umgeben. Dieser größeren Inseln waren zwei: Isle Ré und Isle d'Oléron, von denen man jene als ein Außenfort von La Rochelle, diese von Rochefort ansehen kann. Zwischen beiden, als ein Punkt von besonderer Wichtigkeit, liegt noch die kleine Insel Aix. Zu allen Zeiten hatte diese Inselgruppe eine Bedeutung in der Geschichte des Landes; schon das Mittelalter kannte ein „Oleronisches Seerecht" (ich glaube, das älteste), und was die Befestigungs-

werke angeht, so fügte jede neue Regierung seit den Tagen Ludwigs XIV. das eine oder andere hinzu.

Eine ganz besondere Wichtigkeit gewannen diese Inseln während des 25jährigen Kampfes Englands gegen die Republik und das Empire. Hier spielte der letzte Akt des Kaiserreichs. Zwischen Isle Ré und Isle d'Oléron, die Ausgänge schließend, lag die englische Eskadre unter Admiral Hotham, die Auftrag hatte, eine Flucht des Kaisers zur See zu hindern; in vorderster Reihe der Bellerophon, Kapitän Maitland. Am 3. Juli war der Kaiser in Rochefort, am 12. Juli auf Isle d'Aix, wo er am 14. die berühmt gewordenen Zeilen an den Prinzregenten richtete: „En butte aux factions qui divisent mon pays, et à l'inimitié des plus grandes puissances de l'Europe, j'ai consommé ma carrière politique. Je viens, comme Thémistocle, m'asseoir sur le foyer du peuple britannique; je me mets sous la protection de ses lois, que je réclame de Votre Altesse Royale, comme celle du plus puissant, du plus constant, du plus généreux de mes ennemis."

Den Tag darauf begab sich der Kaiser an Bord des Bellerophon, um Frankreich *nicht* wiederzusehen. Am 26. Juli lag er auf der Reede von Plymouth; am 16. Oktober, am Jahrestage der Schlacht bei Leipzig, landete er auf St. Helena.

Seit 1815 wurde die Inselgruppe vor Rochefort und La Rochelle nur immer als Detentionsort genannt, zumal während der ununterbrochenen Kriege jenes zweiten Kaiserreichs, das sich mit den Worten introduziert hatte, der Friede sein zu wollen. Anno 54 und 55 waren Russen, Anno 59 Österreicher hier in Gefangenschaft; im Winter 70 auf 71 machte die Insel die Bekanntschaft der Preußen und Bayern.

Isle d'Oléron ist $4^1/_2$ Quadratmeilen groß, also ebensogroß wie Wollin, etwas größer wie Fehmarn. Die Bevölkerung, ziemlich zahlreich und wohlhabend, hat sich in zwei Städten

und vier Dörfern konzentriert. Die beiden Städte sind Chateau und St. Pierre. St. Pierre ist um etwas größer, steht aber an Bedeutung hinter Chateau zurück. Hier ist die Zitadelle, hier sind die Forts und Kasernen, hier wohnen die Behörden; es ist der beherrschende Punkt, während St. Pierre, als behagliche Ackerstadt, inmitten der Insel liegt. Der Boden von Isle d'Oléron wechselt zwischen großer Fruchtbarkeit und Sterilität; weite Strecken sind Sumpfland wie die Marais zwischen Rochefort und der Küste, und hier wie dort hat man diese unfruchtbaren, wenn auch jetzt trockengelegten Sümpfe zur Gewinnung von Seesalz hergerichtet, ganz in der Art, wie ich es in dem Kapitel Marennes beschrieben habe. Der ärmste Teil der Bevölkerung lebt von dieser Salzindustrie; andere sind Schiffer, Fischer und versorgen den inländischen Markt mit Fischen und Austern, von denen sich die letzteren (sie sind grünlich und von einem aparten Wohlgeschmack) der besonderen Geneigtheit der Pariser Gourmands erfreuen. Die Wohlhabenden auf Isle d'Oléron sind die Ackersleute; einige wenige treiben Handel.

Dies war die Insel, für die wir bestimmt waren, der wir jetzt zufuhren.

Zweites Kapitel

Ankunft

Marennes liegt nicht so unmittelbar am Meere, daß sich von hier aus die Überfahrt nach der Insel ermöglicht hätte; es bedurfte also noch eines kurzen Marsches, um die eigentliche Fährstelle zu erreichen. Diese ist ein einzelnstehendes Gehöft, das nach der Seeseite zu einen Kai bildet. An diesem

Kai liegt das Dampfschiff, das den bescheidenen Dienst einer Fähre versieht.

Es regnete, als wir in das Fährhaus eintraten, und so hatten es denn die hohen, durchwärmten Räume mit ihren flackernden Feuern verhältnismäßig leicht, einen anheimelnden Eindruck auf uns zu machen. Es war aber nicht bloß der Gegensatz von draußen und drinnen, der uns hier mit einem lebhaften Behagen erfüllte, die Ordnung, die Sauberkeit, die Wohlhabenheit, die hier unverkennbar zu Hause waren, trugen das ihrige dazu bei. Inmitten des großen Gastzimmers standen zwei riesige Betten von Nußbaumholz mit grünen Decken und Vorhängen von derselben Farbe. Das Holz war spiegelblank und gab einen ordentlichen Glanz durch das ganze Zimmer hin.

Die Beherrscherin dieser Räume war eine Frau von Mitte Siebzig, klein, aber mit großen, klugen Augen voll unerloschenen Feuers, unverkennbar eine Person, die vor 50 Jahren allen jungen Männern zwischen Marennes und Isle d'Oléron die Köpfe verdreht hatte. Sie wählte mich gleich aus der Gruppe heraus, um mir in einer liebenswürdigen, kleidsamen und ihrem Alter entsprechenden Weise den Hof zu machen. Dabei beherrschten ihre Augen mitten im Geplauder den ganzen Haushalt, nichts entging ihr, und man sah, daß alles ängstlich nach ihr hinüber fragte.

Es ist sehr interessant, derartige Frauen zu beobachten; sie bilden eine ganze Gruppe. Von Jugend auf gewöhnt, zu gefallen, Aufmerksamkeit zu erregen und eine Macht auszuüben, bleibt ihnen eine gewisse Koketterie (die nach den Jahren sich modelt) bis in ihr höchstes Alter hinein, während zugleich ihre Siegergewohnheit sich zu jener absoluten Herrschergewalt ausbildet, von der die Haushaltungen und ihre nominellen Vorstände zu erzählen wissen. Diese Alte, die mir mit Eleganz, Schelmerei und mütterlichem Wohlwollen den Kaffeetisch arrangierte, während ihr Augenzwinkern durch drei Stuben

hin dirigierte, war ein Musterstück ihrer Gattung. Ein Haus- und Eheherr, den ich in Verdacht hätte haben können, der zeitige Bewohner einer jener blanken Nußbaumbettstellen zu sein, war nicht sichtbar; — ich vermute, längst seinem Geschick erlegen.

Der Regen legte sich, der Dampfer zischte, die Gendarmen mahnten zum Aufbruch; eine Viertelstunde später schwammen wir zwischen Festland und Insel; noch zehn Minuten (durch die übliche Unterhaltung, die mich am Beobachten hinderte, leider getrübt), und wir lagen an dem Quaderdamm von Isle d'Oléron. Im Geschwindschritt, durch Neugierige wenig belästigt, ging es auf die Kommandantur zu.

Sie lag am andern Ende der Stadt; wir hielten vor einem Gartenzaun, über dessen Spitzen allerhand Baum- und Strauchwerk hinüberwuchs; das Ganze mehr idyllisch, nach Art einer Pfarrerwohnung, als kommandanturhaft-militärisch. So war auch das spalierumhegte Haus, in das wir jetzt eintraten. Wir wurden rangiert; ich, in einigem Abstand, erhielt den rechten Flügel; es fehlte mir nur noch der Sponton des Unteroffiziers. Dann erschien ein freundlicher Herr in Zivil mit dem üblichen Ponceau im Knopfloch, das aber diesmal eine rotgefärbte beinerne Rosette war und aussah wie eine kleine Schachfigur. Der Herr selbst war Kapitän Forot, Bataillonschef, Kommandant von Isle d'Oléron. Er musterte uns, entließ die Kolonne und bat mich, ihm in sein Zimmer zu folgen. Hier wurde ich den Damen vorgestellt, unter denen sich, neben der Frau vom Hause, eine hübsche, blonde, eben erst verheiratete Elsässerin befand, deren eigentliche, stillschweigend verabredete Aufgabe dahin ging, im Verkehr mit den täglich eintreffenden Gefangenen den Interpreten zu machen, eine Aufgabe, deren sie sich aber nach Möglichkeit entschlug, indem sie, wie mir Kapitän Forot vertraulich versicherte, ihre Zeit lieber dahin anlegte, „vormittags Briefe zu schreiben und nachmittags

zu weinen". Er setzte hinzu: „So ein Krieg, der in die Flitterwochen fällt, ist allerdings das Empörendste, was man sich denken kann."

Wir plauderten das Übliche, und der Friede (wie immer) wurde wieder auf Tag und Stunde durch mich festgestellt. Inzwischen waren einige Flaschen Straßburger Bier erschienen; die junge Elsässerin präsentierte das vaterländische Gebräu, und ich letzte mich nach sechs Wochen zum ersten Male wieder an einer Art Gerstensaft. Es war ein sehr mäßiges Produkt, aber, wie immer auch, es war doch Bier, hatte etwas von jenem nervenstärkenden Bitterstoff, der die Hauptsache bleibt, und so kam es mir vor, als ob ich Gesundheit tränke. Kapitän Forot ließ bald die Politika fallen und ging in den Ton über, der seiner feinen und liebenswürdigen Natur der entsprechendste war, in humoristische Neckerei. Sein Hauptstichblatt war die junge Blondine mit ihrem antizipierten Witwenschmerz; aber auch ich erhielt meinen Teil und mußte mir Scherze über die Gefahren des Romantizismus gefallen lassen. Ich tat es nur zu gern. Es waren doch wieder verwandte, anheimelnde Töne. „Enfin," so schloß er, „ich sehe die Tage heraufziehen, wo Sie die Gefangenschaft auf Isle d'Oléron segnen werden; Sie werden einen guten Stoff gewinnen und Ihr zukünftiger Biograph einen noch besseren."

Drittes Kapitel

Die Zitadelle

Inzwischen wurde gemeldet, daß der „Fournisseur" eingetroffen sei, eine behäbige Person mit rotblondem Bart und Klapphut, etwas Engländer, etwas Hecker-Struve und ganz

Fournisseur. Unter seinem Beistand sollte eine Wohnung für mich gesucht werden, und zwar auf der „Zitadelle". Wir schritten zu dritt dieser zu, passierten ein Glacis, dann ein paar Brücken und Tore und standen nunmehr auf einem Triangelhof, dessen drei Seiten von ebenso vielen kasernenartigen Gebäuden umstellt waren. Zwei davon waren bereits mit Gefangenen belegt; die dritte Seite, die die Offiziersquartiere enthielt, war noch frei.

Wir traten in diese dritte Seite ein. „Ich muß nun schon ein übriges für Sie tun," sagte der Kommandant, „wie könnten Sie Ihre Tage besser verbringen als angesichts des ewigen Meeres!" Damit wurde ein Zimmer aufgeschlossen, das die prosaische Inschrift trug: „No. 7: Lieutenant," das aber allerdings durch seine großen Fenster hindurch einen entzückenden Blick auf das Meer gestattete. Ich schwankte einen Augenblick; dann hatte ich meine Wahl getroffen und erwiderte ihm lachend, daß ich nicht gern zum zweiten Male als Opfer des Romantizismus fallen möchte, Aussicht sei viel, aber Komfort sei mehr. „Nehmen wir ein anderes." Damit traten wir in einen Nebenraum, der den Eindruck machte, als müsse die Herdplatte hier noch warm sein, als sei das „Camp" an dieser Stelle vor wenig Stunden erst abgebrochen. Vielleicht war es so. Aber es konnte mich auch hier nicht halten, denn die Fensterscheiben, bis zu beträchtlicher Höhe, waren mit lauter aus rotem Papier geschnittenen Teufelchen beklebt, die sich untereinander neckten, Gesichter schnitten und unanständige Gebärden ausführten. Beneidenswerter, der hier in einer Art Mischgattung von Höllenbreughels und Struwelpeter sich verewigt hatte! Meine Nerven wären diesem Anblick nicht gewachsen gewesen, und so schieden wir denn auch von diesem Raume. Ein drittes Zimmer „No. 9: Capitaine" entsprach endlich meinen Wünschen; der Kommandant empfahl sich, und der Fournisseur fing an, seine Notizen zu machen. Eine Stunde

später wurde ein Karren abgeladen; Matratzen, Decken, Gardinen erschienen in buntem Durcheinander, sogar eine endlose gelbe Fahne mit einer Grecqueborte, die den Anspruch erhob (er blieb unerfüllt), als Betthimmel installiert zu werden.

Beinah gleichzeitig war aus der benachbarten Kantine ein alter, dort beschäftigter Invalide bei mir eingetreten, um seine vorläufigen Dienste anzubieten. Ich bat ihn, mir Holz und Kognak zu bringen, um meinem Fröstеln, denn es regnete und stürmte wieder, auf doppeltem Wege beikommen zu können. Der Alte lächelte. Ich hätte nichts fordern können, das ihm lieber gewesen wäre. Eine Viertelstunde später — ich war inzwischen allein geblieben und lief auf und ab, um mich zu erwärmen — erschien er mit einer unglaublichen Menge Holz und einer Quartflasche Eau de vie. Ich kann wohl sagen, daß ich erschrak. Das Ganze, in seiner Massenhaftigkeit, hatte etwas, wie wenn sich ein Karaibenfest vorbereiten solle. Auf viel was Besseres lief es auch wirklich nicht hinaus. Das Holz waren gespaltene Eichenrippen eines gestrandeten Schiffes, in dem noch die großen rostigen Nägel steckten, rostig vom Seewasser und langen Liegen im Regen. Der Alte packte einen wahren Scheiterhaufen auf, schob einige Strohwische drunter und verschwand mit der Versicherung, „daß es gleich brennen würde". Es brannte auch, aber wie! Große Massen Rauch schlugen in das Zimmer hinein; ich begann zu blasen und zu pusten, opferte eine ganze Schachtel Streichhölzer; alles umsonst, es blieb ein Schwelfeuer; die Augen fingen an zu tränen, und ich nahm endlich den Wasserkrug, um dieser Herrlichkeit ein Ende zu machen. Mir blieb nichts als der Kognak. Ich stürzte ein viertel Glas voll hinunter. Furchtbar. Wer aber will dies blinde Vertrauen tadeln?

Nach einer Stunde kam der Alte. Er sah listig genug aus; wenigstens schien es mir so. Ich lehnte entrüstet jeden Konversationsversuch ab, stellte die grünglasige dicke Bouteille auf

den Scheiterhaufen, der eigentlich nie gebrannt hatte, und forderte ihn auf, persönlich und sachlich zu verschwinden.

Das war es, was er gewollt hatte. Er nickte, packte alles auf seinen Arm, steckte die Flasche in seinen weitabstehenden Westenflügel und empfahl sich unter den landesüblichen Höflichkeitsformen.

Ich höre noch sein „bon soir, Monsieur".

Viertes Kapitel

Rasumoffsky

Bequartiert war ich nun; alles war da, nur die oberste Dienstcharge, die zu besetzen war, war noch unbesetzt geblieben — der Bursche fehlte noch. Aber auch darüber wurde ich beruhigt. „Demain matin."

Demain matin kam, und beinahe gleichzeitig mit ihm erschien ein Hausbeamter, um mir, vorbehaltlich meiner Zustimmung, meinen zukünftigen Burschen, den Verwalter meiner Wirtschaft, vorzustellen, Max Rasumoffsky. Er gefiel mir auf der Stelle; daß er ein schwarzer Husar war, besagten die Überreste der Uniform, daß er ein Pole war, entnahm ich seinem Namen, daß er ein Schneider war, ergaben die ersten Recherchen. Ich hatte also alles in ihm vereinigt, was man von einem Burschen Tüchtiges erwarten kann: Husar, Pole, Schneider. Ich griff zu und hatte meine Wahl nicht zu bereuen. Er war, was der militärische terminus technicus schneidig und findig nennt. Unschätzbare Eigenschaften überhaupt; im besonderen auch hier.

Seine „Schneidigkeit" fiel natürlich in die Zeit vor seiner Gefangenschaft, und was die Beweise dafür angeht, so bin ich

zum besten Teile auf seine eigene Berichterstattung angewiesen. Wer aber viele Leute hat erzählen hören, weiß bald, ob er Dichtung oder Wahrheit vor sich hat. Rasumoffsky war als „Spitze" in einen Wald eingeritten, hatte Feuer bekommen und den Fehlschuß des nächststehenden Franktireurs mit einem Treffer aus seinem Karabiner erwidert, aber dies erste Lächeln des Sieges war auch das letzte gewesen. Wie aus einem Bienenkorb schwärmten die feindlichen Schützen aus, hundert Kugeln pfiffen um ihn her, eine riß ihm den Stiefelhacken weg und schlug klirrend den Steigbügel in Stücke, er selbst war ungetroffen, und die Möglichkeit der Rettung lag noch vor ihm; da traf eine zweite Kugel die Kruppe seines Schimmels, Pferd und Reiter stürzten, und im nächsten Moment war er umringt, gefangen. Ein junger, deutsch sprechender Offizier, mit breiter roter Schärpe, sprang auf ihn ein: „Warum hast du geschossen?" „Wozu hab' ich denn meinen Karabiner? Wir kriegen die Waffe, um sie zu gebrauchen." Der Offizier lachte. „Was wird nun aus dir?" „Nun, ich werde totgeschossen." „Sei kein Narr; du bist ein guter Husar, und kein Haar soll dir gekrümmt werden." Die Franktireurs nahmen ihn in die Mitte, wickelten die lange Hängetasche um eine ihrer Flinten und schleppten den Totenkopfhusaren im Triumphe fort.

Wenn mir nun die Schneidigkeit Rasumoffskys so gut wie gewiß war, so war ich seiner Findigkeit ganz und gar sicher. Es war ganz unglaublich, was er alles „gefunden" hatte, namentlich in den Tagen, die dem Siege von Wörth unmittelbar folgten. Mehrere Spiele Karten, eine Straußenfeder, ein schwarzer Schleier mit Goldsternchen, eine Flasche Anisette. Diese war das beste. Ein paar französische Generalsepauletten begleiteten ihn mehrere Tage und bildeten noch in Oléron den Lichtpunkt seiner militärischen Erinnerungen, aber er brachte es mit ihnen nicht über einen idealen Genuß hinaus, der zuletzt zu einer freiwilligen Trennung führte. „Wo haben Sie sie

denn gelassen?" „Ich habe sie wieder weggeworfen." Dabei klang nichts von Klage oder Betrübnis mit ein; nur die Freude lachte ihm aus den Augen, das blanke Spielzeug mal besessen zu haben. Das ist die echte Findigkeit. Die Freude auch an dem, was man nicht brauchen kann.

Ich wäre aber undankbar, wenn ich Rasumoffkys Findigkeit lediglich in die Vergangenheit stellen und übersehen wollte, daß dieselbe auch bis in die Gegenwart hineinragt. Auch hier noch, unter den erschwerendsten Umständen, „findet" er beständig, und zwar in echter Burschentreue nicht für sich, sondern mir zuliebe. Es tauchen Schuhbürsten, Teelöffel, Lichtscheren auf, deren Ursprung nachzuforschen ich wohlweislich unterlasse; seine eigentlichste Begabung zeigt er aber im Anfahren von Holz. Ich habe hierüber längere Unterredungen mit ihm gehabt, in denen wir die feinsten Fragen berührt haben. Er hat mir schließlich mit siegreicher Beredsamkeit auseinandergesetzt, daß mir Holz geliefert werden müsse, daß eine bloße Verschwörung existiere, mich um täglich einen Franken zu bringen, und daß er die Verpflichtung habe, diesen im Dunkel wühlenden Mächten entgegenzuarbeiten. Ich habe endlich geschwiegen, was er als Zustimmung gedeutet hat. Seitdem verfolgt er mit scharfem Auge jede morsche oder durchgetretene Diele, das handbreite Loch durch einen raschen Griff um das Doppelte und Dreifache erweiternd; wer will in diesen dunklen Korridoren am Ende nachweisen, ob der Schwamm oder die Ratten oder Rasumoffky dem ohnehin immer geschäftigen Zahn der Zeit vorgegriffen haben? Die Asche im Kamin ist schließlich stumm wie das Grab. Die Dielenausbeute verschwindet aber neben dem, was die Fensterladen liefern. Rasumoffky hat nämlich entdeckt, daß von den drei Querhölzern, die dem ganzen Fensterladenbau erst Halt geben, mindestens eins entbehrt werden könne, und dies eine (immer das schrägstehende, weil es das längste ist) ist dem Kamine

rettungslos verfallen. Wie die Laden selbst sich halten werden, wenn erst die großen Stürme kommen, muß abgewartet werden. Vielleicht erblüht uns aus ihrem völligen Zusammenbrechen eine neue Ernte.

Es geht ein leiser Zug von Inkorrektheit durch unsern gesamten Wandel hier, und so kann es nicht überraschen, daß in dem Verhältnis zwischen Rasumoffky und mir manches bloß auf den Schein gestellt ist. Eine gesellschaftliche Lüge, wie so vieles andere! Dieser Schein tritt in nichts so hervor wie in der Kleiderreinigungsfrage. Jeden Morgen, wenn das Feuer angezündet und das Teewasser in die ersten Kohlen gestellt ist, tritt Rasumoffky mit einer gewissen Adrettheit an mein Bett, um von der Stuhllehne den Rock, den Überzieher, die Beinkleider zu nehmen und damit im Flur, wo sich auch wirklich ein großer Kleiderriegel befindet, zu verschwinden. In kürzester Zeit ist er wieder da, so daß ich mich überzeugt halte, daß er der gesamten Kleiderdreiheit nur eine frische Brise und den Anblick der Morgensonne gönnt. Mit komischer Sorglichkeit breitet er bei seinem Wiedererscheinen die drei Kleidungsstücke über dieselbe Lehne aus, von der er sie eben entführte. Dies wiederholt sich jeden Tag. Ich war einen Augenblick geneigt, dieser Komödie ein Ende zu machen, aber ich habe mich eines Besseren besonnen. Es ist ganz gleichgültig hier, ob der Rock blank ist oder nicht, aber das Prinzip muß gewahrt und die Verpflichtung immer neu anerkannt werden. So hat denn das Schauspiel seinen Fortgang. Zwei Stunden später mutatis mutandis erlebt es seine Wiederholung. Ich werde dann gebeten, eine halbe Stunde spazierenzugehen, um durch die Zimmerreinigungsprozedur nicht gestört zu werden. Aber auch hier kommt es ausschließlich zu einer Lüftung; dann ziehe ich in die alten lieben Räume wieder ein. Die Ordnung der Dinge ist inzwischen durch keine übergeschäftige Hand gestört worden.

Wir leben gut, einträchtig, friedfertig miteinander, ich teile meine Neuigkeiten und meine Mahlzeiten mit ihm, und mein Kognakkonto bei Mr. Vimenet, dem kleinen freundlichen Kaufmann in der Stadt, wird lediglich ihm zuliebe mit immer neuen Francs beschwert; aber all dies hat ihn doch nicht veranlassen können, mir eine angemessene Rangstufe anzuweisen. Er nennt mich „Herr Leutnant". „Gleich, Herr Leutnant", „zu Befehl, Herr Leutnant", damit muß ich mich begnügen. Meine Jugend kann es nicht sein, die ihn hindert, mich avancieren zu lassen, ja, er macht nach dieser Seite hin völlig entgegengesetzte Bemerkungen, die auch wieder weit über das Wünschenswerte hinausgehen; es muß also irgendwo anders fehlen. Ich habe dieser Tatsache gegenüber den einzigen leidigen Trost, daß sich alle Dinge im Leben nach einem Ausgleichungsprinzip regulieren, und daß ich, vom Feinde ohne Verdienst und Würdigkeit zum officier supérieur ernannt, in dieser Degradierung sich nur ein Gesetz ewiger Gerechtigkeit vollziehen sehe.

In unsern politischen Anschauungen sind wir einig. Sie finden immer wieder in dem Satze Ausdruck, daß der Friede unterzeichnet werden müsse, damit wir Weihnachten zu Hause sind. Ob dabei Straßburg und Metz wieder an Deutschland kommen oder nur eins von den beiden, hat uns noch nicht lebhaft beschäftigt, am wenigsten entzweit. Ich habe ihn in Verdacht, daß er eine mehr als ruhige Position zu dieser Frage einnimmt.

Sei's drum. Das „Weihnachten zu Hause" steht wohl noch manchem Gefangenen und Nichtgefangenen im Vordergrund. Die diesen Egoismus abgetan haben und in großem Empfinden über sich selbst hinauswachsen, ihre Zahl ist klein.

Warum sollte Rasumoffsky unter diesen wenigen sein!

* * *

Fünftes Kapitel

Blanche

Auch ein weibliches Wesen ist um mich her, das in meinem Haushalt die Ergänzung zu Rasumoffsky bildet. Es ist, um mich in Rückertschen Anklängen zu bewegen, eine feine Reine, schlanke Kleine, die ich mit Rücksicht auf ihre Erscheinung Blanche getauft habe. Sie ist ganz weiß, und nur auf der Stirne, als Zeichen edelster Abstammung, hat sie einen braunen und schwarzen Tigerstreifen. Sie ist noch ganz Kind, ganz unbefangen, faßt das Leben von der heiteren und Vergnügungsseite auf und betrachtet sich selbst als bloßes Ornament des Daseins. Sie kennt keine andere Pflicht als die, sich zu putzen und sich streicheln zu lassen; sie könnte nach allem eine Engländerin sein. Nur ihrer Grazie nach ist sie Französin.

Ich engagierte sie zunächst aus bloßen Nützlichkeitsrücksichten und erwartete von ihr, wie jetzt das Modewort lautet, einen „guerre d'extermination" gegen den Erbfeind; aber niemals ist eine Erwartung gründlicher getäuscht worden. Sie scheint kaum zu wissen, daß es Feinde gibt, geschweige Erbfeinde; sie führt ihren Exterminationskrieg gegen Gardinenkanten, gegen alles, was Puschel oder Quaste heißt; über Nacht aber, wenn der Feind seine Vorposten schickt, horcht sie auf, spinnt dann einen Augenblick vergnüglich und schläft wieder ein. Dennoch — diese Anerkenntnis bin ich ihr schuldig — übt sie einen gewissen Einfluß, aber freilich ohne die geringste Ahnung davon; sie wirkt wie das Bild des Tigers, das die Chinesen, zum Schrecken für den Feind, an die Außenwand des Hauses stellen.

Sie ist ganz Spielzeug, und ich habe es längst aufgegeben, Ernsteres von ihr zu erwarten. Es liegt nicht in ihr. Sie ist mir Schauspiel, Augenweide, Zirkusschönheit, im Hoch-

und Weitsprung gleich ausgezeichnet, und den Tag über an der Klingelschnur zu Hause. Sie behandelt dieselbe als Trapez, was sie ungehindert kann, da die betreffende, aus Bast geflochtene Korde das Schicksal der meisten ihrer Schwestern teilt, eine bloße höchst fragwürdige Stubendekoration zu sein.

Blanche, wie gesagt, ist die Ergänzung zu Rasumoffsky; was jener meinem Geiste ist, ist diese meinen Sinnen. Wenn ich mit dem erstern, in jener Simplizität, die alles Große begleitet, die Tagesangelegenheiten behandle, also in rascher Reihenfolge die Fragen stelle: Wie ist das Wetter? Was macht Paris? Nichts von Frieden? — so gehört mein Auge ganz der kleinen Weißen, die wie ein alabasterner Briefbeschwerer auf meinem Schreibtisch neben mir liegt. Nun erhebt sie sich, um zwischen Uhr, Teetasse und Tintenfaß jene Spaziergänge auszuführen, die eben nur jenem Geschlechte möglich sind, dem Blanche angehört. Werde ich endlich ungeduldig, so weiß sie diese Ungeduld zu besänftigen. Der Tisch hat einen Aufsatz von sechs Fächern, jedes nur so groß, um eine Hand hineinzulegen. In alle sechs Fächer duckt sie sich der Reihe nach hinein und blickt mich aus dieser Umrahmung schelmisch an. Das sind die letzten Mittel, denen nicht zu widerstehen ist.

Um 8 Uhr, nachdem wir unsern Tee genommen, für den sie eine distinguierte Vorliebe zeigt, gehen wir zu Bett; sie ist aber noch nicht müde und unterhält mich eine Viertelstunde lang durch die wunderbarsten Kapriolen. Um halb neun endlich, wo abwechselnd ein Trompeter von den Schleswiger Husaren und den Gardeulanen auf den Kasernenhof tritt, um die preußischen Kavalleriesignale zu blasen, wird Blanche stiller und schiebt sich, wie zu einer letzten Liebkosung, an meinen Hals zwischen Kopf und Schulter. So vergehen Minuten. Eine Viertelstunde später tritt aus dem Kasernenflügel gegen-

über ein französischer Trompeter auf den Hof hinaus und antwortet den Preußen oder besiegelt den Appell.

Nun weiß Blanche, daß es Zeit ist. Sie erhebt sich summend und spinnend und legt sich am Fußende des Bettes auf die vierfach zusammengefaltete Reisedecke.

Das Feuer im Kamin erlischt. So schlafen wir, bis die Reveille uns weckt.

Sechstes Kapitel

Le Rempart

Um 8 Uhr früh, oder wenig später, trat ich allmorgendlich auf den Wallgang („le Rempart") hinaus, der sich auf dem 15 Schritt breiten Terrain zwischen meiner Kaserne und dem Meere hinzog. Zehn Schritt von diesen 15 gehörten einem langen, in zahllose Beete geteilten Gartenstreifen an; auf dem fünf Schritt breiten Rest erhob sich der „Rempart" selber. Dieser war nicht ein gewöhnlicher zugeschrägter Wall mit Grasdosserung und einem Fußsteig oben, sondern ein aus senkrechten Quadern aufgeführtes Mauerwerk, das, wahrscheinlich noch aus der Vaubanzeit stammend, mit Steinbrüstung und ausbuchtenden Banknischen zwischen zwei Bastionen hinlief. Die Entfernung zwischen diesen, also die ganze Länge des Rempart, betrug 150 Schritt. Das Bewegungsminimum, das ich mir Tag für Tag zum Gesetz gemacht hatte, bestand in einem zehnmaligen Auf und Ab, wodurch ich es auf 3000 Schritt brachte. Um nicht immer zählen zu müssen, hatte ich mir an einem Ende des Ganges zehn weiße Steinchen auf die Brüstung gelegt, von denen ich jedesmal eines zu mir steckte, bis ich durch war.

Diese Morgenspaziergänge, denen ich, bei schönem Wetter, noch eine kurze Mittags- oder Nachmittagspromenade folgen ließ, waren meine besondere Freude, und ich darf sagen, die schönsten und poetischsten Stunden meiner Oléron-Tage auf diesem prächtigen Rempart zugebracht zu haben. Je nach der Stunde, zu der ich heraustrat, fand ich Flut oder Ebbe, begrüßte ich das steigende oder das schwindende Meer. War Ebbe, so lag der Wasserarm, der unsere Insel vom Festlande trennte, zur Hälfte wie eine Sandbank da; die Boote und Luggerschiffe standen wie Spielzeug auf dem von Rinnen und Wasserlachen durchzogenen Schlick; über diese Schlickfläche hin aber, die Rinnen und Tümpel mit allerhand Bretterwerk überbrückend, schritten die Schiffer und Schifferfrauen, ihren Fang heimtragend oder zu neuem Fange sich rüstend. Mehr dem Ufer zu, unmittelbar zu Füßen des Rempart, trieben die hochbeinigen Strandläufer ihr possierliches Spiel; mit weißer Brust und schwarzen Flügeln, trippelnd, pfeifend und Nahrung suchend, liefen sie herdenweise über den lehmigen Grund hin.

Das war ein eigentümliches Bild; aber groß und erhebend war es, wenn nun die Flut unhörbar herankam, immer wachsend, immer steigend, bis die erste leise Brandungswelle das Mauerwerk des vorspringenden Bastions und eine Minute später den Quadernfuß des zurückgelegenen Rempart traf. War nun ein grauer Tag, oder kämpften noch die Morgennebel mit dem Licht, so zeigte das Meer, das in beständigem Kommen und Gehen den Schlick aufrührte, eine gelbe, wenig anmutende Farbe, und die Schönheit des Bildes begann erst jenseit der Wasserfläche, dort wo das Ufer drüben in leiser Windung einen Kranz von Dünen und Dörfern und eingestreuten Kirchen flocht; zog aber die Sonne siegreich herauf, so begannen nun jene Licht- und Farbenwunder, wie sie nur der kennt, der von Stunde zu Stunde dem kaleidoskopischen Spiel des Meeres und dem Beleuchtungswechsel seiner Ufer folgt.

Die Landschaft drüben, graublau am Morgen, schimmerte mittags wie in Gold, bis sie bei untergehender Sonne tief in Rot sich tauchte; das Meer selber aber, in noch rascherem Changieren, lief alle Töne der Farbenskala durch, wenn diese Töne nicht gar (wie auch wohl geschah) regenbogenartig nebeneinanderlagen; chamoisfarben, grasgrün, tiefdunkelblau glitzerte dann, wie eine Schlange, die leis sich hebende Flut.

Nicht müde wurde ich dieser Farben und Bilder, und selbst an Regentagen, die auch ihren Zauber hatten, versuchte ich es, auf kurze Minuten hin, an dieser bevorzugten Stelle auszuhalten; nur die Sturmtage, an denen im Monat November nicht eben Mangel war, fegten mich gewaltsam vom Rempart hinunter und zwangen mich, meinen Morgenspaziergang unten auf dem zehn Schritt breiten Gartenstreifen zu machen. Der Sturm heulte dann über mich hin. Aber auch sein bloßes Drüberhingehen reichte schon aus, alles, was hier unten noch grünte, erzittern zu machen. Die letzte Malve, losgerissen vom Stock, schwankte hin und her; die gelbe Studentenblume duckte sich noch ängstlicher unter die in Samen geschossenen Salatstauden als an andern Tagen, und der zarte Duft verspäteter Levkoien verflog unbeachtet in der vibrierenden, oft wie vom Donner durchrollten Luft. Die Blumen lebten hier Tag um Tag wie Gefangene; aber wenn der Sturm über sie hinfuhr, waren sie vollends wie niedergetreten.

Ein Gefangener ist empfindlich gegen solche Eindrücke. Sie loszuwerden, trat ich dann über die Treppenstufen rasch auf den Rempart hinaus. Es wetterte; ich hielt den Hut mit beiden Händen, und der Gischt sprang bis über die Brüstung. Aber ich atmete auf und sah nach Osten hin, wo mir die Heimat lag und die Freiheit.

* * *

Siebentes Kapitel

Mittag

Der Vormittag, der dem Morgenspaziergang folgte, gehörte der Arbeit. Himmlische Ruhe! Wie leicht, wie behaglich es aus der Feder floß! So kam Mittag heran.

Um 12 Uhr präzis klopfte es, und auf mein nach Gutdünken abgegebenes „Entrez" oder „Herein" erschien Madame la Cantinière, eine freundliche, bleichsüchtige Frau, die nach unendlichen Knixen und Begrüßungen und unter einem Schwall von Redensarten, aus denen ich mir nur die Stichworte aussuchte, meine Hauptmahlzeit servierte. Diese führte abwechselnd den Namen Déjeuner oder Diner, ohne daß die wechselnde Bezeichnung den geringsten Einfluß auf die Sache selbst geübt hätte. Ein Tisch existierte nicht; der Schreibtisch war sakrosankt; so blieb denn nur die Kommode, die zum Zeichen ihrer Doppelbestimmung und sozusagen als „Tischtuch in Permanenz" eine auseinandergefaltete Serviette trug. Einen Wechsel derselben hab' ich nicht erlebt. Auf diese Unterlage nun stellte Madame la Cantinière das zusammengeklappte Tellerpaar, das wie eine große Muschel aussah, aber in der Regel einen Kern barg, der seinem ganzen Gefüge nach alles andere eher war als eine Molluske. An vier Tagen von fünf war es ein Stück in die Pfanne geworfenes Rinderfleisch, ein Rundstück, mit gedörrten Kartoffeln und Seesalz garniert, an das ich nun coûte qu'il coûte heranmußte. Ich zwang es auch in der Regel, wiewohl ich sagen muß, daß es für das, was man mit fünfzig Jahren von Zähnen noch übrig hat, eine Schule und eine Prüfung war. Die genaue Verteilung von einem Korn Seesalz auf je ein Stück Kartoffel, etwa wie ein Konditor die Törtchen mit Kirsche oder Pistazie belegt, gewährte mir dabei eine kleine Unterhaltung. Ich machte es sorglich und gewissen-

haft, das jedesmalige Größenverhältnis wohl abwägend. Dazu trank ich Landwein, der einen unglaublich schönen Namen hatte, aber nach dumpfem Faß schmeckte, und dem ich durch Zucker und Wasser aufzuhelfen suchte.

Was die Arrangements angeht, so darf ich wohl hinzusetzen, daß ich meine Mahlzeit notgedrungen im Stehen einnahm, da die Kommodenkästen keinen Stuhl gestatteten, und daß ich (man erhält in gewöhnlichen Lokalen immer nur eine Gabel) dies unvollkommene Besteck durch ein in Besançon erobertes Klappmesser vervollständigte, dessen Klinge sich wie Blech bog. Wie man es stellte, so stand es.

Dies alles war die gebrechliche Seite des Diners, aber das Dessert brachte alles wieder ins reine. Ich schälte sorglich, nachdem das Klappmesser in der Kaminasche einen Läuterungsprozeß durchgemacht hatte, eine große Goldreinette und begann nun, Scheibe auf Scheibe mit immer erneuter Freudigkeit zu genießen, während Blanche mit den Schalen spielte und neben mir bereits das Wasser brodelte, das zehn Minuten später braun und duftig in das von dem Landwein desinfizierte Glas floß. Im Schlürfen des geliebten Trankes vergaß ich vieles, und vieles stieg lächelnd und grüßend herauf.

Die gebauchte Blechkanne aber, von einfach sinnreicher Konstruktion, aus der mir so viele freundliche Minuten erblühten, ich habe sie als Erinnerungsstück mit heimgenommen.

Achtes Kapitel

Teestunde

Von 6 bis 8 war Teestunde und — Empfang. Man wußte das schließlich in der ganzen Kaserne, und so hatt' ich denn meist um diese Zeit Besuch. Mitunter drängte es sich,

und in diesem Falle war es nichts Kleines, mit drei Gläsern und einer Zuckertüte das leibliche und mit Hilfe einer Unterhaltung, die vom Hundertsten aufs Tausendste sprang, das geistige Bedürfnis der Gäste zu bestreiten. Aber dies alles geschah doch im ganzen nur selten, so selten, daß ich beinah glaube, es unterblieb aus Rücksicht, und sobald Neuankommende merkten, „es ist schon Besuch da", kehrten sie einfach um.

In der Regel kam man zu zweien, so daß wir uns zu dritt an den Kamin setzen konnten; Rasumoffsky als dienender Bruder im Hintergrunde. Das Hauptpaar waren zwei Einjährige, ein bayrischer Chevauleger, Graf A., und ein Frankfurter Dragoner, eines Großweinhändlers Sohn. Sie waren sehr verschieden, aber jeder angenehm und tüchtig in seiner Art. Der Dragoner, ein stattlicher Rheinfranke, hatte das Breite, Männliche des ganzen Stammes; jener, der Chevauleger, war heiter, liebenswürdig und vor allem ganz blond, was mich bei seinem italienischen Namen und seiner italienischen Mutter immer am meisten verwunderte. Beide sprachen vollkommen französisch[1]) und hatten, wie die sprachliche Fähigkeit, so auch den moralischen Mut, jederzeit für die Interessen ihrer Mitgefangenen einzutreten. Das machte sie natürlich beliebt. Bei dem jungen Grafen kam noch hinzu, daß er keine Spur von Standesdünkel zeigte; er half, unterstützte, interpretierte, aber in allem übrigen war er einfacher Reitersmann wie jeder andere. Es waren sehr liebenswürdige junge Männer, fein, rücksichtsvoll, unterrichtet, aber eines werden sie mir nicht übelnehmen: sie waren keine brillanten Unterhalter, so daß ich mitunter einen

[1]) Unter den Gefangenen, auch schon in Besançon, befanden sich stets sehr viele, die Französisch sprachen. Dies hatte darin seinen Grund, daß die meisten weggefangene Patrouillen waren, und daß zum Patrouillen- und Rekognoszierungsdienst, solang es sich ermöglichte, immer wenigstens ein Französisch Sprechender genommen wurde.

schweren Stand hatte. Die Konversation begann immer mit den Tagesfragen, die teils ihrer Einfachheit, teils ihrer geringen Zahl halber schnell erledigt waren. Der Mensch wird in solchen Zeiten auf einen gewissen Naturstandpunkt herabgedrückt; aller Luxus fällt ab, es handelt sich für vornehm und gering um dieselben Dinge, und so nimmt auch die Unterhaltung entsprechende Formen an. Es war kein Unterschied, ob ich mit Rasumofsky oder mit diesen beiden feingebildeten Herren sprach; es wurden dieselben Fragen gestellt, dieselben Bedenken, Klagen und Hoffnungen laut. Es ist begreiflich, daß ein solches Fünf-Minuten-Material für anderthalb Stunden nicht ausreichte. Die Rede stockte; und da ich kein Freund der „Ausschweige-Soiréen" bin, so fiel mir, wie schon angedeutet, die nicht leichte Aufgabe zu, wie für den Tee so auch für den Unterhaltungsstoff zu sorgen. Alle meine alten Steckenpferde mußten aus dem Stall, und nie hab' ich in Völkerpsychologie und vergleichender Stamm- und Rassenforschung so geschwelgt als an meinen Kamine in Oléron. Wenn ich dann über die Weltherrschaftsqualität der germanischen Rasse, über die Nichtgefahr des Panslawismus, über die Wellenbewegungen im Volksleben, über die eigentlichen und uneigentlichen Demokratien meine freien Vorträge gehalten und der Graf (darin ganz Graf) mit völligster Ungeniertheit sich ausgegähnt hatte, zogen sich gegen acht die beiden Herren zurück und ließen mich mit Rasumofsky und eine halbe Stunde später mit Blanche allein.

Diese zwei Volontärs waren die Aristokratie der Gesellschaft. Es kamen aber auch andre, gewöhnlich paarweise, ein Preuße und ein Bayer; immer beste Freunde.

Das erste Paar war Sergeant Polzin von den Schleswigschen Husaren und Unteroffizier Vollnhals vom 11. bayerischen Regiment. Sie hatten den Überfall von Ablis gemeinschaftlich durchgemacht und sich bei jener Gelegenheit bewährt und ge-

funden. Es waren ein paar Typen norddeutscher und süddeutscher Soldatenschaft. Polzin, wie schon sein Name angibt, ganz Pommer, stammte im dritten oder vierten Gliede aus einer Sergeanten-, Gendarmen- und Steueraufseherfamilie (auch eine Art Adel), soldatisches Vollblut nach Abstammung und Trainierung. Wie so viele Kinder solcher Beamten war er in Annaburg erzogen. Das sind die Plätze, die, wie sie aus einer Eigenart heraus entstanden, nun diese Eigenart auch weiter fortbilden. „Scharf aber jut", dahin faßte Polzin selber sein Urteil über diese Militärerziehungsanstalt zusammen. Mit Vorliebe sprach er vom Jahre 48, wo er, damals zehn Jahre alt, jedesmal mit dem Gefühl auf Wache gezogen sei, daß sich die ganze Demokratie der Nachbarschaft an seiner kleiner Bajonettspitze brechen werde. Seitdem waren viele Jahre ins Land gegangen; er hatte Provinzen und Armeekorps gewechselt; jetzt stand er in Schleswig. Er war stolz auf sein Regiment, aber doch noch stolzer auf Preußen. „Diese Schleswiger" — so sagte er wohl, wenn er ans Fenster trat und unten seine eigenen stattlichen Leute in hellblau und weiß über den Kasernenhof hinschreiten sah — „diese Schleswiger, sehen Sie, ein richtiger Preuße is in solchen Kerl nicht 'reinzukriegen; nichts Adrettes, Strammes. Aber das muß wahr sein, tapfer sind sie; sie stehen wie die Mauern. So recht Kerle, auf die man sich verlassen kann. Sie halten aus bis zuletzt." Übrigens hielt sich Polzin, auch darin altpreußischen Traditionen huldigend, nur selten mit Tee auf. Die Teestunde war für ihn ein bloßer Name. — Aus ganz anderm Holze war Unteroffizier Vollnhals. Diese Bayern, wenn man sie zu nehmen versteht und ihren kleinen Schwächen etwas nachsieht, vor allem sich nicht über sie erheben will, sind überhaupt entzückend. Von ihrem Mut red' ich nicht erst. Er ist auch in diesem Kriege wieder sprichwörtlich geworden. Neben diesem Mute aber haben sie noch etwas Naives, das den Verkehr mit ihnen sehr angenehm

macht. Sie haben alle etwas Männliches, individuell Freiheitliches und sind auf jede Gefahr hin widerstandsbereit, wenn man das Letzte in ihnen herausfordert; aber bis dahin sind sie wie die Kinder und haben vor jeder Potenz des Lebens, es sei Amt, Wissen, Vermögen, einen ungeheuchelten Respekt. Dies alles trat auch bei meinem Vollnhals hervor. Er wußte recht gut, daß er sich bei Ablis wie ein Held geschlagen hatte, und erzählte mir lächelnd, daß die französischen Offiziere sich untereinander angestoßen und sich zugeflüstert hätten: „Das ist er", aber bei allem Heldentum und aller naiven Freude darüber war er bescheiden und dankbar für jeden Beweis von Aufmerksamkeit.

Das zweite Paar war ein Gefreiter vom 96. Regiment, ein Sachse (Altenburger), dessen Namen ich vergessen habe, und Sergeant Genzel von den 10. Ulanen. Der Gefreite war ein guter, umgänglicher Mensch, aber doch ein wahres Kreuz für mich. Man urteile selbst. Ich liebe die Sachsen, bin dankbar für glückliche Tage und Jahre, die ich unter ihnen verlebte, und habe von ihrer Energie, Zähigkeit und Durchschnittsgebildetheit allen möglichen Respekt; aber in dieser letztern Eigenschaft steckt doch auch wiederum ihr Schrecknis. Lebhaft und intelligent von Natur, gut erzogen und von Jugend auf mit Zeitungslektüre und Kannegießerweisheit vollgepfropft, treten sie mit der größten Ungeniertheit an all und jede Frage heran und wissen ganz genau, daß Freiheit der Kirche vom Staat, oder Freiheit der Schule von beiden, oder Konfessionslosigkeit, oder Kindergärtnerei einzig und allein noch die Menschheit retten können. Sie haben immer eine Revalenta arabica oder einen Hoffschen Malzbonbon in petto, womit alle Schäden der Gesellschaft kuriert werden können. Während es in Norddeutschland, namentlich an den Küsten hin, immer noch eine Bauernweisheit gibt, gibt es in Sachsen einen allgemeinen Winkeladvokatenschnack, der nach unten hin imponiert, nach

oben hin aber nervös macht. Von diesem Schnack leistete auch mein 96er sein vollgewogen Teil. Er hatte in dem Reisebündel eines später eingetroffenen Gefangenen ein „Dresdner Journal" vom 27. September gefunden, und mit Hilfe dieses zwei Monate alten Zeitungsblattes terrorisierte er seine Mitgefangenen und löste alle schwebenden Fragen. — Desto brillanter war Sergeant Genzel. Er war ein Halberstädter, also auch sehr gebildet, aber denn doch aus ganz anderm Holze geschnitten. Schon physisch. Ein großer, schöner Mann, breitschultrig, bärtig, der immer, um Hauptes Länge alle andern überragend, wie ein Halbgott über den Kasernenhof hinschritt. Als ich ihn das erstemal bei mir sah, sprach er wenig und erzählte nur, wie er gefangen nach Orleans hineingeschleppt worden sei. „Man warf mit Steinen, man spie vor mir aus, und Damen, nicht Weiber, stürzten auf mich los und hielten ihre kleinen weißen Fäuste mir drohend ins Gesicht. Ich schritt ruhig weiter, aber in mir dacht' ich unwillkürlich an unsern unsterblichen Schiller und sprach halblaut vor mich hin: da werden Weiber zu Hyänen." Dies Zitat hatte er wie eine Visitenkarte bei mir abgegeben, und ich wußte nun, woran ich war. Er war von der höheren Ordnung. — An andern Abenden, die jenem ersten Besuche folgten, kam er dazu, seine Schicksale, seine Gefangennehmung und die Gefechte, die dieselben begleiteten oder ihr vorausgingen, ausführlicher zu erzählen. Er tat dies ganz wie ein vornehmer Mann und legte in allem, was er vortrug, den Akzent immer auf die Gesinnung, nicht auf die Tat. Das bloße Totschlagen imponierte ihm gar nicht, im Gegenteil, alles Massaker verletzte nur sein ästhetisches Gefühl. Er hatte einen Einzelkampf mit einem Turko gehabt, der in eine Schmiede retirierte und sich hier mit außerordentlicher Bravour verteidigte. Endlich packte ihn Genzel und spaltete ihm den Nacken. Aber in seinem Vortrag ging er rasch drüber hin. Er liebte es nicht, auch noch seine Erzählungen rot zu

färben. Wie unser Schicksal übrigens sooft an unserer Gesinnung hängt, so auch bei ihm — sein chevalereskes Empfinden hatte ihn in Gefangenschaft geführt. Ein junger Offizier des Regiments verlor in der Attacke sein Pferd. Genzel, verbindlich wie immer, sprang aus dem Sattel und präsentierte das seine. Ein Dank, und weiter ging es in den Feind. Aber nach fünf Minuten schon riefen die Signale zurück; man war in Kartätschfeuer hineingeraten; kehrt, rückwärts! und der mächtige Genzel trabte nun zu Fuß nebenher. Endlich verließ ihn die Kraft; unter einem Blutsturz brach er zusammen. Er hatte in jener Unglücksstunde wie seine Freiheit so auch seine Sprache eingebüßt; er sprach heiser seitdem. Man schleppte ihn nach Orleans hinein; Frauen insultierten ihn (wie schon erzählt), endlich trat ein Elsässer Offizier an ihn heran und rief ihm zu: „Wißt Ihr, was wir jetzt mit Euch machen?" „Mit mir machen?" schrie der empörte Genzel, „gar nichts könnt Ihr mit mir machen; totschießen könnt Ihr mich, und dafür will ich Euch noch dankbar sein. Geht erst hin und lernt, wie man einen anständigen Soldaten behandelt." Das half. Solche Anreden halfen immer. Wer zu reden verstand, war durch. Das Wort in Frankreich ist eine größere Macht als bei uns.

Das dritte Paar, das abends zum Tee kam, war Unteroffizier Janeke von den Gardeulanen und Sergeant Heglmaier vom 6. oder 9. bayrischen Jägerbataillon. Doch bin ich der Zahl nicht sicher. Diese waren Inséparables geworden, liebten sich schwärmerisch und machten beständig Pläne, wie sie sich gegenseitig in München und Potsdam besuchen würden. Janeke, persönlich äußerst bescheiden, hatte doch, wenn er Potsdam nannte und seinem Freunde den großen Springbrunnen in Aussicht stellte, ein ungeheures Gefühl von Superiorität, etwa wie wenn er in der Lage wäre, den Vorhang von einer neuen Welt wegziehen zu können. Heglmaier, ein

oberbayrischer, rotblonder Mann, von besonderer Gutmütigkeit, ließ sich das alles gefallen. Er mochte denken: „Der Preuß ist fünfmal so stark als der Bayer, muß auch Berlin-Potsdam fünfmal so schön sein als München." Vielleicht aber dacht' er auch gar nichts, ja, ich halte dies für das wahrscheinlichere. Er war nämlich ein musikalisches Genie, und neben seiner Liebe zu Unteroffizier Janeke füllten nur Virtuosenträume und Konzertpassionen seine Seele aus. Ich wurde durch eine feierliche Morgenvisite, die mir Janeke noch in den letzten Tagen meiner Gefangenschaft machte, in diese Zustände seines Freundes eingeweiht. Nach einer Vorrede hieß es: „Ich sei mit dem Kommandanten so gut wie befreundet; derselbe würde mir gewiß etwas zu Gefallen tun. Heglmaier könne es nicht mehr aushalten; ich möchte also den Antrag stellen, daß die Insel Oléron nach einer Zither durchsucht würde. Heglmaier wolle dann ein Konzert für die Verwundeten geben."

So waren die Paare, die sich abwechselnd zum Tee bei mir versammelten. Mit herzlichem Vergnügen denke ich an jene Stunden zurück: Sie gönnten mir Einblick in das Leben unsres Volkes, in seine Kraft und seine Güte.

Neuntes Kapitel

Sturm im Glase Wasser

Das Sterben wurde bald Tagesordnung auf Oléron. Es konnte kaum anders sein. Etwa Mitte November trafen 700 Bayern auf der Zitadelle ein, die man nach Einnahme von Orleans durch General Aurelles de Paladine in den dortigen Lazaretten zusammengesucht und als „Gefangene" nach Oléron geschickt hatte. Etwa ebenso viele, nach anderen Angaben erheblich mehr, waren nach Pau dirigiert worden.

Dies Verfahren, lediglich um sich vor versammeltem Volk mit einer erträglich hohen Zahl von Gefangenen brüsten zu können, hatte wenig einer Gloirenation Entsprechendes; dennoch hätte man mit Rücksicht auf die Notwendigkeit, dem Volke einen Sporn zu geben, solche Maßregel verzeihlich oder meinetwegen selbst sehr verzeihlich finden können, wenn man bei diesem Zusammensuchen etwas humaner vorgegangen wäre. Es hätte sich dann darüber reden lassen. In solchen Zeiten (leider) muß zuletzt alles dem letzten großen Zwecke dienen. Aber ein ernster Vorwurf für die französischen Machthaber oder für diejenigen, die in ihrem Namen handelten, wird es bleiben, daß man nicht bloß wirkliche Rekonvaleszenten und leicht Verwundete, sondern auch Personen fortschleppte, die dicht vor dem Typhus standen oder ihn kaum erst überwunden hatten. Unter allen Umständen aber (und das ist das Geringste, das gefordert werden darf) mußte man, wenn man so tief in die Lazarettbestände hineingreifen wollte, vorher wissen, daß man auf Oléron imstande sein werde, diesen noch halb Kranken Pflege oder doch ein Bett oder doch eine Decke geben zu können. Statt dessen hatten die auf Oléron eintreffenden Siebenhundert in den ersten Nächten kaum Stroh. Das war natürlich kein Zustand, um Rekonvaleszenten aufzuhelfen; Rückfälle kamen vor, und der Geistliche, die Chorknaben und der Totengräber mußten Tag um Tag auf den Begräbnisplatz hinaus.

Eine Verstimmung über die Zustände war unausbleiblich; besonders die Preußen, unter denen sich viele Unteroffiziere und Sergeanten befanden, waren empört und gaben nach ihrer heimatlichen Art (wer räsonierte nicht in Preußen!) dieser Empörung einen unverhohlenen Ausdruck. Beim Kantinengrog, auch wohl in der Stadt beim Einkäufemachen, fielen Worte, „daß dies eine erbärmliche Wirtschaft und ein schlechter Dank für die Rücksicht sei, die man unsrerseits gegen 300 000 Franzosen bisher beobachtet habe"; Worte, die alsbald von

Mund zu Mund gingen und im Weiterrollen folgende groteske Gestalt annahmen: die tausend Gefangenen der Zitadelle sind im Komplott, sie haben vor, die Wachtmannschaften zu entwaffnen, die Außenposten ins Meer zu werfen; man wird Chateau überfallen und von der ganzen Insel Besitz ergreifen. Preußische Kriegsschiffe kreuzen bereits in der Nähe. Man wird weitere Truppen landen, Rochefort einschließen und von dort aus das Land insurgieren. Ein napoleonischer Aufstand im Rücken der republikanischen Armee — das ist der Plan. Der „Gefangene auf Wilhelmshöhe" ist mit im Komplott.

Wir erfuhren dies wieder und lachten herzlich. Die Heldenrolle, die uns zudiktiert wurde, hatte etwas Ehrendes und Schmeichelhaftes für uns; aber bald überzeugten wir uns, daß solche Gerüchte doch höchst gefährlich für uns seien und unser relatives Wohlleben arg gefährden könnten. Was aber namentlich dem engeren Kreise, der sich bei mir zu versammeln pflegte, das Allerpeinlichste war, war das, daß unser guter Kommandant mit in die Angelegenheit hineingezogen und um seiner Nachsicht und Güte willen (die übrigens nie in Schwäche ausartete) bezichtigt wurde, das eigentliche Haupt des Komplotts zu sein.

Wir beschlossen also, nicht nur äußerste Vorsicht zu üben, sondern namentlich auch die Anstandsbesuche, die wir von Zeit zu Zeit in der Kommandantur gemacht hatten, einzustellen. Ich wurde dazu noch durch einen besonderen Vorfall bestimmt, der, so klein und geringfügig er war, doch am besten zeigte, wie kritisch bereits die Lage geworden war.

Ich hatte bei einem Nachmittagsbesuche eben neben dem Kommandanten Platz genommen und ließ mir das Straßburger Bier schmecken, das in einer Steinkruke wie immer auf ein zwischen uns stehendes Tischchen gestellt worden war, als der eintretende Diener den Kapitän N. N. meldete. Den Namen überhörte ich. Es war, wie ich mich bald überzeugen sollte,

ein Seekapitän, der zugleich das Kommando über die Nationalgarden der Insel übernommen hatte. Mein guter Kommandant nickte, zum Zeichen, daß er bereit sei, den Angemeldeten zu empfangen, sprang aber in demselben Augenblick, in dem der Diener das Zimmer verlassen hatte, vom Fauteuil auf, um mit geschwindester Geschwindigkeit einen großen Wandschrank zu öffnen und die Steinflasche sowie die beiden noch halbvollen Biergläser dahinter verschwinden zu lassen. Der Verschwindeakt war kaum ausgeführt, als der Seekapitän eintrat und das Dienstgespräch seinen Anfang nahm. Ich empfahl mich; mein halbes Glas Bier hatte ich eingebüßt. Dies war zu verschmerzen; der ganze Vorgang bekümmerte mich aber um des Kommandanten willen. Dieser war nicht nur ein liebenswürdiger, sondern vor allem auch ein sehr feinfühliger Mann, der notwendig eine Verlegenheit über die Komödie empfinden mußte, zu der er sich verurteilt sah.

Er empfand es auch wirklich, so vermute ich; vor allem aber sah er ein, daß etwas geschehen müsse, um ihn in seiner unhaltbar gewordenen Stellung neu zu befestigen. Dies zu erreichen, wählte er den klügsten Weg. Er bat um einen Auxiliarkommandanten, dem die Gefangenenangelegenheiten ausschließlich unterstellt werden möchten. Ein vorzüglicher Schachzug. Seinem Wunsche wurde nachgegeben, und auf einen Schlag war er den Verdacht und — die Arbeit los. Den Verdacht hatte das Gouvernement natürlich nie geteilt; aber das war ein geringer Trost. Überall im Lande stand das Volk auf dem Punkt, die Entscheidung selbst in die Hand zu nehmen. Der Einzug von „König Lynch" war jeden Augenblick möglich.

Wir erhielten infolge dieser Vorgänge und Gesuche denn auch wirklich einen Vizekommandanten, einen schönen Blaubart, den Baron de la Flotte, der in Straßburg als Chef eines Mobilgardebataillons mitkapituliert und sich, nach seiner

Entlassung auf Ehrenwort, aus dem Lärm des Krieges in die westlichen Departements zurückgezogen hatte. Er war ein feiner Herr, von vornehmer Haltung, sehr artig und — sehr bestimmt. Unser „Sturm im Glase Wasser" beruhigte sich, und — die Gerüchte in der Stadt nahmen ein Ende.

Sie nahmen ein Ende in demselben Verhältnis, in dem das eigene Schuldbewußtsein der Behörden und Bewohner sich minderte und sich mindern durfte. Viele Übelstände, von denen man sehr wohl gewußt hatte, daß es Übelstände waren, sie wurden abgestellt. Man tat, was man konnte; man anerkannte gewisse Verpflichtungen und beeiferte sich, ehrlich und nachdrücklich, diesen Verpflichtungen nachzukommen. Das half. Der eifrigste und tapferste dabei war der französische Arzt. Er fuhr nach La Rochelle hinüber, entwarf ein Bild der Lage und erklärte rund und nett, daß er entschlossen sei, seine Stellung sofort niederzulegen, wenn nicht die Hälfte seiner Kranken in die großen Lazarette von La Rochelle aufgenommen und die ihm verbleibende andere Hälfte mit allem Nötigen versehen würde. Drei Tage später fuhren 30 Kranke in einem großen Seedampfer nach La Rochelle hinüber. Alle seine Forderungen waren bewilligt worden.

So endigte dieser Zwischenfall, der uns, wenigstens in den Augen unsrer Inselbevölkerung, bis an die Grenzen der Meuterei geführt hatte. In Wahrheit aber hieß es selbst von den Verwegensten und Abenteuerlustigsten unter uns: „Kühn war das Wort, weil es die Tat nicht war", und während man die Neuerklärung des Kaiserreichs von uns erwartete, beschäftigte uns vorwiegend die Frage, ob der verd.... Kantinier nicht endlich einen besseren Wein anschaffen oder mit Rücksicht auf seine Kunden in Hellblau „a Bierche" auflegen würde.

* * *

Zehntes Kapitel

„Sentinelle, prenez garde à vous"

Um Mitternacht (Gott sei Dank) schlief ich fest, wenn nicht das Zusammenbrechen der verkohlten Scheite mich auf einen Augenblick weckte. Nur einmal wachte ich die Mitternacht heran.

Es war bei Vollmond. Als die zwölf Schläge über den Kasernenhof hin verklungen waren, hüllte ich mich in Schal und Kapuze und tappte an der Wand des Korridors entlang bis an die schmale Hintertür, die auf den Wallgang hinaus führte. Entzückendes Bild! Nach rechts hin stand der Mond und goß sein volles Licht in breitem Streifen über die Wasserfläche. Kein Lüftchen ging, das Meer wie ein Spiegel, alles still; ich hörte nichts als in einiger Entfernung den Schritt der Wachen und am Fuße der Bastion ein leises Brauen und Murmeln, denn die Flut kam.

Ein weißer Schimmer lag wie Schnee auf den grauen Fliesen des Rempart, und ich begann jetzt, immer dicht an der Brüstung hin, einen Mitternachtsgang anzutreten, wie ich gewohnt war, an eben dieser Stelle meinen Morgengang zu machen.

Ich sah hinüber nach dem Festland, das schwach heraufdämmerte. Nahes und Fernes immer schärfer musternd, empfand ich plötzlich, daß ich dies alles, an einem andren Orte, schon mal gesehen habe: dieselbe verschwimmende Küste, den Meeresarm, den Wallgang mit seinen Bastionen, das Portal und die Zugbrücke und dahinter das Fanal. Ich brauchte auch nicht lange zu suchen: Helsingör. Alle Empfindungen, mit denen ich damals über den „Hamlet-Rempart" hingeschritten war, sie wurden wieder lebendig in mir. Nur gesteigert. Wohl war das Schloß am Sunde, aus dessen Dachfirst eine nadel-

förmige Spitze wie das Horn aus dem Haupte des Einhorns phantastisch rätselvoll aufwächst, der *echtere Ort*, dort war es, wo „the majesty of buried Denmark" in poetischer Wirklichkeit gewandelt war, aber *eines* hatte meinem verlangenden Sinn die Plattform von Helsingör *nicht* geben können: die rechte *Stunde*. Es war heller Mittag, als ich drüber hinschritt. *Hier* hatt' ich jetzt, was mir Helsingör verweigert hatte. „'T was now struck twelve." Für den echteren Ort hatt' ich die echtere Stunde eingetauscht.

Ich zog meine Kapuze fester an und setzte mich innerhalb eines Brüstungsvorsprungs auf eine Steinbank die, hufeisenförmig, diesen Vorsprung beinahe ausfüllte. Ich sah in den Mondstreifen hinein, der in schräger Linie über das Meer und dann glitzernd über die schneeweißen Fliesen lief, und mit schauerndem Entzücken begann ich Lieblingsstellen zu zitieren. Was halb vergessen war, *jetzt* hatt' ich es wieder. Ort und Stunde halfen nach. Ich hielt Zwiegespräche, Szene um Szene, Frage und Antwort.

„Wer bist du, der sich dieser Nachtzeit anmaßt
Und dieser edlen, krieg'rischen Gestalt?
Sag', ich beschwör dich."

Und dann klang es Antwort:

„Ich bin
Verdammt, auf eine Zeitlang nachts zu wandern,
Und Tags gebannt, zu fasten in der Glut,
Bis die Verbrechen meiner Zeitlichkeit
Hinweggeläutert sind. Wär' mir's verstattet,
Das Innre meines Kerkers zu enthüllen,
So höb' ich eine Kunde an, von der
Das kleinste Wort die Seele dir zermalmte,
Dir die verworren krausen Locken trennte
Und sträubte jedes einzle Haar empor
Wie Nadeln an dem zorn'gen Stacheltier."

In diesem Augenblicke schlug es halb, und noch eh der Schlag verklungen war, mit einer Plötzlichkeit, wie ein Schuß

fällt, begann jetzt vom Portal her das Anrufen der ausgestellten Wachen. „Sentinelle, prenez garde à vouz!“ Der nächste Posten nahm den Anruf auf, und im fünffachen Echo lief es jetzt um die Zitadelle herum, von Posten zu Posten, bis der mir zunächst stehende, mit dem die Kette schloß, dieselben Worte über den Rempart hinrief. Es war, als gälten sie mir selber.

Ich stand jetzt auf, um meinen Rückzug anzutreten. Mich fröstelte. Als ich durch den Mondstreifen hindurchschritt, der jetzt zwischen mir und der schmalen Hoftür lag, war mir's, als streifte mich etwas. Ich zuckte zusammen und eilte vorwärts.

Der Wachen Ruf war längst verklungen, aber immer noch klang es in mir nach: „Sentinelle, prenez garde à vous.“

Frei

Erstes Kapitel

Unverhofft kommt oft

„Es ist gar nicht zu sagen, wie schnell ein Ereignis da ist, wenn man es nicht erwartet hat! Hat man es erwartet, so dauert es viel länger, und manchmal kommt es gar nicht." Mit diesen Worten etwa beginnt eine liebenswürdige Roquettesche Novelle. Die Wahrheit, die sich darin ausspricht, sollte sich auch an mir erfüllen. „Unverhofft kommt oft."

Es war Sonnabend, den 26. November. Die erste Hälfte des Tages mit Spaziergang und Arbeit lag hinter mir, das Mittagsbeefsteak war verzehrt, „in seinem zähen Widerstand gebrochen", und die Kaffeestunde umblühte mich bereits. Duft und Wärme füllten das Zimmer. Rasumoffsky war bei mir. Wie die beiden wilden Männer im preußischen Wappen standen wir am Kamin, er rechts, ich links, während zwischen uns das Feuer glühte und die mehrerwähnte bauchige Blechkanne, mitten in die Kohlen hineingestellt, eben mit ihrem Deckel zu klappern begann. Es war das Wasser für den zweiten oder Rasumoffsky-Aufguß; den ersten hielt ich bereits in den Händen und nippte mit der Bedächtigkeit eines „Connaisseurs".

Rasumoffky hatte seinen sentimentalen Tag und sagte: „Jott, Herr Leutnant, wann werden wir wieder den ersten preuß'schen Kaffee trinken? Mit Weihnachten wird es nichts."

„Nein, Rasumoffky, auf Ostern müssen wir uns gefaßt machen. Vielleicht sehn wir hier noch den Flieder blühn."

„Ach, Herr Leutnant, hier blüht ja gar kein Flieder nich."

„Aber Rasumoffky, Sie werden doch diesen Gegenden, die dicht an der Grenze des Mandelbaumes und der Goldorange liegen, nicht den landesüblichen blauen Flieder absprechen wollen?"

„Ich glaube hier gar nichts mehr. Die Franzosen lügen alle. Wer weiß, wo wir hier sind? Sie können sich gar nicht denken, Herr Leutnant, was die armen Kerls drüben frieren. Ich glaube, wir sind hier gar nicht südlich."

„Na, Rasumoffky, da können Sie sich nun auf mich verlassen. Fünfzehn Meilen von Bordeaux. Da hilft alles nichts, Geographie und Karten, damit wissen wir Bescheid."

Er nickte zustimmend.

„Und am Ende", so fuhr ich fort, „Ostern oder nicht, ich kann es so schlimm hier nicht finden. Rasumoffky, ich sage Ihnen: alle Dinge haben zwei Seiten."

Er nickte wieder.

„Sehen Sie, es ist jetzt halb zwei; vor einer Viertelstunde erst hab' ich mein Beefsteak gegessen, und schon halt' ich hier ein Glas guten Javakaffee in Händen. Glauben Sie, Rasumoffky, daß man das haben kann, wenn man frei ist? Gott bewahre. So was hat man nur in Gefangenschaft."

Er griente.

„Sie sind ein vernünftiger Mensch, Rasumoffky, und kennen die Welt. Es wird wohl in Posen auch so sein wie anderswo. Der Hausherr, sehen Sie, das ist eine ganz sonderbare Stellung. Es wird ihm zwei- bis dreimal des Tages vorerzählt, er sei ein Tyrann, ein wahrer Pascha, und an dieser

Ehrenerklärung muß er saugen wie an einem Stück Zucker. Nun sollen die Paschas viel Kaffee trinken. Aber ich sage Ihnen, Rasumoffsky, die Berliner Tyrannen, die um halb zwei eine Tasse Kaffee kriegen können, die sind zu zählen. Es ist entweder Wäsche, oder das Wasser kocht nicht, oder die Schornsteinfeger sind angemeldet. Sehen Sie, man könnte beinah sagen: nur der Gefangene ist frei."

Hier hielt er sich nicht länger und brach in die Worte aus: „Ach, Herr Leutnant, das is ja, als ob ich meinen Rittmeister reden hörte. Grade so war es in Posen. Es ist zu merkwürdig."

Seine Betrachtungen über dies wunderbare Zusammentreffen wurden durch ein Klopfen an der Tür unterbrochen. „Entrez!" Ein preußischer Infanterist mit einer 25 auf der Achselklappe und einem Klapphut auf dem Kopf, die ganze Erscheinung der typische Rheinländer, trat ein, um mich wissen zu lassen: „Monsieur le Commandant (der Auxiliarkommandant) wünschten mich zu sprechen." Zu Befehl. Ich folgte unverzüglich.

Der Vizekommandant, über den ich in einem früheren Kapitel bereits berichtet, hatte während der letzten Tage unmittelbar unter mir, in dem mit roten Teufelchen garnierten Zimmer, ein Bureau etabliert, in dem einige französische Marinesoldaten, unter Assistenz jenes 25ers (eines Kölners, der brillant französisch sprach), das ganze Schreiber- und Verwaltungswesen leiteten. Die Federn flogen hin und her; in der Mitte des Zimmers stand Baron de la Flotte. Ich verneigte mich vor „König Blaubart". Mit schätzenswerter Raschheit sprang er in medias res und erklärte mir: „Monsieur le Ministre de la Guerre a ordonné votre libération; — Monsieur F., vous êtes libre." Ich verneigte mich. „Im übrigen", fuhr er fort, „muß ich Sie bitten, ein Papier zu unterzeichnen, in dem Sie sich verpflichten, einerseits, nach dem Maße Ihrer Kraft, auf die Befreiung eines französischen Oberoffi-

ziers hinzuwirken, andererseits gegen Frankreich weder irgend etwas sagen, noch schreiben, noch tun zu wollen."

Ich stutzte einen Augenblick, wiederholte überlegend die Worte: „ni dire, ni écrire, ni faire quelque chose contre la France" und fragte dann: ob bei dieser Erklärung aller Akzent auf das Wort „contre" gelegt würde? Ich nähme dies vorläufig an; hätt' ich darin recht, so würd' es mir leicht, die geforderte Verpflichtung einzugehen, da in meinem Herzen nichts lebe, was als eine Empfindung „contre la France" gedeutet werden könne. Kommandant Blaubart lächelte und machte eine gefällige, halb zustimmende, halb ablehnende, also, wenn der Ausdruck gestattet ist, eine neutrale Handbewegung, die etwa ausdrücken sollte: „Dies ist eine heikle Frage; die Entscheidung steht bei Ihnen", und entließ mich dann mit jenen Formen, die er beherrschte, und die ihn so wohl kleideten.

Rasumoffsky erwartete mich oben. Dies Abgerufenwerden zum Kommandanten war natürlich ein „Ereignis", und nach nichts, selbst den Tabak nicht ausgeschlossen, sehnte sich alle Welt so sehr wie nach Neuigkeiten. Ein wegen „unerlaubter Schiffszwiebacksaneignung" zu drei Tagen Gefängnis verurteilter Mecklenburger machte sechs Tage von sich reden; man mag sich also vorstellen, welche Neugiersunruhe in Rasumoffskys Seele seit meiner Abberufung zum Kommandanten gestürmt hatte.

„Rasumoffsky, ich bin frei!"

Der erste Effekt dieser Worte war alles andre eher als heiter. Der Angeredete, ohne sich Rechenschaft davon zu geben, fühlte klar, daß seine guten Tage nunmehr gezählt seien, und statt in Kaminfeuer und Kaffeegrund starrte er wieder in grundlose Langeweile. Er erholte sich aber schnell und sagte herzlich: „Na, das is schön; da wird sich die Frau Leutnant freuen. Himmelwetter, wenn unsereins doch mitkönnte!"

„Rasumoffsky, Sie wissen, „la paix est prochaine." (So schloß jede Unterhaltung, die ich mit Franzosen führte.) Sie

werden mich in Berlin besuchen. Tage oder Nacht, alles ganz egal. Sie sollen Kaffee haben. Dafür bin ich Hausherr."

„Ach, Herr Leutnant, Sie sind zu gut."

„Ja, Rasumoffky, das war immer mein Fehler. Aber was will man machen. Hier, alte Seele, haben Sie einen Befreiungsfranken. Und nun seien Sie fünf Minuten ruhig; ich muß an den Kommandanten schreiben."

Dies geschah. Ich hatte angefragt, ob meiner Abreise am Dienstag nichts entgegenstehen würde.

Rasumoffky sprang die Treppe hinunter, überreichte meinen Brief unten im Bureau und flog dann in die Kaserne hinüber, um als erster die Siegesnachricht zu bringen: mein Leutnant ist frei.

Es ist fraglich, ob die Kapitulation von Paris eine ähnliche Sensation hervorgerufen haben würde.

Zweites Kapitel

Der letzte Sonntag

Noch am Sonnabendabend war mir mitgeteilt worden, daß der Dienstag als Abreisetag genehmigt worden sei; gleichzeitig erfuhr ich, daß, bei Ausstellung meiner Liberationsorder, Gambetta lediglich dem Andringen Cremieux' (des Justizministers) nachgegeben habe. Ich erkannte in dem allem leicht die Zusammenhänge mit der Heimat und wußte genau, wohin ich den eigentlichsten Dank für meine Befreiung zu richten hatte. Heitern Sinnes erwacht' ich am andern Morgen. In Traum und Gedanken übersprang ich die Meilen und die Schwierigkeiten, die noch zwischen Le Chateau d'Oléron und der Königgrätzer Straße lagen.

Es war der letzte Sonntag. Der Himmel blau, die Luft weich und warm (wir waren doch südlich, trotz Rasumoffsky), so trat ich wieder auf den Rempart hinaus und begann, im Auf- und Abschreiten, die weißen Steinchen, die mir, wie der Leser sich erinnert, als Merk- und Rechenpfennige dienten, in meine Tasche sinken zu lassen, als die gewöhnliche Sonntagsmorgenmusik mich in meinem Spaziergang und meinen Betrachtungen störte. Ich hätte sie heute weggewünscht, und wenn mich an den Sonntagen vorher die Cachucha, die George-Brown-Arie aus der Weißen Dame und einige Piecen aus dem Trovatore, die gerade während der Kirchzeit gespielt wurden, nur etwas sonderbar berührt hatten, so berührten sie mich heute unangenehm. Die große Trommel, der Triangel und das Zusammenschlagen der Becken, das den Kastagnettenschlag ersetzen sollte, wollten mir heut nicht passen. Sonntag früh 9 Uhr, wo wir gewohnt sind, die Glocken zu hören! Meine Stimmung kam hinzu.

Die Franzosen denken anders darüber, über dies, wie über manches andere.

Ich kehrte bald in mein Zimmer zurück, kramte, arrangierte und überlegte, als es klopfte und gleich darauf ein kleiner Herr eintrat, der mich anfangs im Zweifel darüber ließ, ob ich ihn für einen kleinstädtischen Doktor oder einen großstädtischen Küster nehmen sollte. Er entpuppte sich aber bald als Monsieur le prédicateur Masson, reformierter Geistlicher zu Saint-Pierre auf der Insel Oléron. Ich kann wohl sagen, daß mir diese Begegnung, nachdem ich so viele Wochen lang immer im Verkehr mit katholischen Geistlichen gewesen war, ein besonderes Interesse einflößte. Parallelen mußten sich mir aufdrängen. Ich bat ihn, Platz zu nehmen. Er tat es, aber sehr unvollkommen.

Den Predigerton habe ich niemals so in Blüte gesehen als bei diesem kleinen Manne. Er war unfähig, ein Wort

einfach und natürlich zu sprechen. Alles war Rede, feierliche Ansprache, wie wenn die Bürgermeister an den Wagenschlag eines reisenden Prinzen treten. Dieser Eindruck wuchs dadurch, daß er sich, sooft die Reihe des Sprechens an ihn kam, von seinem Stuhl erhob, um *stehend* und mit berufsmäßigen Handbewegungen seine Rede zu halten. Man kann sagen, er taufte und traute beständig.

Seine erste Ansprache, nach erfolgter Vorstellung, ging dahin, daß sein Freund und Amtsbruder „Monsieur Delmas, Pasteur et Président du Consistoire" ihm eine historische Studie „L'Eglise Réformée de la Rochelle" übersandt habe, zugleich mit der Bitte, dieselbe einem „historien prussien", der sich zurzeit als Kriegsgefangener auf Oléron befinde, überreichen zu wollen. Nach sorglicher Durchforschung aller 1000 Gefangenen war, unter Anwendung des Indizien- oder Wahrscheinlichkeitsbeweises, der Verdacht des „Historikers" an mir, als an einem schon früher literarisch Betroffenen, haften geblieben, und da stand ich denn nun, den *einen* Geistlichen vor mir, den *anderen* (seinem besseren Teile nach) in Händen haltend, und fühlte zugleich, nicht ohne eine gewisse Verwirrung, den Schatten eines Lorbeers auf meiner Stirn. In Besançon zum „officier supérieur", in Oléron zum „historien prussien" kreiert, gewann ich erst Fassung wieder in dem Gedanken, daß die *Fremde* ihren Mann erkennt und der Heimat (die nie recht 'ran will) die großen Fingerzeige gibt.

Ich tat einen Blick auf den Titel des ziemlich umfangreichen Buches, versicherte Mr. Masson in aller Wahrheit, daß ich ein Interesse nähme an der Geschichte des Hugenottentums in der Vendée, und bat ihn, seinem Amtsbruder in La Rochelle meinen besten Dank für die mir erwiesene Ehre auszusprechen. Wir gingen dann zu einem Gespräch über die Insel Oléron über, über die kirchlichen Zustände, über das Verhältnis von Katholiken und Protestanten, der Zahl wie der gegenseitigen

Stimmung nach. Er gab mir über alles Aufschluß, aber doch in einer gewissen aufgeregten Zerstreutheit, wie man sie bei Personen zu beobachten pflegt, die zwischen Braten und Kompott eine Tischrede zu halten haben. Sie memorieren beständig, werden durch die harmloseste Frage ihres Nachbars wie auf einer gedanklichen Untat ertappt und geben oft Antworten, darin sich Worte aus der zu haltenden Rede rätselvoll eingesprengt finden. Dies war auch die Situation von Mr. Masson. Er brach denn auch schließlich durch die immer drückender werdende Zwangsunterhaltung hindurch, erhob sich, trat, seinen Zylinderhut in der Hand, drei Schritte zurück und begann mit gesteigerter Feierlichkeit:

„Monsieur, il n'est pas vraisemblable, que nous nous reverrons ici, que nous nous reverrons dans ce monde. Mais nous avons une patrie, grande et éternelle, où n'existe pas de guerre, où la haine, l'animosité ont cessé, où les peuples demeurent en paix par notre Sauveur Jésus Christ, par lui, qui est la lumière, l'amour, et la grâce. Voilà où nous nous reverrons ... Monsieur, je vous demande pardon ... Monsieur, je suis fâché de vous avoir dérangé ... Monsieur, j'ai l'honneur ..." Während dieser Sätze hatte er seinen Rückzug angetreten, ohne sich umzudrehen, immer Auge in Auge. Unter beständigen Verbeugungen begleitete ich ihn bis an die Treppe; hier schieden wir.

Es fiel mir wie eine Last von der Brust. Die letzten Minuten hatten mich einen schweren Kampf gekostet. Bis zu den Worten: „voilà, où nous nous reverrons" war ich ihm ernsthaft und aufmerksam gefolgt, als mir aber plötzlich klar wurde: er predigt, er zitiert vielleicht, erfaßte mich das Komische der Situation mit solcher Gewalt, daß ich, nur noch mit Niederkämpfung meines Kampfes beschäftigt, von allem weiteren nichts anders als einzelne Worte hörte. Niemals hab' ich das Mißliche der pastoralen Redeweise so empfunden wie hier.

Man spricht davon, daß unser modernes Empfinden den Katholizismus überwunden habe, er sei durchaus mittelalterlich. Es mag sein. Aber, was unser modernes Empfinden gewiß auch überwunden hat, das sind solche öden Redensarten. Jeder kann sie machen, wie jeder einen Baum zeichnen oder ein Sonett zusammenstellen kann. Man lockt damit keinen Hund mehr vom Ofen. Man muß diese Dinge schärfer anzufassen wissen.

Wir sind wenigstens auf dem Wege dazu; was ich aber in Frankreich von Protestantismus gesehen habe, machte einen unendlich tristen Eindruck auf mich. In Lyon gab mir der gardien chef (Protestant) ein Gebetbuch in die Hand, ich glaube in Genf und Toulouse ediert, das Gebete auf ein paar hundert Tage und Situationen enthielt, jedes eine halbe bis anderthalb Seiten lang, also an und für sich nicht zu lang und in dieser Beziehung hinnehmbar. Ich las zehn oder zwölf, und ich darf sagen, ich habe nie dürreres Reisig in Händen gehabt.

Keine Spur wahren Lebens, alles fromme Phrase. Die fromme Phrase aber ist die schlimmste.

Drittes Kapitel

Der letzte Abend

So kam der letzte Abend heran. Er hatte eine besonders festliche Erscheinung. Bei Verteilung meiner Wirtschaftsgegenstände hatte sich nämlich ein ungeahnter Reichtum an Stearinlichten ergeben, und da Rasumoffsky, dem natürlich alles zufiel, hochherzig erklärte, zugunsten einer Illumination auf diesen Erbschaftsteil verzichten zu wollen, so hatte sich, unter Heranschleppung aller möglichen Blaker und Leuchter, die über-

haupt aufzutreiben waren, eine feenhafte Beleuchtung bei mir vorbereitet. Selbst in der anstoßenden Kammer, in zwei Sandhaufen gestellt, brannten zwei Lichter. Es sah aus wie Weihnachten. Der Christbaum fehlte, aber sein festlicher Glanz war ausgegossen.

Licht gibt Heiterkeit. Ich ordnete meine paar Habseligkeiten, die mich in die Heimat zurückbegleiten sollten, setzte mich an den Schreibtisch, um ein paar Abschiedsbriefe zu kuvertieren, und sprang dann wieder auf, um in meiner Lichterallee spazierenzugehen. Ich bin ein schlechter Sänger und Pfeifer; aber ich glaube, ich versuche mich als beides.

Meine gute Laune hatte noch einen besonderen Grund; es war nämlich unmöglich, auf Rasumoffsky zu blicken, ohne von jenem Empfindungskontrast berührt zu werden, der vielleicht die Wurzel alles Humores ist. Von den drei Kardinaleigenschaften meines Burschen, um derentwillen ich ihn überhaupt engagiert hatte, hatte ich bisher nur zwei kennengelernt, den Polen und den schwarzen Husaren; heute, zum Abschied, hatte er, mir zuliebe, auch die dritte seiner Qualitäten hervorgesucht: den Schneider. Das rechte Bein über dem linken Knie, so saß er da, von Lichtern umstrahlt, vom Kaminfeuer beschienen, und nähte mir, aus blauem Futterkattun, einen Reisesack. Er tat es gern, weil er das Bedürfnis hatte, mir seine Liebe zu bezeigen; aber es war ein Opfer, das er mir brachte. Alle Augenblick kam Besuch; man lächelte, und ich sah, wie er sich ärgerte. Endlich half er sich auf die beste Weise. Er stülpte seine Mütze mit dem Totenkopf keck auf die linke Seite und sah jeden Eintretenden so herausfordernd an, daß der Spott verschwand, noch eh' dieser Zeit gehabt hatte, sich zu entwickeln. Mir persönlich gönnte er das herzlichste Lachen und stimmte selber mit ein.

Diese Heiterkeit indes, die in so vielem um mich her ihre Nahrung fand, sollte noch auf eine harte Probe gestellt werden;

ja es wurde zehn Minuten lang so dunkel vor meinen Augen, als ob die Lichter um mich her mit ziemlich langer Schnuppe gebrannt hätten. Der Leser urteile selbst.

Unter den vielen, die kamen und gingen, befand sich auch unser Kölner Freund mit dem Klapphut und der 25er Achselklappe. Er kam abermals „dienstlich", und zwar diesmal, um mir im Auftrage des Kommandanten meinen „Reisepaß" zu überreichen. Ich dankte, soweit das meine große Überraschung zuließ.

Ich hatte nämlich geglaubt, auf dieselbe Weise, wie ich gekommen war, nun auch meine Rückreise antreten zu können, und mußte mich jetzt von der alten Wahrheit überzeugen, daß Freiheit teuer ist und ein beständiges Daransetzen von Gut und Blut erwartet. Nicht in Gendarmenbegleitung (langweilig, aber sicher) sollte ich mich auf den Rückweg machen, sondern in völliger Freiheit, mir selber überlassen. Das klang sehr gut, war aber in Wahrheit eine heillose Sache, die dadurch nicht besser wurde, daß mir ein Umweg, der die Meilenzahl gerade verdoppelte, als Reiseroute vorgeschrieben war. Hier saß ich am Atlantischen Ozean; bis zum Mittelländischen Meer (Cette) mußte ich hinunter, um dann wieder, an der Rhone hin, bis Lyon und Genf aufwärts zu steigen! Dieser Umweg war nicht angenehm; aber er kam nicht in Betracht neben der andern Erwägung, daß ich diese Reise durch bis zum Fanatismus aufgestachelte Provinzen antreten mußte, allein, mit keinem anderen Schutz als einem feuille de route in der Tasche. Alle Städte, die ich zu passieren hatte, hingen nur lose noch am Faden der Ordnung; was konnte einem rotrepublikanischen Arbeiterhaufen, wie sie in Bordeaux, Toulouse, Lyon an der Tagesordnung waren, was konnte ihnen mein mit Kritzelhand undeutlich geschriebener Reisepaß bedeuten? „A la lanterne!" Ich hatte das Gefühl, durch meine Befreiungsorder auf einen Vulkan gestellt zu sein. Dies Gefühl war so

stark, daß ich einen Augenblick die große Cortez-Arie „ich bleibe hier" sehr ernsthaft in Erwägung zog. Dann schämt' ich mich wieder dieses Kleinmuts. Rasumoffsky, an den ich appellierte, faßte sein Endurteil in die Worte zusammen: „I, sie werden ja wohl nich." Er meinte die Franzosen.

Manchem mögen diese Bedenken, wie ich sie hier ausgesprochen habe, als Zeichen einer besonderen Ängstlichkeit erscheinen. Ich darf aber versichern, die Situation war wirklich heikel. Nur wer als Gefangener durch Frankreich geschleppt worden ist, hat ein Urteil darüber. Scham und Hoffnung gaben endlich den Ausschlag. Zudem trug mein Paß den Namen Gambettas. Dies war etwas. Der einzige Name, der selbst der roten Populace einigermaßen imponierte. Wenigstens damals noch.

Es liegt in meiner Natur, angesichts aller Dinge, über die ich ausnahmsweise nicht gleich hinweg kann, sorglich zu balancieren und nur zögernd zu einem Entschluß zu kommen; ist dieser Entschluß aber einmal gefaßt, so spring' ich auch sofort wieder mit beiden Füßen in die alte Sorglosigkeit hinein und vertraue lachend und heiter meinem guten Stern.

So tat ich auch hier. Es wurde mir erleichtert durch einen Besuch, der mit der Entscheidung, die ich faßte, fast zusammentraf.

Die Lichter waren schon halb niedergebrannt; Rasumoffsky tat seine letzten Stiche und schickte sich eben an, eine Zuckerhutstrippe (als Schnurre) durch den Reisesack zu ziehen, als es abermals klopfte. Herein trat ein großer, schöner Mann in der Uniform eines Zuaven-Tambourmajors. Langer, blauer Rock, blanke Knöpfe, mächtige rote Epauletten, auf der Brust drei Orden, der schwarze Vollbart sappeurartig herniederhängend und auf seiner Oberfläche in zwei Strähnen geflochten, die, nicht viel dicker wie eine Uhrschnur, auf dem mächtigen dunklen Bartuntergrunde lagen. Es war der Kantinier. Man denke sich mein Erstaunen. Die Schönheit dieses wirklich pompösen

Mannes wurde nur noch von dem Komischen seiner Erscheinung übertroffen.

Er blieb drei Schritte vor mir stehn, verbeugte sich, legte seine linke Hand auf die Brust und begann feierlich: „Mein Herr! Die Verhältnisse haben es mir versagt, auf mehrere Schreiben, die ich die Ehre hatte von Ihnen zu empfangen, schriftlich zu erwidern. Es ist mir Bedürfnis, persönlich Ihre Nachsicht dafür zu erbitten. Zugleich spreche ich Ihnen in meinem und meiner Dame Namen mein aufrichtiges Bedauern darüber aus, Sie so früh aus unserer Mitte scheiden zu sehn. Sie werden anders darüber empfinden, aber genehmigen Sie die Versicherung, daß Sie ein Gegenstand unsres besonderen Respektes waren."

Hier schwieg er, verneigte sich wieder und wartete ersichtlich auf meine Antwort. Ich ging also auch los. „Monsieur le Cantinier, es gereicht mir zu einer ganz besonderen Ehre, daß ich noch Gelegenheit finde, Sie in dieser prächtigen Erscheinung vor mir zu sehn. Sie sind ein schöner Mann; verzeihen Sie die Unumwundenheit meiner Ausdrucksweise (er verneigte sich), aber wenn es etwas gibt, das imstande ist, Ihrer Persönlichkeit Vorschub zu leisten, so ist es diese Uniform. Ich sehe zu meiner besonderen Freude, Sie sind dekoriert. Darf ich fragen ..."

Er wartete das Weitere nicht ab, sondern interpretierte jetzt mit immer lebhafter werdender Stimme: „C'est pour la Crimée — c'est pour le Mexique — et la troisième, celle-ci, est une ‚décoration spéciale' pour mes productions sur le cornet à piston."

Ich drückte ihm nochmals meine Freude aus, einen alten Soldaten zu sehn, der wahrscheinlich in drei Weltteilen gefochten habe (er nickte zustimmend) und glaubte nun, nach so vielen Auseinandersetzungen, das Ende der Feierlichkeit gekommen, als er plötzlich einen Schritt näher an mich herantrat

und mit bewegter Stimme sagte: „Monsieur, je ne crains pas de vous offenser, si je vous prie . . . ."

Ich warf unwillkürlich den Oberkörper zurück.

„Monsieur," fuhr er fort, „permettez, que je vous embrasse."

In solchen Momenten ist ein mutiges Hinein ins Unvermeidliche immer das Beste. Nur Initiative kann vor größerem Unheil bewahren. Ich warf mich also auf ihn, drückte die drei Medaillen an meine Brust und schob erst meine linke, dann meine rechte Backe an den beiden Flanken seines mächtigen Hauptes vorbei.

Dann ließ ich los. „Rasumoffsky, Licht!" Dieser packte den nächsten Leuchter, riß die Tür auf und beschleunigte dadurch den Rückzug.

Als er heraus war, sagt' ich mir: Mr. Masson, encore une fois! Nur unterm Vergrößerungsglas und — mit roten Epauletten!

Viertes Kapitel

Abschied

Um 7 Uhr früh war ich auf. Es dunkelte noch, aber ein großes Reisigfeuer gab überallhin Licht und Wärme. Um $9^1/_2$ ging das Schiff. Gepackt war. Auf dem unter Rasumoffskys Händen rasch arrangierten Bett lagen meine Habseligkeiten: der Hut, der Überzieher, die Reisedecke, zuletzt der blaue Reisesack, der genau das Ansehen jener kattunenen Hülse hatte, drin der Dorffiedler seine Violine auf die nächste Kirchweih trägt. Unten am Bett lag Blanche. Sie hatte noch nicht ausgeschlafen, reckte und streckte sich und sah halb neugierig, halb mißgestimmt unserm Treiben zu.

Es schlug 8, das letzte Frühmahl war genommen, Rasumoffky hatte seine Erbschaft angetreten. Alles war sein. Vor den Sentimentalitäten des Abschieds wurden wir durch immer neu eintreffende Besucher bewahrt, die mir Grüße, Briefe, Bestellungen mit in die Heimat gaben. Einige drangen in mich, einen großen Lärm wegen schlechter Behandlung der Gefangenen zu machen, was ich aber ablehnte, ihnen nochmals auseinandersetzend, sie möchten doch, um ihrer eigenen guten Laune willen, von der Vorstellung ablassen, daß die französischen Gefangenen in Deutschland ein glückliches und die deutschen Gefangenen in Frankreich ein unglückliches Leben führten. Es würde sich wohl hüben und drüben nicht viel nehmen. Gefangen sein, sei immer unangenehm. Ergebung sei das Beste; an gutem Willen (wie sie zugeben müßten) fehle es den Behörden nicht. Im allgemeinen wurde dies gut aufgenommen. Nur zwei vom 1. Gardeulanenregiment wollten nicht viel davon wissen. Sie deuteten leise an: du hast gut reden.

So kam 9 Uhr. Blanche hatte sich inzwischen erholt und drängte sich an mir vorbei, ihre Flanken immer dichter an meinem Stiefel streifend; Rasumoffky hatte die Decke über den linken Arm gehängt, und den blauen Sack in der Rechten harrte er des Zeichens zum Aufbruch. „Nun mit Gott." Auf der Türschwelle wandte ich mich noch einmal und sah in das Zimmer zurück, drin das Reisigfeuer eben verglühte. Ich warf ohne bestimmte Adresse eine Kußhand hinein, eine Dankesbezeigung gegen den genius loci, der es gut mit mir gemeint hatte. Dann treppab, über Flur und Hof hin, wo noch wieder die Hände geschüttelt wurden, ging es am Glacis und der Stadt-Enceinte entlang auf das Hafenbollwerk zu, wo die Dampfer anzulegen pflegten. Ich löste ein Billett, Rasumoffky legte Decke und Sack auf einen Mühlstein, der Tisch und Stuhl zugleich vorstellte. So standen wir einander gegenüber.

„Ja, Rasumoffky, so geht es."

„Ja, Herr Leutnant."

„Nun, sei'n Sie vernünftig und kommen Sie bald nach."

„Ach, Herr Leutnant (hier kam er mir näher ans Ohr), am liebsten brennt' ich gleich mit durch."

„Unsinn. Ewig kann es nicht dauern. Gott befohlen."

Es zwinkerte ihm etwas um die Augen, ich gab ihm die Hand; dann machte er kehrt und ging stramm auf Stadt und Zitadelle zu. An höchster Wegstelle winkte er noch einmal mit einem alten blauen Schnupftuch, das nicht mehr recht flattern wollte. Dann bog er rechts ein und war mir entschwunden.

Das Schiff war noch nicht da. Ich setzte mich auf den Mühlstein und gab mich dem Zauber dieser Minute hin. Es war wie ein Vorgeschmack der Freiheit. Hinter mir und zu meiner Rechten lag das Meer, nach links hin dehnte sich die Insel, vor mir ein Schiffsetablissement, halb Werft, halb Holzhof. Es nebelte leise, und durch die stille, wasserreiche Luft klang gedämpften Tones der schrille Ton mehrerer Sägen, die, ein Mann oben, ein Mann unten, große Stämme in Bretter zerschnitten. Das ganze Bild, so einfach es war, war eigentümlich und einschmeichlerisch, und dennoch empfand ich, das alles schon einmal gehabt zu haben. Ich sann hin und her. Da hatt' ich es. In Linlithgow, angesichts des Schlosses, drin Maria Stuart geboren wurde, hatte all das schon einmal zu mir gesprochen: derselbe Nebelmorgen, derselbe durchrümpelte Holzhof, vor allem derselbe gedämpfte Ton auf- und abgehender Holzsägen. Wenn es etwas geben konnte, den Zauber dieser Minute zu steigern, so war es diese Erinnerung.

Der Dampfer hatte inzwischen angelegt. Ich war der einzige Passagier, wenn zwei Pferde nicht mitzählen sollen, die, mit krausem Winterhaar und klumpigen Füßen, wie heruntergekommene Anverwandte der schönen Percheronrasse, auf dem dritten Platz des Schiffes untergebracht waren. Mit Leichtigkeit löste sich der Dampfer vom Ufer, der Seewind strich über

Deck, und ein leises Frösteln schüttelte mich. Aber ich konnte doch von dieser Stelle nicht scheiden, ohne bis zuletzt eines freien Umblicks genossen zu haben. Ich stellte mich also auf die Mitte der Kajütentreppe und blickte von hier aus, die erhöhte Treppenwand als Windschirm benutzend, nur den Kopf frei, in die Landschaft hinein. An Büschen und Bojen hin, die das Fahrwasser bezeichneten, glitt der Dampfer ruhig seine Straße, der Schleier über Oléron wurde dichter, nichts als der Zitadellturm und rechts daneben das hohe Fanal ragten noch wie Schattenbilder aus dem Grau hervor. Auf dem Schiffe herrschte Stille. Lautlos dirigierte der Matrose das Steuer, nur die Maschine prustete, die Pferde stampften, und die großen Holzschuhe des Schiffsjungen klapperten über Deck.

Nun begann das Hohio und das Rufen in den Maschinenraum hinunter; die Breitseite des Dampfers legte sich an den Kai.

Ich sprang ans Ufer. Festland unter den Füßen. Drüben auf Oléron verschwanden die letzten Schatten im Nebel.

Fünftes Kapitel

Rückreise

Am Ufer hielten Diligencen und Omnibusse, die bis Marennes und Rochefort gingen; keins dieser großen Gefährte aber hatte Lust, einen einzigen Passagier landeinwärts zu schaffen. Ich nahm also eine Art Postkutsche, nicht billig, aber doch immer noch nicht so teuer, wie wenn man in Mark Brandenburg von Buckow bis Werneuchen fährt, und rollte bei immer heller werdendem Wetter, die Hauptstraße von Marennes hindurch, in die dahinter gelegene Landschaft hinein.

Ich erkannte all die alten Punkte wieder. Dies war das Wäldchen, wo der Marketender die „Wacht am Rhein" angestimmt hatte; dies war die Wegebiegung, wo mein Ziegenfellkutscher und ein Telegraphenbeamter ihren großen Disput begonnen und eine Viertelmeile lang die Worte wiederholt hatten „vous êtes un malhonnête" und „vous êtes un grossier"[1]), und dies endlich war das Dorf und die Auberge, wo in das Gewirr der Stimmen und das Geklapper der Kaffeetassen hinein die Schlagtriller der Kanarienvögel erklungen waren. War jener Tag schön gewesen, so war dieser doch schöner, trotz eines leisen Druckes, den ich nach wie vor auf dem Herzen spürte.

Die französischen Kutscher fahren brillant; schon um 2 Uhr rasselte die Kutsche über das Vorstadtpflaster von Rochefort. An dem alten Stadttor, in Nähe einer großen Esplanade, hielten wir.

Ich hatte zwei Gänge in Rochefort zu machen, den einen um der Pietät, den andern um der Respektabilität willen. Diesen zweiten Gang macht' ich zuerst. Es war nämlich unmöglich, den blauen Kattunsack, diese in ihrer Art vollendete

---

[1]) Über diese Streitszene war ich in dem Kapitel Marennes absichtlich hingegangen, um den raschen Verlauf der Erzählung nicht zu unterbrechen. Ich muß aber dieses Vorganges doch noch nachträglich Erwähnung tun, weil er mir durchaus charakteristisch erscheint. Der Telegraphenbeamte, der sich aus einem Mischgefühl von Neugier und Freundlichkeit unsrem Zuge anzuschließen gedachte, hatte nämlich auf dem zweirädrigen Karren meines Pelerinenkutschers Platz nehmen wollen, was diesem letzteren unbillig und eine Überbürdung seines Fuhrwerkes schien. Aus dieser Geringfügigkeit entspann sich nunmehr ein Disput, der mindestens eine Viertelstunde dauerte und während dieser ganzen Zeit keine andre Steigerung erfuhr, als daß jeder der Streitenden erst ein je vous assure und schließlich (als höchsten Trumpf) ein je vous jure jenen oben zitierten, immer wiederholten Worten hinzusetzte. Es machte einen unglaublich ärmlichen Eindruck, und ich kann sagen, ich empfand einen gewissen Stolz darüber, in Gegenden zu Hause zu sein, denen man Reichtum und Produktionskraft nach dieser Seite hin nicht absprechen wird.

Leistung meines Rasumoffsky, als Handgepäck eines première-classe-Reisenden beizubehalten; — dieser Sack allein schon wäre eine beständige Denunziation gewesen. Ein Tausch also mußte sich notwendig vollziehen. An einem squareartigen Platz, inmitten der Stadt, fand ich endlich eine Reiseeffektenhandlung, trat ein und hatte einen kleinen degenerierten Franzosen vor mir, der nicht aussah, als ob er die letzten Kraftanstrengungen der Republik seinerseits unterstützen wolle. Ich kaufte eine leidlich elegante Tasche, bat, den Prozeß des Umpackens sofort vornehmen zu können, und löste die Aufgabe, die bei der Beschaffenheit meiner Effekten nicht eben leicht war, mit Geschick und Dezenz. Dann überreichte ich den Kattunsack mit der Bitte, diese blaue Trophäe zur Erinnerung an einen preußischen prissonnier de guerre aufbewahren zu wollen. Der kleine Mann konnte sich in diesen Worten nicht gleich zurechtfinden; nur drei Nähterinnen, die schon den Umpackungsprozeß mit Teilnahme verfolgt hatten, kicherten jetzt und blickten mich freundlich an. Dieser Erfolg genügte mir vollkommen. Ich grüßte und verschwand.

Mein nächster Gang in Rochefort galt dem Mr. Vignaud, dem Vorstande des Gefängnisses. Ich hatt' es noch dankbar in Erinnerung, daß seine sorgliche Pflege mich vielleicht vor einer ernstlichen Krankheit bewahrt hatte; so fragte ich mich denn durch Straßen und Gassen durch und zog alsbald an dem großen Holzgatter die weithin schallende Glocke. Man empfing mich wie einen alten Bekannten; „der Direktor habe eben von mir gesprochen". Dieser saß wie gewöhnlich an seinem Pult und las im Moniteur universel den Meinungsaustausch zwischen dem Grafen Bismarck und dem Comte Chaudordy über Gefangenenbehandlung hüben und drüben. Ein sehr zeitgemäßes Thema. Er schob mir das Blatt zur Durchsicht hin; ein kurzes Gespräch knüpfte sich daran; ich fragte nach dem Sohn, dessen Zimmer ich bewohnt hatte; er zuckte mit den Achseln — ein

Ballonbrief war seit Wochen nicht eingetroffen. So schieden wir; ein jeder gut national und doch gute Freunde mitten im Kriege.

Der Bahnhof war ziemlich nah. Ich erfuhr, daß in 30 Minuten ein Zug abgehe, der aber halben Wegs zwischen Rochefort und Bordeaux (in Angoulème) vier oder fünf Stunden liegen bleibe, um das Eintreffen des Hauptzuges von Orleans her abzuwarten. Mir brannte der Boden unter den Füßen. Also weiter!

Um 10 Uhr abends war ich in Angoulème. Ich nahm einen Imbiß; dann wurden die Gasflammen am Büfett gelöscht, und ein Kellner führte mich einem Bahnhofsbeamten zu, der nun den Wartesalon öffnete. Hinter mir wurde wieder zugeschlossen. Es war ein dunkler Raum; die dicht aufgeschüttete Kohlenmasse glühte nur; große Schatten gingen an der Decke hin, wenn draußen auf dem Perron sich irgend etwas regte — es war die Infirmerie von Moulins ins Elegante übersetzt. An den Wänden entlang standen Plüschkanapees mit großen Kissen vom selben Stoff; alles bequem und einladend. Ich streckte mich, um ein paar Stunden zu schlafen. Es wollte aber nicht recht glücken, da ich bald wahrnehmen mußte, daß ich nicht der einzige Bewohner an dieser Stelle war. Auf einem zweiten Kanapee, das Kopf an Kopf mit dem meinigen stand, wurd' es unruhig, drehte und dehnte sich, gähnte dazwischen und gab allerhand andere Zeichen des Unbehagens. Endlich stand der Unruhige auf und setzte sich vor den Kamin. Die Kohlenglut gab gerade so viel Licht, daß ich ihn erkennen konnte. Es war ein junger Mann, wohlwollenden Gesichts, allem Anschein nach ein Kaufmann.

Nach einer halben Stunde waren wir im Gespräch, und ich darf wohl sagen, ich schulde ihm den glücklichen Verlauf einer Reise, von der er mir offen bekannte, daß er sie unter den obwaltenden Umständen für ein Wagnis halten müsse. „Sie müssen sich eilen; keine Aufenthalte, immer erster Klasse — die Züge, zum Glück, greifen ineinander ein.“ Sein ceterum

censeo aber war: „Schlafen Sie viel, lesen Sie viel, sprechen Sie wenig."

Etwa um 2 Uhr nachts traf der Zug von Orleans ein. An demselben Vormittage war auf dem Terrain zwischen Artenay und der Loirehauptstadt gekämpft worden; fünf oder sechs Waggons waren mit bayrischen Gefangenen und Verwundeten gefüllt, namentlich Artillerie. Sie befanden sich auf dem Wege nach Pau. Ich trennte mich von meinem freundlichen Berater, wiederholte ihm meinen Dank, und weiter ging es, auf Bordeaux zu. Wir erreichten es 6 Uhr früh. Ein Fiaker führte mich über Brücken und Plätze an einem prächtigen Kai hin, von einem Bahnhof auf den andern. Nur eine halbe Stunde Rast!

Nun begann ein Fahren Tag und Nacht. Am Nachmittag in Toulouse; am Abend in Cette. Eine weite Wasserfläche dehnte sich zur Rechten; der Mond, in breitem Streifen, schimmerte drüber hin. „Was ist das?" Das Mittelländische Meer.

Weiter. Montpellier, Nismes, Tarascon. Hier gingen wir auf die Marseiller Linie über. Am Morgen in Lyon.

Lyon hat acht Bahnhöfe.

„Où est la gare de Genève?"

„C'est ici; voilà."

„A quelle heure part le train?"

„A présent. Dans cinq minutes. Dépêchez-vous."

Im Fluge löste ich mein Billett, und weiter raste der Zug auf Genf zu. Nur noch 20 Meilen bis zur Grenze! Mir begann das Herz höher zu schlagen. Ich fing auch wieder an zu denken. Wie hatt' ich diese anderthalb Tage seit Angoulème zugebracht? Getreulich nach der Weisung meines Beraters. Die Augen geschlossen oder in ein Zeitungsblatt vertieft, so hatt' ich die langen Stunden über dagesessen. Auch in der Nacht war kein Schlaf über mich gekommen. Was geht in solchen Stunden in einer Menschenseele vor? Womit tötet man die Zeit hinweg? Hier liegen Fragen für einen Psychologen vor.

Das Auge ist tot; die Landschaft spricht nicht zu ihm; die Bilder fallen auf die Netzhaut, aber der Nerv, der uns das Bild zum Bewußtsein bringen soll, versagt seinen Dienst. Und wie keine Bilder zu uns sprechen, so sprechen auch keine Gedanken in uns. Schemen, ein geistlos-geisterhaftes Wesen, ein fieberhaft durch das Hirn gehetztes Nichts, ein Stunden- und Minutenzählen; immer dieselbe Frage: wie weit noch, wieviel Meilen noch?

Jetzt, auf dem Wege zwischen Lyon und Genf, war ich wenigstens so weit gediehen, über das Nichtdenken der vorhergehenden Stunden nachdenken zu können. Auch das schon war ein Gewinn. Dabei begann ich die letzte Nummer des „Salut public" auswendig zu lernen.

Nun waren wir in den Jura hinein; die Wälder bereift, die Häupter tief in Schnee. Ein Sturm pfiff; aber gleichviel, es ging vorwärts. Das war Bellegarde. Die letzte französische Schildwacht, den Kopf in der Kapuze, sah von der Felsenbrücke hoch oben auf unsern, ihm mutmaßlich wie Spielzeug erscheinenden Zug hernieder. Fünf Minuten später rasselten wir an einem mit Holzbalkonen umschmückten Hause vorüber, das die Inschrift trug: „Café Guillaume Tell." Also Schweiz!

Die „Bise" wehte von den Bergen her, die Maschine keuchte; unter einem hohlen Gebraus fuhren wir in die Bahnhofshalle ein.

Viktoria Hotel! Ich wählt' es mit gutem Vorbedacht.

Ein Blick des Oberkellners auf meinen Rochefort-Reisesack (wie hätte erst Rasumoffskys Schöpfung gewirkt!) verurteilte mich zu drei Treppen. Als ich in den kleinen Raum eintrat, sang neben mir eine Pensionsengländerin die Gnadenarie, und an dem schlecht eingehakten Fenster rüttelte und rasselte der Sturm. Gleichviel. Ich warf den Reisesack in die Ecke, mich selber aufs Sofa, kreuzte die Hände über der Brust, atmete hoch auf und sagte das eine Wort: „Frei!"

* * *

Aus:

Aus den Tagen der Okkupation

Eine Osterreise durch Nordfrankreich und Elsaß-Lothringen 1871

Bis St. Denis

Erstes Kapitel

Ostersonntag

Die Ostertage 1871 führten mich „trotz alledem" wieder gen Frankreich. Der Zweck meiner Herbstreise war nicht erreicht worden; die Franktireurs von Domremy hatten es anders beschlossen, und statt Sedan und Metz und das von siegreichen deutschen Heeren eingeschlossene Paris zu sehen, wurde ich selber eingeschlossen und angehalten, eine unfreiwillige Reise durch das mittlere Frankreich zu machen. Der Gebrannte scheut das Feuer. Da es indessen nicht Marotte, sondern Metier gewesen war, was mich im Monat Oktober in Feindesland geführt hatte, da der vernünftige Zweck von damals unabgeschwächt und unverändert fortbestand, so blieb mir keine Wahl — ich mußt' es eben wagen. Nicht bloß der Soldat steht auf seinem Posten. Am 9. April brach ich auf.

Es war Ostersonntag. Ich hatte es mir so schön gedacht, überall am Wege hin die Glocken festlich klingen zu hören, aber wie das Eisenbahngetöse, für die Mitfahrenden wenigstens, selbst das Rollen des Donners übertönt, so ging auch das Glockenläuten der Städte und Dörfer in dem Rasseln unsres Zuges unter. Noch um anderes, worauf ich gerechnet

hatte, kam ich: die geputzten Leute, auf die der Festtagsreisende doch eine Art traditionellen Anspruchs hat, blieben mir zu gutem Teile versagt. Was davon da war, verschwand in den hundertfältigen Uniformen von Freund und Feind. Unser Wagen selbst, in seinen beiden Nachbarkupees, beherbergte ein Dutzend französischer Offiziere, denen die wiedererlangte Freiheit alle Elastizität der Zunge zurückgegeben haben mußte, denn von rechts und links her, wie Pelotons, lärmte und klatschte die Konversation.

Desto stiller war es in unserm eigenen Kupee. Ich teilte dasselbe mit einem älteren Herrn, miles catarrhalis, der auf den sonnigen Stellen des Rücksitzes Taschentücher trocknete und nur von Zeit zu Zeit unanfechtbare Bemerkungen über die Unbequemlichkeiten hartnäckiger Erkältungen machte. Der Gegenstand berührte mich selbst zu ernsthaft, als daß ich durch Widerspruch die Konversation hätte beleben können. So schwiegen wir uns aus und trockneten weiter.

Es war kalt, aber sonnig; kein Wolkenschleier, kein milde fallender Schatten deckte die Schäden der Landschaft. Da lag Trebbin. Meine Kapitel über „Mark Brandenburg" (ach, so viele) traten wieder fragend vor mich hin; — sie sahen mich scharf an, und ich schlug die Augen nieder.

So ging es bis Wittenberg. Eine Stunde später fuhren wir in die sächsisch-thüringische Ebene ein, an dem alten Schlachtengrund von Lützen, an dem älteren von Merseburg vorüber, bis die Burgen „an der Saale hellem Strande" uns freundlich grüßten. Kösen war noch intakt: Jung-Berlin, die ganze Armee der kranken Augenwimper, fehlte noch. Weimar lag so lächelnd da, als wollt es die Welt oder sich selber hinwegtäuschen über die Öde seines Daseins; dann Erfurt, dann Dietendorf.

Dietendorf. Wer kennt nicht die Erzählung vom Kesselflicker, der in das Bett eines Prinzen gelegt wurde. Ein

ähnliches Märchenwunder hat auch über Station Dietendorf gewaltet, als es diesen Drei-Lehmkatenbau zum mittäglichen Speiseplatz der thüringischen Eisenbahn erhob. Wer nicht Hungers sterben will, muß hier essen; die Bahnverwaltung und die elementare Gewalt des eignen Triebes lassen keine Wahl. „Du mußt, du mußt, und kostet es dein Leben."

Alles drängte also in den „Salon". Zwei Tische waren gedeckt. Den ersten hatte die germanische Rasse bereits siegreich im Sturm genommen, und nur an der zweiten Tafel waren noch einige Plätze frei. Hier nahm ich Platz inmitten jener zwölf französischen Offiziere, deren entfesselter Beredsamkeit ich schon eingangs Erwähnung tat. Das Schmorstück mit einer dicken thüringischen Sauce ging bereits von Hand zu Hand. Der bekannte Schlachtschrei „Bier" drang von der germanischen Tafel her immer vielfältiger durch den Saal; an meiner Tafel aber (der französischen), in jener Verblendung, deren eben nur das Volk der Franzosen fähig ist, hieß es beständig: „Kellnèr, Wein! Kellnèr, Rotwein!" Dieser cri de guerre war augenscheinlich in diesen Räumen lange nicht vernommen worden; der angerufene Kellner wechselte also Blicke mit dem am Büfett stehenden dirigierenden maître d'hôtel und war augenscheinlich jedesmal froh, wenn das Geschrei der Nachbartafel ihn wieder in einen klareren Wirkungskreis hineinzog. Zugleich aber war doch auch das „garçon, Rotwein" von Tafel II aus so mächtig angeschwollen, daß notwendig etwas geschehen mußte. In diesem Momente bewährte sich der Wirt als eine supériore Natur. Er nahm aus dem Hintergrunde seines Büfetts eine Plattmenage größeren Stils, drin vier bestaubte St. Juliens (halbe Flaschen) standen, und setzte diesen turmartigen Rundbau, der unverkennbar immer nur als Tafelornament gedient hatte, vor den lautesten Schreier. Die gekünstelte Ruhe, mit der er es tat, verriet, daß er vor sich selber vor Gericht stand. Im nächsten

Moment waren die Korken gezogen. Ich wandte mich ab. Der nationale Antagonismus ging nicht so weit, daß sich nicht eine lebhafte Teilnahme in mir geregt hätte. Dort die Söhne von Burgund und Bordeaux, und — hier dieser „Dietendorfer!"

Das dritte, drohende Läuten machte endlich der Szene ein Ende; weiter rasselte der Zug, vorbei an der Wartburg, um deren Gemäuer die Nachmittagssonne glühte, vorbei an den Türmen und Kuppeln des bischöflichen Fulda, vorbei auch an Bronzell und seinem Schimmelgrab (nach links hin dehnte sich die noch schneebedeckte „Hohe Rhön"), bis wir endlich durch den Gellnhauser Paß in das Maintal einfuhren. Um 9 Uhr Frankfurt. Die Lichter der „Zeil" tanzten an dem Klapperfenster der Droschke vorbei — nun die Treppe des Taunusbahnhofs, oder vielleicht auch eines andern, hinauf, ein Gesumm und Gebrumm, ein Gezwäng und Gedräng, und weiter ging es in Nacht und — Hessen hinein.

Als der Frühwind uns den Schlaf aus den Augen wehte, stieg der Münsterturm von Straßburg grauphantastisch vor uns auf.

Zweites Kapitel

Eine Bekanntschaft

Ich fand ein Unterkommen im „Rebstock" (La Vignette). Im Frühjahr, wenn ich nicht irre, weint die Rebe; an diese Eigentümlichkeit erinnerte mich alles in La Vignette. Man war nicht unfreundlich, aber eine gewisse tristesse lag über dem Ganzen. Die Dame des Hauses war Französin; ein Schwermutszug dunkelte um ihre Stirn, und

„Ihre Augen dachten immer
An ihr beglänztes Heimatland“

So schien es wenigstens.

Es war inzwischen Mittag geworden. Ich rüstete mich also zu einem ersten Gange durch die Stadt, passierte den „l'homme de fer“, der in dem Straßenwirrwarr einen trefflichen Orientierungspunkt bietet, trat auf den Kleberplatz, drängte mich durch die Arkaden, bewunderte die Geschmacklosigkeiten der Gutenbergstatue und umkreiste mit festgehaltenem Hut (denn hier windet es immer) den Massenbau der Kathedrale. Das war also das vielbesungene

„O Straßburg,
Du wunderschöne Stadt.“

Ehrlich gestanden, ich konnt' es nicht finden. Inwieweit ich später (Mitte Mai) mein Urteil korrigierte, werd' ich weiterhin zu erzählen haben.

Hier nur die ersten Eindrücke. Diese gingen dahin: Das Einzelne ist nicht sonderlich schön, und das Ganze ist nicht sonderlich pittoresk. Das Münster, wie ich wohl kaum hinzuzufügen brauche, ist ein Ding für sich und nimmt eine aparte Beurteilung in Anspruch.

Der Nachmittag nahm kein Ende.

Den Kreislauf von café noir, Tee und Anisette hatte ich bereits zweimal durchgemacht; alle Bierlokale zwischen dem „eisernen Mann“ und dem Gutenbergplatz waren von mir angesprochen worden, und noch immer wollte die Sonne nicht untergehen. Indessen „die Stunde rinnt auch durch den längsten Tag“. Ich sah noch die Tauben im letzten Schimmer um den Münsterturm fliegen, dann zog ich mich in meinen Rebstock zurück und rückte das „Plumeau“, jenes unglückselige Halbbett, mit dem der norddeutsche Mensch nie Frieden schließen wird, weiter nach oben, dabei gleichzeitig einem wirren Haufen von Röcken und Überziehern die Erwärmung meiner

Extremitäten überlassend. Es ging auch leidlich. Ich schlief bis an den Morgen.

Zu guter Zeit ging der Pariser Zug; ich glaube 8 Uhr. Die Kühle der Ostertage hatte nachgelassen; die Sonne schien nicht nur, sie wärmte auch (was man von der unsrigen nur ausnahmsweise sagen kann), und in heiterer Stimmung, die so ziemlich auf allen Gesichtern lag, ging es westwärts auf die Vogesenpässe zu.

Unser Kupee war dicht besetzt, lauter Franzosen; nur mir zur Linken saß ein ältlicher, graumelierter Herr, der, gleich bei meinem Einsteigen, mich deutsch begrüßt und durch allerhand kleine Gefälligkeiten, die oft in einer bloßen Handbewegung, in einer Frage mit dem Auge bestehen, angedeutet hatte, daß er unter Umständen bereit sei, in eine Konversation mit mir einzutreten. Nach dem Austausch einiger Worte indes, die seinerseits den alemannischen Dialekt verrieten, war es wieder still geworden. Ich hielt ihn für einen schwäbischen Landbewohner, jener Klasse von Gutsbesitzern zugehörig, der man in unsern alten Provinzen nur ausnahmsweise, desto häufiger aber im Südwesten von Deutschland begegnet: gebildete Leute, die sich aus irgendeinem Grunde aus der Stadt aufs Land gezogen haben, um hier in Unabhängigkeit der Natur und ihrem Studium zu leben. Man kann füglich die Behauptung wagen, daß sich an der Zahl dieser Art von Landbewohnern die Kultur eines Landes bemessen läßt; wo wenig alte Kultur ist, werden sie fehlen, wo viel ist, werden sie sich einstellen.

Ich hoffe, daß diese Bemerkung richtiger ist als meine Prognose des Mannes, an den ich sie knüpfe. Er war nämlich durchaus kein Landbewohner. Es dauerte aber ziemlich lange, bevor es mir wie Schuppen von den Augen fiel.

In Zabern, das die Franzosen nicht gerade zum Schaden des Orts in ein wohlklingendes „Saverne“ umgetauft haben,

war Aufenthalt. Unsre Reisegefährten zeigten sich bemüht, uns zu orientieren; die Villa des Herrn Edmond About, der Palast, darin Cagliostro seine Goldmacherkünste übte, alles wurde uns namhaft gemacht. Endlich auch das alte Schloß der „Dame von Savern". Mein Nachbar zur Linken sah nach der alten Ruine hinauf und sagte dann: „Ein Glück für Schiller, daß ihm die ‚Dame von Savern' als solche und nicht als ‚Burgfrau von Zabern' vorgestellt wurde. Die ganze Ballade hätte daran scheitern können." Es war eine sehr feine Bemerkung, im Moment aber ging ich darüber hin; ich nahm es wie ein Zitat oder wie die Erinnerung an etwas zufällig Gelesenes.

Die Vogesen lagen nun hinter uns, und die lothringische Ebene dehnte sich vor uns aus. Das Gespräch, das sich lebhafter zu gestalten begann, glitt auf das Thema der Grenz- und Sprachenscheiden hinüber; dieser und jener Dialekt wurde charakterisiert, und mein Gefährte nahm Gelegenheit, der Vorliebe der Franzosen für gewisse Vokalumformungen Erwähnung zu tun. „Da ist beispielsweise das oi für e," hob er an, „an dem man übrigens deutlich verfolgen kann, wie die Franzosen es aus dem nachbarlichen italienischen Patois herübergenommen haben." Ich bat um Beispiele. „Nehmen Sie lex, credo, debeo und verfolgen Sie, was daraus geworden ist: loi, crois, dois. Ich beschäftigte mich ein wenig mit diesen Dingen", fügte er lächelnd hinzu.

Unter solchem und ähnlichem Geplauder erreichten wir Luneville. Nach links hin lag Epinal, das Schrecknis aller Gefangenen, dahinter Neufchateau und Langres, Plätze, die ich im Oktober 70 eingehender studiert hatte, als mir lieb gewesen war. Ich machte einige Bemerkungen, die wie von selbst zu dem Geständnis führten, daß ich diese Gegenden „leidlich kenne". Von da ab war nur noch ein Schritt bis zur Erzählung meines Domremy-Abenteuers. „Man hat mich

deshalb tadeln wollen", schloß ich. „Aber das ist immer das Leichteste. Wer nicht wagt, gewinnt nicht. Die Reisenden und die Kinder müssen ihren besonderen Engel haben, sonst sind sie verloren."

Er nickte mir zu und begann dann, völlig ungesucht und ersichtlich nur in Bekräftigung meines Satzes, seinerseits die großen Reiseregister zu ziehen. Es war, als ob ich unsern Landsmann Jagor erzählen hörte. Er sprach von der Schönheit und den Gefahren des Sabinergebirges, von den Schlangen in Pästum, deren zudringliche Nähe ihm den Genuß dieser entzückenden Stelle gestört habe, von Sizilien, endlich von Griechenland. „Was heißt reisen in Feindesland oder reisen in Kriegszeiten? Es gibt Gegenden, mit denen wir nie Krieg führen werden, und wo einem die Gefahr elenden Todes doch um vieles näher tritt, als in dem franktireur- und füsilladensüchtigen Frankreich. Es sind jetzt 35 Jahre, als ich durch die Thermopylen ritt, und zwar die Schlucht hinunter, wo Ephialtes die Perser heraufgeführt hatte. Alles stand in Oleander, es war entzückend; aber die Gegend war so verrufen, daß, als ich die Schlucht endlich passiert und das nächste Dorf erreicht hatte, die Leute vor mir flohen, weil sie mich selber für einen Räuber hielten. Denn niemals war ein andrer als ein Räuber aus dieser Schlucht in das Dorf hinabgeschritten. Das Reisen hat seine Gefahren wie alles andere; wer sie nicht mit in den Kauf nehmen will, muß zu Hause bleiben oder die große Linie halten. Alles Beste aber, wie überall im Leben, liegt jenseit der großen Straße."

Das war mir aus der Seele gesprochen, aber so lebhaft wie das Gesprochene, so lebhaft interessierte mich jetzt auch der Sprecher selbst. Wer war dieser graumelierte Mann, der in vor-Stangenschen Zeiten durch die Thermopylen geritten war? War er ein Gutsbesitzer? Wenn er ein solcher war, so gehörte er einer Gruppe an, die nur nach wenig Mitgliedern zählt.

Nancy war nicht mehr fern. Die Dörfer links und rechts begannen ein andres Ansehen anzunehmen; das Giebeldach hörte auf, das Flachdach begann. Wir sprachen über die Grenzlinie, die sich architektonisch ziehen lasse, und kamen auf Gotik und die gotischen Dome zu sprechen, zuletzt auch auf den Straßburger und Ulmer. Ich beschrieb ihm den Eindruck, den der letztre seinerzeit auf mich gemacht hatte. Er nickte wieder und sagte dann ruhig: „Sie würden ihn kaum wiedererkennen, seit er die Strebepfeiler hat." Neues Stutzen auf meiner Seite. „Also sattelfest auch da", dacht' ich, und nicht ohne Absicht lenkt' ich das Gespräch auf das berühmte Bild hinüber, das Porträt eines Ulmer Patriziers, das sich in der Besserersehen Kapelle des Domes befindet. „Ich seh' es deutlich vor mir, aber ich habe den Namen des Meisters vergessen." „Das ist ein Bild von Martin Schaffner, wohl eines der besten aus der Ulmer Schule. Das Kolorit ist so schön, daß es an Gian Bellin erinnert."

„Gian Bellin", dies schien mir das entscheidende Wort, und ich schoß nunmehr ohne weiteres die Frage ab: ob er zu seinen Stuttgarter Bekannten vielleicht auch den Professor W. Lübke zähle.

„Ei freilich; wir waren ja Kollegen in Zürich."

„Darf ich ..."

„Mein Name ist Vischer."

„Ah, der V-Vischer", rief ich überrascht.

Er lächelte: „Ja, der bin ich."

Ich sagte ihm nun, wie er in dem Berliner Kreise, in dem ich lebte, ein Gegenstand unsrer aller Verehrung sei, was er freundlich aufnahm. Das Gespräch glitt auf kunsthistorische Fragen und Persönlichkeiten hinüber; Parallelen wurden gezogen; endlich langten wir wieder beim Allerpersönlichsten an und gaben uns Aufklärungen über den Zweck unsrer Reise. Er war (für die nächsten Tage wenigstens) derselbe. Wir

reisten als Väter. Sein einziger Sohn stand bei den württembergischen Reitern in Vitry, der meinige weiter westlich zwischen St. Denis und Beauvais. Jener wie dieser hatten die Gefahren und Strapazen des Krieges glücklich überstanden, und unsre Söhne wieder zu sehen, fuhren wir nun, ein Lehrer und ein Schüler der Ästhetik, plaudernd und glücklich in Feindesland hinein!

Drittes Kapitel

Epernay

In Vitry hatten wir uns getrennt.

Bis Epernay, wo ich zur Nacht bleiben wollte, waren noch zwei Stunden; es dunkelte schon, ich drückte mich in die Kupeeecke und ließ die Bilder und Erlebnisse des Tages noch einmal an mir vorüberziehen. Ich könnte auch ebensogut sagen, ich dachte an den „V-Vischer" und rekapitulierte die Gespräche, die ich mit ihm gehabt. Wieviel gedanklich Feines, epigrammatisch Zugespitztes, wieviel Scharfes, immer Treffendes hatte ich aus seinem Munde gehört! Vieles gab er nur als Zitat; aber, gleichviel, für mich hatte es den Reiz und die erobernde Kraft des Neuen. Es mochten anfechtbare Sätze sein, aber alle waren sie eigenartig und sich einprägend wie Charakterköpfe. Ich gebe einzelnes, bunt durcheinander, wie es fiel. „Alle romanischen Völker haben eine natürliche Edukation; dies ist etwas, aber nicht viel; es scheint in der Tat mehr, als es bedeutet." „Es ist bemerkenswert, daß die Franzosen auch in Geschmacksachen zurückgehen. Ihre Moden sind unschön. Die Uniformierung ihrer Armee ist abgeschmackt, barbarisch, Karikatur." Als Württemberger (deren Uniform die kleidsamste ist) hatte er ein besonderes Recht, diese Sprache zu führen.

Über N. N., den er ebenfalls von Zürich her kannte und den jeder nach dem Mitzuteilenden leicht zu erraten vermag, saß er scharf zu Gericht. „Er gehört in die Familie: genius crepitus. Mein Freund Gottfried Keller hatte ganz recht, ihn mit einer femme entretenue zu vergleichen; mal hat ihn dieser, mal jener, aber immer wird er ‚ausgehalten', und jedem kommt er teuer zu stehn."

Wir kamen auch auf politische Dinge. Hier konnte die Kontroverse zwischen einem scharfen Schwaben und einem guten Preußen kaum ausbleiben. Aber es machte sich besser, als man hätte erwarten sollen. Er verachtete allen Partikularismus, ganz besonders den welfischen, und hatte eine unbedingte Hingabe an das Jahr 70, zumal an den Wiederaufbau des Deutschen Reichs. Nur der Baumeister gefiel ihm nicht. „Es dauert mich, daß es gerade dem Bismarck gelingen mußte. Ich habe neulich drucken lassen: Germania, nachdem sie der deutsche Michel mit seinen Liedern vergeblich umfreit hatte, verfiel endlich der Keckheit eines preußischen Junkers. Er griff zu und — hatte sie." „Nehmen wir an," repliziert' ich lachend, „daß es der Germania gehen wird wie den Sabinerinnen; sie waren schließlich herzlich froh, und — Römer wurden geboren." So lief das Gespräch. Überall fanden wir Brücken und Anknüpfungen. Nur das Jahr 66 blieb ein Streitpunkt. Ein Glück, daß ich, historisch besser ausgerüstet, seinem weit überlegenen Geiste gegenüber mich leidlich behaupten konnte. Die ganze Begegnung aber hatte mir den Ausspruch eines Berliner Freundes wieder vor die Seele gerufen: „Die feinste Form des Lebens vertritt doch der alte deutsche Professor." Und so muß es sein. Die Beschäftigung mit dem Geistigen und Schönen, wenn sie den Menschen nicht adelte, wäre nicht besser als Papeteriearbeit.

Um die zehnte Stunde etwa war ich in Epernay. Ein Omnibus schaffte mich, samt einem Dutzend andrer Reisenden,

in den quadratischen Hof des Hotel de l'Europe, wo nun jeder, seinen Reisesack in der Hand, geduldig wartete, wie ihm die Lose fallen würden. Es war ein eigentümliches Bild. Von den vier Gebäuden, die den Hof bildeten, lagen drei bereits in Nacht, die vierte Seite aber (ein großer Seitenflügel) stand bis zu halber Höhe wie in Feuer, so lustig flackerte es auf dem riesigen Herd, der sich durch den ganzen Küchenraum hinzog. Der Feuerschein fiel in breiten Streifen auf den Hof und erleuchtete die Fenster des im eigentlichen Hinterhause gelegenen Speisesaals, der schon für den andern Morgen gedeckt und hergerichtet war. Auf jedem Teller, in zum Teil grotesken Gestaltungen, stand eine Serviette, die künstlichen Blumen hatten ihren Platz, fünf Stühle waren umgekippt; — und über dem Ganzen lag Nacht und Stille. Es hatte etwas märchenhaft Verwunschenes.

Ich war wohl der einzige, der diese Betrachtungen anstellte, und erhielt dafür Nr. 48, eine Zahl, die, weil sie sich durch drei und vier dividieren läßt, im ersten Moment größere Hoffnungen in mir erweckte, als sich später als gerechtfertigt herausstellen sollte. Ein Concierge, von einer täuschenden Ähnlichkeit mit unserm Konditor Bolzani, ergriff meinen Reisesack, stellte mit der Linken einen Leuchter auf seinen Kopf und schritt so, kandelaberhaft, vor mir her. Ich folgte.

Wir passierten erst einen Torweg, dann ein Stück gepflastertes Terrain, von dem ich nicht recht erkennen konnte, ob es ein zweiter Hotelhof oder ganz einfach ein Stück Straßenpflaster war, schoben an einigen Hühnerställen vorbei und zwängten uns dann durch eine kleine, offenstehende Tür eine Stiege hinauf, wo mir dann auch alsbald meine Nr. 48 entgegenlachte. Es waren zwei Zimmer mit zusammen vier „Schlafgelegenheiten", alle, im Gegensatz gegen das regelrechte französische Bett, so schmal und kurz, als wären sie aus einem Winkel der Neu- oder Mittelmark hierher verschlagen worden.

Ich wählte mir das dritte, das eine ponceaurote Decke hatte, dachte einen Augenblick an die oleander- und räuberreiche Ephialtesschlucht, von der mir Professor Vischer vor wenig Stunden erst erzählt hatte, zitierte dann meinen eigenen Trostspruch: „Reisende und Kinder haben ihren Engel" und schob mich unter die Decke.

Ich mochte zwei Stunden geschlafen haben, als ein Getrappel und gleich darauf ein Lichtschimmer mich weckten. Der „Kandelaber" trat wieder bei mir ein, hinter ihm her ein kleiner schwärzlicher Franzose mit einem Handkoffer. Sie flüsterten miteinander. Der Kleine hatte offenbar wegen seines Schlafgenossen eine Frage gestellt, denn er blinzelte nach mir herüber. Der Concierge, ein Schelm lächelte und sagte dann leise: „Prussien! J'espère, vous n'avez pas peur?!" Damit trennten sie sich. Der Kleine aber (dies Zeugnis bin ich ihm schuldig) atmete schon nach fünf Minuten in jenen eigentümlich unartikulierten Tönen, die mir nicht den geringsten Zweifel darüber ließen, daß ihm jede Furchtanwandlung ferngeblieben war. Nach solchem Doppelbeispiel von Mut und Vertrauen glaubte ich mich meiner optimistischen Weltanschauung fast wie einer Pflicht hingeben zu müssen, zitierte noch in leiser Wandlung:

„Und in Städten klein und groß
Will mein Haupt ich kühnlich legen
Jedem Franzmann in den Schoß"

und schlief ein. Und zwar so fest, wie Graf Eberhart im Bart nur irgendwie und irgendwo geschlafen haben kann.

Der andre Morgen führte mich zunächst in jenen Frühstückssalon, der am Abend vorher solchen verwunschenen Eindruck auf mich gemacht hatte, dann in die Stadt. Man darf ihr das Zeugnis geben, daß sie ziemlich reizlos ist; sie erschien mir wie eine Kreuzung von Kissingen und Wriezen a. O. Die einschließenden Berge, die in Sommerzeit einen Weinkranz

um die Stadt ziehen mögen, lagen jetzt leblos da, und die Straßen und Plätze, was in Frankreich viel sagen will, hatten nicht mal eine Statue aufzuweisen.

Nichts Monumentales, weder in Skulptur noch Architektur. Das Beste, was ich fand, war ein Fleischerscharren, den ein hohes, malachitfarbenes Gitter von der vorüberführenden Straße trennte, während vergoldete Stier- und Widderköpfe, wie Wappenschilde, an dem Querbalken des Gestäbes entlang hingen.

Was mich bei meinem Umgang am meisten überraschte, war die Abwesenheit von allem, was unsere geschäftige Phantasie mit dem Namen „Epernay", wenigstens zunächst, in Verbindung zu bringen pflegt. Hier, wo man hätte glauben können, daß die öffentlichen Brunnen mit irgendeinem Mousseux gespeist würden, schien jedes Haus und jedes Schild den Hinweis auf dies Metier vermeiden zu wollen. Endlich, an der Esplanade, in Nähe des Bahnhofs, stieg ein großes dreistöckiges Haus auf. Unter dem Dach hin, wie ein Fries, lief ein mächtiges Schild, und auf dem Schilde stand: Xatart Frères; Fabrique et Magasin de Bouchons.

Dies beruhigte mich. Ich sagte mir: wo solche Pfropfenfabrik vorkommt, da muß viel gekorkt werden.

Viertes Kapitel

Ein Schreck

Reims lag hinter mir. Im Kupee war Plaudern und Lachen; keine Ahnung beschlich mich, daß ich einem Abenteuer entgegenfuhr, und zwar just einem solchen, vor dem ich mich zu hüten und zu bewahren am meisten beflissen war.

Jeder Leser, der die erste Strophe von „Hektors Abschied" noch leidlich in Erinnerung hat, wird nicht überrascht sein, zu erfahren, daß ich einigermaßen schwer losgekommen war, und daß ich mit aller aufbringbaren Feierlichkeit zugesagt hatte, mich jeder harmloseren Betrachtung der Dinge dieser Welt oder, minder euphemistisch ausgedrückt, meines üblichen Leichtsinnes zu entschlagen. Ich war geradezu auf den Satz hin eingeschworen worden, daß „Vorsicht des Mutes besserer Teil" sei, mit dessen Hilfe ich die bis dahin geleisteten drei Eide meines Lebens: Konfirmation, Fahne und Trauung bis auf vier gebracht hatte. Ich war auch in der Tat (weil es mit der Schwachheit der menschlichen Natur diesmal glücklich zusammenfiel) des allerbesten Willens, diesen Eid zu halten, und hatte meinen ganzen Reiseplan unter Zugrundelegung dieser feierlichen Zusagen aufgebaut. Der Leser selbst möge urteilen. Mein nächstes Reiseziel war St. Denis. Aus bloßer Vorsicht, nur um nicht etwa aus Versehen in Paris und die Kommune hineinzufahren, hatte ich bei Epernay die große Westlinie aufgegeben und hoffte nunmehr auf einem nördlichen Umwege, der, wie ich mir einbildete, ein leichteres Kontrollieren aller Stationen gestattete, in vorsichtigen Etappen besagtes St. Denis erreichen zu können. Der Plan war gut. Aber die besten Pläne können in Gefahr kommen zu scheitern.

Meine Reiseroute ging über Soissons, Senlis, Creil, spät nachmittags hoffte ich am Ziele zu sein. Alles versprach einen heiteren Tag. Selbst die halbstündigen Aufenthalte an den genannten Stationen waren mir willkommen; ich hatte kein Interesse, an allem nur vorüberzufliegen.

Etwa um 2 Uhr war ich in Soissons. Von einem großen Quadersteine aus, der neben dem Stationsgebäude lag, sah ich nach der Stadt hinüber, deren nicht in Form, aber an Masse ungleich geartete zwei Kathedralentürme mich an Zwillingsbrüder erinnerten, von denen der eine dick geworden, der

andre aber dünn geblieben ist. Die Festungswälle, die den 24-Pfündern des Großherzogs von Mecklenburg nicht lange widerstanden hatten, glichen, soviel ich wahrnehmen konnte, denen von Toul.

Auf dem Perron wuchs inzwischen das Leben; Württemberger, Sachsen, Gardegrenadiere standen in Gruppen, plauderten oder schritten auf und ab; es war hier die Stelle, wo die Rayons dieser drei Truppenteile zusammenstießen. An einem kleinen Rundtisch saß ein sächsischer Gefreiter beim „Töppchen"; ich setzte mich zu ihm. Wie immer seine Landsleute, lenkte er das Gespräch auf Politik hinüber. Ein Sachse beschäftigt sich gern mit dem Größten. Wir sprachen von Kommune, moralischer Verwilderung, Paris; zuletzt (von Paris nur ein Schritt) von Leipzig. Nun ging ihm das Herz auf. Er glaubte, mir einen Blick in sein Inneres gestatten zu dürfen.

„Hären Se," so raunte er mir vertraulich zu, „ich gloob Se, der ganze Krieg war nich nötig."

„Nicht nötig? Aber ich bitte Sie ..."

„Hären Se, globen Se mir, es liegt dieser. Wer kennt die Pollitik so genau."

Dabei hob er den Zeigefinger. Ich sah sofort in Abgründe, gab ihm also in allem recht und lenkte das Gespräch auf die Zeiten des Großen und Kleinen Kuchengartens, über die mir eine tiefere Meinungsverschiedenheit nicht wohl möglich schien.

Die halbe Stunde in Soissons war um; ich verlor meinen Sachsen aus dem Gesicht und kletterte in ein Kupee, drin ich ein halbes Dutzend Freiwillige vom Regiment Elisabeth vorfand, echte Schlesier, heiter, gesprächig, kritisch, aber doch von jener harmlosen Besserwisserei, die mit sich handeln läßt. Sie erzählten von Le Bourget am 21. Dezember. Der eine war bei dem Kirchhofskampfe zugegen gewesen, wo ein Zug der 1. Kompanie unter Fähnrich von Brixen sich so tapfer gegen den Angriff der Marinesoldaten gehalten hatte. Sie, die

Elisabethaner, lagen jetzt in und bei Crespy, halben Weges zwischen Soissons und Senlis; unsere Zusammenfahrt mußte also rasch zu Ende gehen. Wir schieden unter gegenseitigen guten Wünschen, und der Zug rasselte weiter auf Senlis zu.

So dacht' ich wenigstens.

In das leer gewordene Kupee war nur ein einziger Herr eingestiegen, ein Franzose von mittleren Jahren. Er setzte sich mir gegenüber. Seine Züge waren nicht derart, daß sie mir Vertrauen auf eine Konversation eingeflößt hätten. So schwiegen wir denn und sahen krampfhaft in eine Landschaft hinein, die weder ihn noch mich interessierte. Nur nach rechts hin suchte ich dann und wann wirklich etwas mit dem Auge. nämlich den Kathedralenturm von Senlis. Er kam aber nicht.

Statt dessen kam eine kleine Station: Ormoy-Villers. Es standen keine fünf Menschen in der Halle; was mir indessen weit mehr auffiel, war die Abwesenheit eines preußischen Wachtpostens. Bis dahin, von Straßburg an, war ich noch an keiner Station vorübergekommen, wo mich nicht eine Pickelhaube oder ein württembergisches Käppi begrüßt hätte. Ich schob den Verdacht aber wieder beiseite. „Ormoy-Villers ist zu klein." So tröstete ich mich, und weiter ging es.

Ich lugte wieder aus nach den Türmen von Senlis.

Die nächste Station war Nanteuil-le-Haudouin. Wieder nur ein paar Blaukittel, wieder keine Preußen. Um alles lag jene eigentümliche Stille, wie sie, mir noch sehr wohl erinnerlich, um Domremy gelegen hatte. Mir wurde schwül; der Zug setzte sich wieder in Bewegung; die Türme von Senlis kamen immer noch nicht. Eine wirkliche Angst überfiel mich jetzt und wuchs von Minute zu Minute. Not kennt kein Gebot. Der Moment war jetzt da, wo ich mich wohl oder übel, mit einer Frage an mein Visavis wenden mußte.

„Ist es noch weit bis Senlis, mein Herr?"

„Bis Senlis?"

„Ja."

„Da haben Sie versäumt, in Crespy zu wechseln. Dort teilt sich die Linie. Dies ist nicht die Linie von Senlis."

„Welche denn?"

„Die Linie von Paris."

„Und die nächste Station?"

„Belleville."

Wie mir das im Ohre klang! Ich bin im allgemeinen keine größere „Bang Bůx" als andre Leute, wenigstens weise ich meiner Courage vorläufig diesen Durchschnittsstandpunkt an. In diesem Augenblick aber war es mit dem mir gewordenen Mutesquantum total vorbei, und das Herz stand mir still. Tod, Gefangenschaft, lächerlichste Blamage starrten mich an, und alles Widerwärtige, das ich während meiner ersten Gefangenschaft erlitten und, ich darf es wohl sagen, damals mit einem gewissen Humor ertragen hatte, es nahm jetzt eine graunebelhafte, immer wachsende Gestalt an, eine Riesenhand fuhr in mich hinein und drehte mir, als würde rechtsum kommandiert, das Hirn im Kopfe herum. Ich bin mir dieses Gefühles noch jetzt ganz genau bewußt. Nur mit Mühe brachte ich endlich die Frage heraus:

„Und wie weit haben wir noch bis Paris?"

„Zwanzig Kilometer."

Er lächelte leise. Meine Erregung konnte ihm nicht entgangen sein.

Dritthalb Meilen. Es war mir nun gewiß, daß es sich hier um ein andres Belleville als das gefürchtete handeln müsse, und diese Gewißheit (wenn er mich nicht spöttisch hinters Licht geführt hatte) gab mir insoweit meine Contenance wieder, daß ich Gedanken fassen und einen Plan machen konnte. Ich präparierte mich rasch auf jede mögliche Eventualität und war schnell entschlossen, wenn es doch, gegen Erwarten, in das eigentliche Belleville hineingehen sollte, ohne weiteres

nach „Monsieur Assy“ zu fragen und diesem meine Lage zu schildern. Wie ich gerade auf Assy kam, weiß ich nicht mehr. Vielleicht schloß mir eine innere Rätselstimme schon damals das übrigens neuerdings wieder in Frage gekommene Geheimnis auf, daß er eigentlich ein Deutscher und der Sohn des Tambourmajors Aßmann aus Bremen sei. Das Beste blieb jedenfalls, daß mir die Anwendung des Mittels erspart blieb. Solch Appell an die Großmut glückt nicht immer.

Kaum daß ich mit dem Entschlusse eines solchen Appells fertig war, so hielt auch schon der Zug. „Plessis-Belleville“ — so stand am Bahnhofsgebäude. Ich öffnete, faßte mein Gepäck, empfahl mich und sprang hinaus. Eine halbe Minute später glitt die Wagenreihe weiter auf Paris zu.

Da stand ich nun, zunächst geborgen; aber es war doch nur die halbe Sicherheit einer offenen Reede, nicht der ganze Schutz eines geschlossenen Hafens. Ich fühlte mich keineswegs à mon aise. Es war ganz ersichtlich, daß ich mich auf einem von preußischen Truppen unbesetzten Terrain befand; der Stationsbeamte musterte mich, und ein halbes Dutzend Arbeiter, die bei einem Fundamentbau beschäftigt waren, stützten sich auf ihre Pickäxte und Grabscheite, sahen zu mir herüber und schienen sich untereinander zu fragen: was will der hier? Ich erwartete, sie en bataillon anrücken und das Kreuzverhör beginnen zu sehen.

Aber sie kamen nicht, nahmen vielmehr (mutmaßlich ohne die geringste Vorstellung von der Sorge, die sie mir einflößten) ihre Arbeit wieder auf und ließen mich unbehelligt den Fliesengang auf und ab schreiten, der die Grenzlinie zwischen dem Perron und dem Bahneinschnitt machte.

So promenierte ich drei und eine halbe Stunde. Sehnsüchtiger als nach den Türmen von Senlis sah ich jetzt nach dem von Paris her erwarteten Zuge aus, der von Westen her immer noch nicht kommen wollte. Endlich ein Signalpfiff

und gleich darauf ein grauer Rauch, den der Schein der niedergehenden Sonne vergoldete. Das war ein gutes Zeichen. Das goldene Wölkchen erschien mir, als wäre es das Glück selber.

Drei Minuten später glitt ich den Weg zurück, den ich gekommen war. Erst Nanteuil, dann Ormoy-Villers, dann Crespy. Mit welchen Empfindungen sah ich hier die ersten Helmspitzen wieder!

Es störte mich wenig, daß an die Stelle eines Nachtquartiers in St. Denis ein Nachtquartier in Crespy treten mußte, einem Landstädtchen, an dem der Namensanklang das Beste war. Ein Grenadier nahm mein Gepäck, und ich schritt alsbald durch das Tor so gehobenen Herzens, als ob ich statt des Tages von Crespy meinen „Tag von Cressy" gehabt hätte.

Fünftes Kapitel

Ein Wiedersehen

Crespy, nach den bedrücklichen Stunden, die ich eben durchlebt, machte einen überaus freundlichen Eindruck auf mich. Ein Hofzimmer im Café de Paris, durch dessen Steinfliesen der Dunst des unmittelbar darunter gelegenen Pferdestalles aufstieg, hätte mich unter andern Umständen vielleicht weniger befriedigt, in diesem Augenblicke aber erschien mir alles in einem rosigen Schimmer, und die Holzbalkone, die alle Etagen des Hofes umzogen, gaben dem Ganzen etwas Phantastisch-Märchenhaftes, das mich geradezu entzückte.

Ich schlief ungewiegt, nahm am andern Morgen „a rather substantial breakfast" und pilgerte wieder langsam nach dem Bahnhof hinaus, um den nächsten Zug abzuwarten.

Den nächsten Zug; — er ging abends um 6. Jetzt war es 10 Uhr, also noch 8 Stunden. Mein faux pas vom Tage vorher sollte mir, so schien es, noch nachträglich teuer zu stehen kommen. Was machen? Wie die Zeit hintöten? Ich fing an auf und ab zu marschieren, zeichnete den Turm von Crespy samt einer alten Windmühle in mein Notizbuch, schrieb einen Bleistiftbrief, während ich einen andern noch in der Tasche hatte, und klappte meine Spezialkarte zum wenigstens siebenten Male mechanisch auf und zu — da endlich schlug es 12; zwei Stunden waren herum.

Ich hatte inzwischen, vielleicht nur, um mich geistig zu beschäftigen, meinen Reiseplan geändert. Bis Creil, vier Meilen hinter dem ersehnten Senlis, sollte alles beim alten bleiben; von Creil aus aber, diesem vielgenannten Vereinigungspunkt aller nur möglichen Bahnen, hatte ich nunmehr vor, statt südlich auf St. Denis, lieber westlich bis Mouy zu gehen, einem kleinen Städtchen in der Nähe der Oise, halben Wegs zwischen Creil und Beauvais. Dort stand mein Sohn,

Dieser neue Plan war kaum gefaßt, als er auch schon seine besondere Gutheißung erhalten zu sollen schien. Der Bahnhofsinspektor trat an mich heran und teilte mir mit, daß in 10 Minuten ein „train de marchandises" abgehen werde; er habe nichts dagegen, wenn ich etwa gewillt sei, diesen Zug zu benutzen. Ich akzeptierte dankbarst.

Der „train de marchandises" war natürlich, was sein Name versprach; mit Rücksicht auf einige Lazarett- und Verpflegungsbeamte aber, die nach Senlis hinüber wollten, war zwischen Maschine und Güterzug einer jener „Salonwagen" eingeschoben worden, die auf deutschen Bahnen die Inschrift tragen: 30 Mann oder 6 Pferde. Ich kletterte hinauf und fand auf Bündeln gepreßten Heues eine kleine Gesellschaft preußischer Landsleute vor: einen Stabsarzt, zwei Intendanturbeamte und drei oder vier Lazarettgehilfen. Ich bot einen

„Guten Tag" und habe nicht mehr gegenwärtig, ob dieser Gruß erwidert wurde. Wahrscheinlich nicht. Der Zug setzte sich in Bewegung; die vorgenannten Herren waren in ziemlich eifrigem Gespräch und kamen dahin überein, daß die leichten Feldlazarette eigentlich gar nichts und die Reservelazarette alles getan hätten, ein kühner Satz, aus dem der geneigte Leser nur eines mit Sicherheit entnehmen kann, die Tatsache nämlich, daß sämtliche Anwesende einem Reservelazarett angehörten.

Ich stand mitten unter ihnen, war in gewissem Sinne ihr Gast; ihret- und nicht meinetwegen war dieser Extrawagen eingeschoben worden. Ich hielt es deshalb, wiewohl ich im allgemeinen ein abgeschworener Feind der öden und nichtssagenden Vorstellerei bin, in diesem Falle doch für schicklich, mich bei dem ersichtlichen Chef der Gesellschaft zu introduzieren und trat an den eben von seinem Heubündel aufgestandenen Stabsarzt mit der berühmten Redewendung heran: „Erlauben Sie mir, mich Ihnen vorzustellen." Zugleich überreichte ich dem Angeredeten meine Karte, da mein Name (wenn man ihn nicht schon vorher kannte) jedesmal das Schicksal hat, nicht verstanden zu werden. Der Angeredete, ein junger Herr von höchstens 28 Jahren, las die Karte, kniffte sie zusammen und steckte sie in die linke Westentasche. Dann nahm er von einem der Bündel ein etwas angefettetes Papierkonvolut, fing an, es aufzuwickeln und fragte haltungsvoll und mit der Ruhe eines Lordoberrichters:

„Wie weit wollen Sie?"

„Bis Mouy."

„Ah!"

An dieser Stelle unsrer Unterhaltung war er mit dem Aufwicklungsprozeß fertig und biß ohne weiteres in eine Buttersemmel ein. Ich habe eine hohe Vorstellung von der Heiligkeit der Mahlzeiten; gleich nach dem schlafenden kommt

der essende Mensch. Ich verbeugte mich also und trat wieder an den halboffenen Torflügel des Waggons zurück, zugleich in leise Betrachtungen versunken über die Politesse deutscher Nation.

Um $1^1/_2$ war ich in Creil, wo ich Franz-Grenadiere auf dem großen und doch dichtbesetzten Bahnhof begrüßte; eine Stunde später glitt der Zug langsam an den Stellscheiben und Güterschuppen von Mouy vorbei.

Unmittelbar vor dem Stationsgebäude durchschneidet eine Chaussee den Bahndamm, und auf eben dieser Chaussee, keine 30 Schritt von mir entfernt, hielt eine Kompanie mit roten Achselklappen und wohlzuerkennender Nummer, in Front derselben zwei junge Offiziere, einer davon — mein Sohn. Als einen jungen Kriegsschulfähnrich hatte ich ihn vor kaum Jahresfrist zum letztenmal gesehen, nun stand er da „in all the pride of war", Toul und Beaumont und die langen Kanonadentage von Deuil und Montmorency glücklich hinter sich. Es berührte mich doch ganz eigentümlich.

Der Zug hielt; ich sprang hinaus, warf Plaid und Reisetasche in eine Ecke und eilte dem Soldatentrupp nach, der inzwischen die Eisenbahn passiert und einen jenseits beginnenden Feldweg betreten hatte. Ich vermutete einen Übungsmarsch und hatte vor, mich unterwegs wie von ungefähr anzuschlängeln; aber die Kompanie war noch keine 300 Schritt marschiert, als sie nach links hin auf eine prächtige, an den Rändern hochdossierte Wiese einschwenkte, um hier ihre Nachmittagsexerzitien zu machen.

Das kam mir ungelegen. Ich setzte mich nun als Zuschauer auf den geböschten Wiesenrand, zog den Hut in die Stirn und verfolgte das Schließen und Einrichten der Glieder mit dem Interesse und der Kennerschaft eines alten Unteroffiziers des später historisch gewordenen Bataillons von Gaudy. Die Ruhe meines Gemüts hatte ich völlig wiedergewonnen.

Eine andre Unruhe kam aber. Die kleine Kolonne rückte meinem Amphitheaterplatz immer näher; es war eigentlich nur noch eines Zimmers Breite zwischen mir und ihm — er mußte mich erkennen. Und diese Verlegenheit wollte ich uns beiden ersparen. Zugleich fesselte mich aber die Situation; ich beschloß also zu bleiben, jedoch unter Anwendung aller nur möglichen Vorsichtsmaßregeln. Ich machte deshalb, ohne mich zu erheben, in liegender Stellung kehrt, preßte mein Gesicht in den schönen, frischen Rasen und konnte mich nun erst mit völliger Ruhe der Poesie dieses Momentes, seinem sentimentalen und seinem humoristischen Gehalte hingeben. Wie gut kannte ich diese Stimme! Etwas Schnauzbärtiges, das ihr, trotz der Abwesenheit dessen, was diesem Worte zur Voraussetzung dient, immer eigen gewesen war, es kam hier zu vorzüglicher Geltung. Einer, an den sich diese Stimme am meisten richtete, weckte meine besondere Teilnahme. „Lohmeier, das is ja gar kein Exerzieren nich," „Lohmeier, Sie fallen wieder vor." Da lag ich und dankte Gott im stillen, daß ich nicht Lohmeier war.

So vergingen die Minuten in stillfreudiger Erregung; ich wurde es nicht müde und hätte halbe Stunden lang so liegen und lauschen und träumen können, wenn ich nicht — nicht mit dem Auge, wohl aber mit dem Gefühl — ein höchst bedrohliches Gewitter immer näher hätte heraufziehen sehen. Der Hauptmann nämlich, der zu Pferde war, fing an, um seine Kompanie herum immer weitere Kreise zu ziehen, so daß das Getrappel seines prächtigen Rappen bei jeder neuen Kurve, die er beschrieb, mir immer näher zu kommen schien. In wachsender Unruhe raunte ich mir zu: „Er nimmt dich für einen Franzosen, nimmt diese konsequente Rückenzeigung als feindselig-nationale Demonstration", und wie ein Gespenst (is this a dagger which I see before me) trat die flache Säbelklinge bereits vor mich hin. So wünschte ich doch auch nicht

an dieser Stelle introduziert zu werden; ich schob mich also zunächst die Dossierung etwas höher hinauf, sprang dann auf, wickelte mich slowakenartig in meinen Überzieher und trottete von dannen.

Nur wo der Weg ein Knie machte, drehte ich mich, im Schutz einer Gartenmauer, noch einmal um und sah wieder nach dem grünen Exerzierplatz hinüber. Es war alles beim alten. „Lohmeier, mehr links!"

Ich schlenderte in die Stadt hinein, suchte und fand ein Hotel und bezog vier Treppen hoch eine Kellner-Mansardenstube. Als ich eben mein Stück Windsor-soap, nach redlich getaner Arbeit, wieder in die Blechbüchse tun wollte, klang der ungenierte Tritt eines Siegers die Treppe herauf.

Der Rest ist Schweigen.

* * *

Amiens

Erstes Kapitel

Bis Amiens

Die schönen Tage von St. Denis sollten vor den unerbittlich zitierten „von Aranjuez" nicht den Vorzug ewiger Dauer genießen; auch sie gingen also vorüber, und eines Tages, bei Julihitze trotz Monat April, steuerte ich nordwärts, auf Amiens zu! Es war ein Weg von etwa 16 Meilen, der mich auf der ersten Hälfte an bereits mehrfach berührten Punkten, an Chantilly, Creil und Clermont, sogar an Liancourt vorüberführte, an welchem letzteren Orte ich nicht ermangelte, nach dem Chalet des bretonischen Grafen hinaufzugrüßen und fromme Wünsche für die Vollendung der Najade zu murmeln.

Es war ein Expreßtrain, alles dicht besetzt. Mir gegenüber saß ein kleiner, gelbbrauner Franzose, von jener zappelmännischen Menschensorte, die immer aufspringt, die Krawatte lüftet, nach der Uhr sieht, den Hut mit der Reisemütze vertauscht und schließlich auch wieder die Reisemütze in die Tasche steckt. Es war ganz ersichtlich, daß er sprechen wollte, und daß seine Unruhe unter der stillen Frage sich steigerte, ob der ersehnte Moment überhaupt noch kommen werde. Er kam natürlich. „Where there is a will, there is a way." Ich machte

einige Bemerkungen über Paris, über die Schwierigkeit, unter dem Regimente Raoul Rigaults gemütliche Tage zu leben, Bemerkungen, die er mit Kopfnicken und zugleich mit der Versicherung begleitete, „daß er Kosmopolit sei". Er konnte sich mir nicht schlechter empfehlen. Da sich indessen unschwer erkennen ließ, daß seine ganze Weltbürgerschaft nichts war als ein Bestandteil seiner Reisetoilette, den er an- und ablegte je nach Bedürfnis, so lag mir nichts ferner, als mit ihm über einen Standpunkt zu rechten, den er gar nicht hatte. Wir gerieten bald ins Parallelenziehen hinein, und Nation gegen Nation wurde abgewogen. Mit bekannter Balancierkunst sucht' ich die Wage ins Gleiche zu bringen, mein „Kosmopolit" aber war eben jetzt auf die Höhen seiner Beredsamkeit gestiegen und zählte an den Fingern her: „Paris, c'est une énormité. Nous sommes énervés. Voyez notre existence: de l'absinthe au billard, et du billard à l'absinthe. C'est la nation française! Quelle est la conséquence? Nous n'avons pas de grands hommes; nous n'avons pas des idées. Des idées, voilà la cause de votre supériorité. Nous avons — Jules Favre, nous avons — Trochu; l'un intéressé, l'autre imbécile. Voilà tout. Nous sommes puériles." Er sah mich an, um (was die Franzosen nur selten tun) eine Antwort abzuwarten. Ich tat mein Möglichstes und machte einen energischen Versuch, wenigstens Trochu herauszureißen; aber jeder Versuch scheiterte. Ich schwieg endlich und schloß die Augen.

So kamen wir bis zur Station St. Just, wenn ich nicht irre, wo ein längeres Anhalten des Zuges mich veranlaßte, meine Augen probeweise mal wieder aufzuschlagen. Ich sah verstohlen nach dem Visavis-Eckplatz hinüber und beobachtete nun, daß mein ceterum-censeo-Mann, bei dem Trochus Imbezillität so unerschütterlich feststand, seinen Spazierstock, ein kurzes Pfefferrohr, auf das Kupeefenster gelegt hatte und in die eine Seite des Rohrs mit einem immer vergnügter

werdenden Gesichte hineinblies. Ich traute meinen Augen kaum. Sollte dieser alte Römer —, aber es blieb kein Zweifel; ich sah es nur zu deutlich. Ein alter, unmittelbar neben dem Bahnhofsgebäude grasender Schimmel warf jedesmal unmutig den Kopf hin und her, sooft mein Kosmopolit seine Lippe an das Pfefferrohr gelegt hatte; — richtig, es war ein Pustrohr und die Nase des armen alten Tieres das Ziel meines Schützen. „Nous sommes puériles", zitiert' ich leise, als der Zug sich wieder in Bewegung setzte.

Von St. Just aus hatten wir nur noch sechs Meilen, wir waren schon vorher aus dem Rayon des IV. Armeekorps in den des VIII. eingetreten; die Bahnhöfe, die wir passierten, waren von 68ern besetzt. Nichts ging vor; nur mein Visavis wurde immer heiterer. Er hatte jetzt das Pustrohr beiseitegetan, stand oft auf und jodelte. Mir wurde ganz unheimlich; denn er hatte nichts von einem Tiroler an sich, weder die Stimme, noch die Waden. Letztere am wenigsten.

Um 6 Uhr fuhren wir in die Bahnhofshalle von Amiens ein, und im nächsten Moment schon drängten Hunderte dem Ausgang zu. Ich hielt mich zurück, um die großen Wasser sich erst verlaufen zu lassen. Diese Ruhe, die wohl als Zeugnis eines guten Gewissens gelten konnte, schien aber doch den Verdacht eines tieferen Menschenkenners zu erwecken, denn während die umherstehenden employés die große Drängekolonne völlig unbelästigt ließen, trat ein kleiner, fuchsbärtiger Mann mit verquer gehendem Blick an mich heran und fragte nach meinem Passeport. Ich machte wenig Miene, ihm meine Papiere zu zeigen, da ich ihn einfach für einen Zudringlichen hielt, und legitimierte mich erst, nachdem er seinerseits zur Legitimation seiner Person geschritten war. Er las, verbeugte sich dann und drückte sein Bedauern darüber aus, „daß die Exaktheit der preußischen Autoritäten ihm keine Wahl gelassen habe". Er betonte das Wort „preußisch", als ob ihm daran

gelegen gewesen sei, die französische Nation von dem Verdachte wiedererstandener Paßzopfigkeit rein zu erhalten. Zu den vielen Unglaublichkeiten des französischen Nationalcharakters gehört auch die, alles für despotisiert, sich selber aber für frei zu halten.

Unter den Hotelomnibussen, die draußen standen, wählte ich, einer inneren Stimme folgend, den, der die Inschrift trug: à la tête de bœuf. Und siehe da, auch diese innere Stimme hatte die hoffende Seele nicht getäuscht. Ich erhielt ein Zimmer im zweiten Stock, stellte meinen äußeren Menschen notdürftig her und eilte in die Stadt, um einen Besuch zu machen, von dessen Ausfall mein Wohl und Wehe in Amiens notwendig abhängen mußte. Es handelte sich, wie sich hiernach der Leser denken kann, um nicht mehr und nicht weniger als um einen General. Wo war er zu finden? Die ersten Recherchen verliefen so ungünstig wie möglich; ein blauklappiger Rheinländer (ich hoffe vom Train) wußte in seinem Armeekorps und seinem Standquartier Amiens gleich schlecht Bescheid und lehnte jede Verpflichtung ab, sich in dem Namenswald preußischer Generale zurechtzufinden. Er schloß jedesmal mit der immer wiederholten Versicherung: „Lieber Herre, et sind zu viele." Es lag eigentlich in meiner Absicht, diese ziemlich charakteristische Unterredung in extenso hierherzusetzen; ich zieh' es aber schließlich doch vor, dies erste Amienskapitel mit einer kleinen Abhandlung darüber zu Ende zu führen, wie ich Freund und Feind in der für den Reisenden so wichtigen Antwortsbereitwilligkeitsfrage kennengelernt habe.

Die angenehmsten nach dieser Seite hin (Deutschland verzeihe mir) waren die Franzosen! Sie ließen einen nie im Stich; — dazu: was sie irgend wissen konnten, das wußten sie auch. Nie stupide. Manche waren sehr reserviert, aber auch die Reserviertesten immer noch artig. Ich entsinne mich nicht, daß mir jemals Antwort oder Auskunft verweigert worden wäre.

Nach ihnen waren die Schlesier und Sachsen die zugänglichsten. Die letzteren (d. h. die Königlich-Sächsischen) würden in allem, was politesse angeht, vielleicht noch vor den Franzosen zu nennen sein, wenn sie nicht durch zwei kleine Schwächen diesen Vorrang wieder in Zweifel gestellt hätten. Diese zwei Schwächen bestanden darin, daß sie es sich einerseits nicht leicht versagten, ein Wort über Leipzig, wenn auch nur den bloßen Namen, mit einfließen zu lassen, und daß sie zweitens selbst dann noch Auskunft zu geben beflissen waren, wenn sie diese Auskunft beim besten Willen nicht geben konnten.

Zu den Artigen gehören übrigens, überraschenderweise, auch die Bayern, immer vorausgesetzt, daß sie einen verstanden.

Die Rheinländer — darin den Berlinern ziemlich ähnlich — verdunkelten ihre sonstigen Tugenden durch eine etwas unbequeme Kordialität und gehörten einerseits zur Gruppe der an sich selbst glaubenden Biedermänner, andererseits zu der Intimitätsfamilie der Arm- und Achselklopfer. Es gab für sie kein Noli me tangere.

Die Westfalen, Pommern und Württemberger erwiesen sich meistens nüchtern, aber nicht unfreundlich; wohingegen die Mecklenburger und Hanseaten (17. Division), um das mildeste zu sagen, in der Nüchternheit etwas weit gingen. Es war, als ob sie immer noch ärgerlich wären, daß sie so viel hatten marschieren müssen, und nur, wenn ein „plattdütscher" Klang oder ein „messingsches" Zitat aus Onkel Bräsig gleichzeitig an ihr Ohr schlug, verklärten sich ihre Züge auf eine flüchtige Minute.

* * *

Zweites Kapitel

Amiens
Stadt. Kathedrale

Unter den vielen Städtenamen, die dieser letzte Krieg wie Haushaltworte auf unsre Lippen legte, war „Amiens" vielleicht der am häufigsten genannte. Am häufigsten deshalb, weil er am längsten aushielt. Andre kamen und gingen. Es gab Wochen und Monate, wo sich alles um Straßburg, um Orleans, um Belfort drehte, aber Amiens, wie ein mittelmäßiger Mensch, der es hoch zu Jahren bringt, schlug doch schließlich alle die Streber aus dem Felde, die ihm, bei bestimmten Gelegenheiten, weit voraus gewesen waren. Dabei wechselte es seine Rollen, und wenn es eben noch als Streitobjekt in der großen Schachpartie zwischen General Faidherbe und General v. Manteuffel geglänzt hatte, so machte es gleich darauf als Eisenbahnmittelpunkt, als Kathedralenort oder als militärische Metropole von sich reden. Der Aufbau der Armee, die bekannte „Pyramide", ließ sich nirgends so gut studieren wie hier, wo ein halbes Dutzend „Stäbe", hohe, höchste und allerhöchste, sich niedergelassen hatten und den im vorigen Kapitel zitierten Ausspruch: „Lieber Herre, et sind zu viele" einigermaßen entschuldigten. Armeekommando, Korpskommando, Divisions-, Brigade-, Regimentskommando, alles war hier versammelt und einiges davon in duplo. Die Amienesen, mit all diesem Ruhm noch nicht zufrieden, versuchten sich schließlich auch noch in Krawallen, schnitten nächtlicherweile Nasen und Ohren ab und gaben dem hinsterbenden Interesse dadurch einen neuen Sporn.

Nach dieser Einleitung ein wenig Geographisch-Statistisches. Amiens, jetzt Departementalresidenz, war, eh' die Revolution die alte Landeseinteilung vernichtete, die Hauptstadt der

Pikardie. Es verblieb ihr, aus dieser Zeit her, noch ganz der entsprechende Charakter: Befestigungen oder deren Überreste, Kirchenfülle, alte Häuser, krumme Straßen, Reichtum. Sie hat 60 000 Einwohner, große Fabriken und exzelliert in Wollgeweben, Teppichen und — Entenpasteten.

Die Madeleines von Commercy
Und die Reimser Tafelbiskuite
Und die Entenpasteten von Amiens,
Sie verlohnen schon eine Visite.

Auf der Rangleiter der französischen Städte nimmt die Hauptstadt der Pikardie, nachdem Straßburg wieder deutsch geworden ist, die elfte Staffel ein. Die zehn, die ihm vorausgehen, sind: Paris, Lyon, Marseille, Bordeaux, Rouen, Lille, Toulouse, Nantes, Toulon, Reims. Unter allen diesen ist sie wohl der letztgenannten, ihrer Nachbarhauptstadt Reims, am meisten verwandt. Die Bauweise der Straßen, die Boulevards an Stelle der alten Befestigungen, die Kathedralen des 13. Jahrhunderts, die allen Schein und Prunk vermeidende Solidität — alles dasselbe hier wie dort. Reims hat mehr Punkte, wo es einen ans Moderne streifenden, vornehmen Eindruck macht, Amiens aber ist entschieden malerischer, landschaftlich lieblicher und in seiner Gesamtanlage auch großartiger. Es hat dies einfach darin seinen Grund, daß einzelne seiner älteren Straßen leise bergan steigen, während Reims flach liegt. Eine Hügellinie leiht immer Bedeutung. Ich erinnere nur an die High-Street von Edinburg; — verfallen, schmutzig, bettelhaft, und doch im Bettlerkleide noch königlich.

Die Parallele zwischen Amiens und Reims wird uns durch dies ganze Kapitel begleiten. Beide Städte sind sich auch darin gleich, daß sie, ich will nicht sagen ihren größten Reichtum (der bei beiden in den Wollfabriken steckt), aber doch ihren charakteristischen Zug aus der Agrikultur ziehen, Reims aus dem Weinbau, Amiens aus dem Gemüsebau. Wenn Reims

an Mainz erinnert, wo der ganze Traubenreichtum des Rhein- und Weingaus zusammenfließt, so ist Amiens das Erfurt, der große Gemüsegarten Nordfrankreichs. Hierbei verweil' ich einen Augenblick.

Amiens exzelliert in Gemüsekultur wie Erfurt, Hamburg, Bamberg. Aber wenn es sich darum handelt, nicht bloß auf das Produkt, sondern auch auf die Art der Gewinnung, auf das landwirtschaftliche Prinzip, ja selbst auf die landschaftliche Erscheinung zu sehen, so ist die Hauptstadt der Pikardie, inmitten ihrer sie umzirkelnden Gärten, unsern Spreewaldterritorien am meisten verwandt. Die Ähnlichkeit ist so frappant, daß sie sich jedem, der das entzückende Terrain um Lübbenau herum kennt, sofort aufdrängen muß. Die Somme bildete hier in alter Zeit schon, genau wie unsre Spree, ein durch eine humusreiche Erde sich hinziehendes Wassernetz und innerhalb der Maschen dieses Netzes zahllose für die feineren Kulturen namentlich für den Gemüsebau geeignete Inseln. Wenn nun aber die Dinge im Spreewald einen bäuerlichen Charakter bewahrten und kein Verlangen zeigten (schon weil die Nachfrage fehlte), über eine enorme Gurkenproduktion hinauszuwachsen, so bemächtigte sich in Amiens die geschickte Hand des Städters des hier natürlich Gegebenen und den ohnehin fruchtbaren Boden durch ein sich von selbst darbietendes Bewässerungssystem, zugleich aber durch Anlage immer neuer Kanäle, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt fruchtbarer gestaltend, entstanden hier, unmittelbar vor den Toren der Stadt, viele Hunderte entzückender Inselgärten, die nun, mit chinesischer Sorgfältigkeit bestellt, mit Gartenhäusern und Strauchobstbüschen reich geschmückt, eine ebenso charakteristische Zierde der Umgebung der Stadt wie eine Quelle ihres Reichtums geworden sind. Die Gärtner, die hier wohnen, etwa den Breslauer „Kräuterern" verwandt, bilden unter dem Namen der „hortillons" eine hochangesehene Zunft und sind

diejenigen, die das alte Leben der Stadt noch am meisten zur Schau tragen. Sie besitzen in der Kathedrale eine eigene Kapelle (la chapelle de Saint Salve), die, im Gegensatz zu so vielen andern Betplätzen, die tot sind, beständig Licht und Leben zeigt. Hier brennen immer geweihte Kerzen, hier knien Andächtige, und zu Füßen eines großen byzantinischen Kruzifixes blühen unausgesetzt die schönsten Blumen. Dies byzantinische Kruzifix, das den Erlöser in einem Diadem und angetan mit einer langen Robe zeigt, ist der Gegenstand nicht bloß besonderer Verehrung, sondern auch besonderer Festlichkeiten. Im Sommer, wenn alles in Frucht und Fülle steht, dann soll der Heiland des Fleißes seiner Gärtner froh werden und ihre Arbeit aufs neue segnen; dann stellen sie ihn aufrecht an den Mast eines kleinen Schiffes, tragen das Schiff in Prozession bis zu dem Kanalnetz der Somme nieder und folgen dem vorauffahrenden Christusbilde in hundert Booten, unter ernstem und heitrem Gesang, an den Inselgärten und ihren Häusern vorüber. Der Abend sieht das Bild an alter Stelle, in der Gärtnerkapelle der Kathedrale.

Der Kathedrale. Ihr schreiten wir jetzt zu. Sie ist hier wie überall, doch immer das Letzte und Höchste. Ein paar moderne Residenzen abgerechnet, die nie eine Kathedrale hatten, und es mit ihren modernen Nachexerzieranstrengungen nicht über ein schon wieder zerfallendes Fundament hinausbringen konnten — ich sage, ein paar moderne Residenzen abgerechnet, verbleibt doch der Kirche der Triumph, über alles Schönste, Höchste und wohlverstanden auch Interessanteste zu verfügen. Die monotone Schlösserherrlichkeit, die Museen, die Galerien, der ganze Apparat der Neuzeit hat den Zauber des „finstren Mittelalters" nicht entzaubern können. Die dies bestreiten (und es wird bestritten werden), beneid' ich nicht.

Die Amiens-Kathedrale ist ein Kind des 13. Jahrhunderts wie die Kathedrale von Reims. Napoleon I., als er in jene

eintrat, sagte: „Ein Atheist sollte Mühe haben, hier stand-zuhalten." Es ist bemerkenswert, daß der Kaiser eine solche Äußerung gerade an dieser Stelle tat. Er tat sie nicht in Notre-Dame oder in St. Denis oder in der Kathedrale von Reims — er tat sie hier; ich bin geneigt, darin mehr als einen bloßen Zufall zu sehen. Es spricht sich darin eine ganz spezielle Huldigung gegen eben diese Kathedrale aus, eine Huldigung, die ich, wenn ich mein eignes Gefühl befrage, völlig in der Ordnung finde. Die Amiens-Kathedrale steht in manchem Einzelnen (beispielsweise in ihren Portalen) manchen andren Kirchen nach; als Ganzes aber übertrifft sie vielleicht alle; sie ist einheitlicher als alle großen Kathedralen, die mit ihr in Konkurrenz treten könnten, und wenn einzelne kleinere sie vielleicht an Einheitlichkeit und Schönheit übertreffen, so bleiben diese, eben um ihrer Kleinheit willen, wieder an mächtiger Gesamtwirkung hinter ihr zurück.

Die Turmspitzen der beiden großen Westtürme fehlen hier wie beinahe überall; aber ein schöner schlanker Mittelturm wächst aus der Mitte der Kirche empor. Er hat eine Höhe von nah an 450 Fuß, zählt also zu den höchsten Türmen, die wir besitzen. Zu Beginn 1806 (die Dreikaiserschlacht war eben geschlagen), als der Empereurenthusiasmus auf seiner Höhe stand, erkletterte Bruno Vasseur den Turm bis zur höchsten Stangenspitze und schrieb den Namen des Kaisers, unter unermeßlichem Volksjubel, auf die Brust des Wetterhahns. Die Lorbeeren jener Stunde ließen einen andern Braven, einen Stadtmusikanten von Amiens, nicht schlafen, und er ruhte nicht eher, als bis er, unter Anlehnung an ebendiesen Wetterhahn, ein Violinsolo dort oben gespielt hatte. Dergleichen kann nur in Frankreich vorkommen. Alle Kolter-Anekdoten verschwinden daneben, schon einfach deshalb, weil Kolter Turmkletterer und Seiltänzer von Fach war.

Das Innere der Kathedrale entspricht an großartiger Einfachheit und Einheitlichkeit (in diesen beiden Worten, ich wiederhole es, liegen alle Tugenden und Vorzüge dieses Baues ausgesprochen) ganz der äußeren Struktur. Was die Ausschmückung von Chor und Kapellen, was einen tieferen Zusammenhang mit der Geschichte des Landes angeht, so bleiben diese Pfeilergänge, diese Quer- und Seitenschiffe allerdings um vieles hinter jenen Kathedralen zurück, in die ich bis dahin den Leser einführte; — Reims hat die Fülle historischer Erinnerungen, St. Denis die Fülle historischer Denkmäler vor dieser Kathedrale von Amiens voraus. Aber wenn auch weit überflügelt nach dieser Seite hin, so ist es doch immer ein sehr Wertvolles, das hier geboten wird, und um so wertvoller, als es beinah ausnahmelos ein lokales Gepräge trägt. Alles ist pikardisch; pikardische Holzschnitzer, pikardische Bildhauer haben hier ihr Bestes getan. Und dies provinziale Beste nimmt fast den Rang eines absolut Besten ein.

Da sind zunächst die Chorstühle im hohen Chor, die von „vier Männern aus Corbie" in Eichenholz gefertigt wurden. Es scheint, daß sie eine Holzschnitzerschule gründeten oder repräsentierten. Sie schufen dies Riesenwerk, das die ganze biblische Geschichte von Adam bis auf Hiob darstellt, in 15 Jahren. Besonders alles, was aus der Hand des Meisters der Schule hervorging, ist unbedingt ersten Ranges und läßt selbst die Arbeiten Hans Brüggemanns in der Schleswiger Domkirche wenn nicht an Tiefe, so doch an Grazie der Erscheinung hinter sich zurück. Mit Vorliebe sind die Simson-Situationen behandelt. Einzelne Partien, von mehr architektonischem Aufbau, sind zimmerhoch und mannesbreit; all diese großen Piecen sind immer aus einem Stück. Man wird hingerissen und schwankt nur, ob man den Fleiß oder das kompositionelle Talent oder die technische Vollendung am meisten bewundern soll.

Diesen Chorstühlen an künstlerischem Wert nicht eben-

bürtig, aber an kunsthistorischem Interesse sie überragend, sind die um wenigstens ein Jahrhundert älteren Holzschnitzereien, die die Außenwand des hohen Chors umfassen. Sie stellen die Lebens- und Leidensgeschichte der beiden ersten pikardischen Bischöfe, des heiligen Firmin und des heiligen Salvus dar. Das Interesse, das diese hautreliefartigen Schnitzereien einflößen, ist ein doppeltes und besteht einmal in ihrem vollkommenen Realismus, der es beispielsweise jedem aufmerksamen Beschauer möglich macht, die Geschichte des heiligen Firmin wie von der Wand abzulesen, andererseits darin, daß die vollkommen erhaltene Architektur dieses Bildwerks (das in seiner Totalität ein Kirchenschiff darstellt) uns Gelegenheit gibt, die Polychromie des 15. Jahrhunderts aufs genaueste zu studieren. Während nämlich die Farben des Vordergrundes verblaßt, die bemalten Gewänder des Bischofs und der andrängenden Volksmasse verschossen sind, haben sich in den kleinen Gewölbekappen dieses gotischen Kirchenmodells die ursprünglichen Farben, Blau, Rot, Gold, in aller Frische erhalten und sind gewiß, neben manchem ähnlichen, zu Rate gezogen worden, als vor etwa 30 Jahren der Streit über die seitdem entschiedene Frage „weiß oder bunt" ins Leben trat.

Wie in Holz, so feierte auch in Stein die pikardische Skulpturenschule ihre Triumphe. Dies war zur Zeit des dreizehnten und vierzehnten Ludwig, und ihr vorzüglichster Träger war Nicolas Blasset, geboren 1600 zu Amiens selbst. Die Kathedrale seiner Vaterstadt hat Überfluß von Werken seines Meißels. Eine Verkündigung Mariä in der gleichnamigen Kapelle ist ein Werk ersten Ranges; — was ihn aber an eben dieser Stelle ganz besonders berühmt gemacht hat, das ist ein Grabdenkmal in Marmor, das den Namen führt: „L'enfant pleureur." Dieser Name greift nur eine Gestalt, freilich die beste, aus der Gesamtkomposition heraus, die im übrigen erheblich figurenreicher ist. Die Porträtstatue

des Hingeschiedenen kniet betend vor einer Maria mit dem Kinde; zwischen beide stellt sich „l'enfant pleureur", eine Art trauernder Genius, der den linken Arm auf eine Sanduhr, den rechten auf einen Totenschädel stützt. So weit wäre alles gut. Aber die Ausführung ist so beanstandenswert wie nur möglich; sie ist unklar im Stile und ungleich in der Technik. Die Madonna, eine ans Rokoko streifende Dutzendarbeit, kann auch rein äußerlich, im bloßen Machenkönnen, neben allem übrigen des Bildwerks gar nicht bestehen. Aber viel störender als diese Ungleichheiten wirkt das Stilchaos, das einem jeden, der Augen und Unbefangenheit hat, daraus entgegentreten muß. Drei Epochen der Kunst reichen sich hier die Hand, und während die betende Gestalt den schönen Monumentalstil des 16. Jahrhunderts, die Madonna den Jesuiterstil des 17. vertritt, stellt sich ein völlig der Antike entlehnter „weinender Knabe" zwischen beide. Und wie? Nicht eigentlich als ein weinender Knabe, vielmehr als ein Amor, der verdrießlich ist, weil ihm Bogen und Köcher abhanden gekommen und Stundenglas und Totenschädel (das Ödeste von der Welt) dafür untergeschoben sind. Dieser Amor schmollt nur; Frau Venus hat ihn entweder gezwickt, oder eine Biene hat ihn gestochen. Es ist Thorwaldsen, der hier, 150 Jahre vor seiner Geburt, in Seele und Hand eines voraufschreitenden Künstlers lebendig wird und etwas schafft, das als Einzelnes entzückt, aber als Teil des Ganzen nicht hinzunehmen ist. Die symbolische Gestalt der Trauer, solange sie selbständig auftritt, mag jede Gestalt annehmen, wenn es sein muß auch die des enfant pleureur; aber an die Seite dieses knienden Beters gehört dieser „weinende Knabe" nicht.

Der kniende Beter ist übrigens der Kanonikus Lukas; in einiger Entfernung von ihm (auch in Marmor) erhebt sich das kaum minder berühmte Grabdenkmal des Kanonikus Niquet.

Der bloße Name gab mich dem Leben wieder.

Rouen-Dieppe

Erstes Kapitel

Rouen

Rouen ist entzückend.

Ich hatt' es im Geiste immer nur im Qualm und Rauch jenes Scheiterhaufens gesehn, auf dem einst die lieblichste und zugleich erhabenste Gestalt aller Geschichte: „die Jungfrau" stand und ihre Treue besiegelte; — aber das wirkliche Rouen ist eine lachende Stadt: breit, heiter, königlich, liegt es hingestreckt an den Ufern der unteren Seine.

Wir erreichten es um die Mittagsstunde. Es hieß sich eilen, wenn an demselben Tage noch die Sehenswürdigkeiten gesehen und das Leben von Rouen in vollen, aber zulässigen Zügen genossen sein wollte. Ich muß dies Wort betonen. Denn Rouen war ein schlimmer Platz (eine erhebliche Steigerung von St. Denis), und in eben jenen Stadtvierteln, drin die „Jungfrau" verbrannt worden war, war sie aufs neue mächtig geworden und rächte sich an den Feinden ihres Landes. Mancher, der dem Schwerte Dunois-Faidherbes glücklich entgangen war, erlag hier dem Zauber der Pucelle.

Dies beiläufig. — Ich hatte sieben Stunden, und mit Rücksicht auf dieses Minimum von Zeit entschloß ich mich zu

einem Hilfsmittel, das ich sonst mit äußerster Geflissentlichkeit vermeide: ich nahm einen Führer.

Und wenn sie noch „Führer" hießen, oder Guide oder Cicerone! aber nein, die Prosa Frankreichs muß sich überall ein Genüge tun und überantwortet den Fremden einem „Kommissionär". An solchen ist denn an keinem Bahnhofe Mangel, am wenigsten in Rouen, und nach den ersten Minuten schon war ich in Verhandlungen mit einem stadtkundigen Blaukittel, den ich bat, ein „Fünf-Stunden-Programm" zu entwerfen. Den Rest an Zeit wollt' ich für mich behalten. Das betreffende Gespräch, das viel von einer Menüberatung zwischen Koch und Feinschmecker an sich hatte, verlief etwa wie folgt:

„Drei Kirchen."

„Gut."

„Fünf Statuen."

„Nehmen wir drei."

„Dann das Palais de Justice, Belfroi, Rathaus."

„Lassen wir das Rathaus fallen."

„Hotel du Bourgtheroulde."

„Gut. — Eh bien denn!"

Es wurde noch ausgemacht, daß wir die von fünf auf drei reduzierten Statuen bis zuletzt lassen wollten; dann brachen wir auf. Zunächst in die Kirchen.

Die drei Kirchen des Programms waren: l'Eglise Maclou, l'Eglise St. Ouen und die Kathedrale. Was ihnen gemeinsam ist, ist die normannische Gotik. Weiterhin ein Wort über dieselbe.

L'Eglise Maclou ist eine kleinere Kirche. Sie gilt für ein chef d'œuvre und ist es. In der Mitte des 15. Jahrhunderts aufgeführt, zeigt sie die Gotik in ihrer Vollendung. Dabei nichts von Überladung. Sie genoß seit ihrer Gründung gewisser Vorrechte: sie bewahrte das heilige Öl; ihr Kreuz

ging in den Prozessionen vorauf. Ihren größten Schmuck aber bildeten und bilden noch die erzenen Portaltüren, die in Basrelief einzelne Szenen aus der Heilsgeschichte darstellen. Sie sollen von Jean Goujon, der in Rouen eine ähnliche Rolle spielte wie Nicolas Blasset in Amiens, herrühren. Der Vergleich mit den Ghibertischen Türen ist naheliegend. Für den Kenner werden die letzteren um vieles bedeutender sein; dem Auge des Laien aber empfehlen sich diese Türen von Maclou. Sie wirken graziös, namentlich durch eine überaus geschickte Anwendung der Arabeske. Woher der Name Maclou kommt, habe ich nicht erfahren können. Englische Anklänge finden sich in der Normandie überall und sind natürlich; diese schottisch-gälischen aber müssen überraschen.

St. Ouen ist eine große Kirche, die sowohl an Alter wie an Ansehn mit der Kathedrale wetteifert, was sich beides aus der einfachen Notiz ergeben mag, daß Kaiser Otto I., als er 949 Rouen belagerte, von seinem Lager aus ein Salvum conductum erbat, um die Stadt betreten und in St. Ouen beten zu dürfen. An Schönheit, jedenfalls aber Einheitlichkeit (trotzdem der Bau der Kirche, wie sie sich jetzt präsentiert, vom 14. bis zu Anfang des 16. Jahrhunderts währte) ist St. Ouen der Kathedrale überlegen. Ihre Mängel, für mein Gefühl wenigstens, liegen andererseits in dem, was moderne Architekten als „die Abwesenheit von allem Störenden" bezeichnen, eine Baumeisterphrase, gegen die ich einen wahren Haß habe. Es heißt nämlich nicht mehr und nicht weniger, als: „Wir haben bei der letzten Renovierung alles hinausgeworfen; man kann jetzt alle Säulen und Pfeiler deutlich sehn; alles ist kahl, alles ist langweilig." Diesen Säuberungsprozeß hat man mit dem alten St. Ouen aufs gründlichste vorgenommen.

Ich muß hieran eine Bemerkung knüpfen, für die ich eine so passende Stelle vielleicht nicht wieder finde. Die Baumeister,

wenn man ihnen freie Hand läßt, operieren überall nach diesem Aufräumungsprinzip, das, rund herausgesagt, in nichts anderem seinen Grund hat als in krassem Egoismus. „Die Toten sind tot, und — der Lebende hat recht." Wenn nun aber dieser Egoismus allerorten die Architektengemüter beherrscht, auch da noch, wo ein gewisser historischer Sinn zu Hause ist, wie erst in Ländern, wo dieser Sinn in neunundneunzig Fällen von hundert fehlt! Und in Frankreich fehlt er überall. Außer den guten Fahrstraßen, den Pendulen, der Kirchlichkeit der Frauen und der Unkirchlichkeit der Männer — außer diesen vier Dingen, sag' ich, die sich wohl jedem Frankreichreisenden aufgedrängt haben, gibt es nichts, was sich so bemerkbar machte wie die Gleichgültigkeit gegen die eigene Geschichte. Vielfach verkehrt sich diese Gleichgültigkeit geradezu in Haß. Das Herunterreißen der Vendômesäule entsprach und entspricht noch der Empfindung von Millionen.

Diese Tatsache ist, glaub' ich, unbestreitbar; eine Meinungsverschiedenheit kann nur darüber walten, woraus sie entstanden ist. Vieles hat dazu mitgewirkt. Hier sei nur eines hervorgehoben. Diese Gleichgültigkeit, dieser Haß, sie sind zu erheblichem Teile ein Resultat der total verwerflichen Art, wie man sich in Frankreich seit achtzig Jahren gewöhnt hat, Geschichte zu lehren. Zurückliegendes wird vernachlässigt, vergessen, und so wächst denn ein Geschlecht heran, das von der alten Ruhmesgeschichte des Landes nichts mehr weiß, nichts mehr wissen kann und sich notwendig von der neuen Ruhmesgeschichte, weil überladen damit, degoutiert abwenden muß. Unser Geschichtsunterricht umfaßt wohlweislich das Ganze und bringt es deshalb zu einer gesunden Wurzel in den Gemütern. Es gibt bei uns keine Dorfschule, in der die Kinder nicht von Lützen, von Gustav Adolf, von Fehrbellin, vom alten Derfflinger zu erzählen wüßten; wohingegen ich überzeugt bin, daß in Frankreich viele, sehr viele Menschen den

Duguesclin, den Coligny, den Sully, ja selbst den großen Turenne nur dem Namen nach und die meisten auch diesen nicht kennen. Die Revolutionsgeschichte und die Geschichte des Ersten Kaiserreichs haben alles andre verdrängt; aber auch aus ihnen ist, weil eben die Masse des Stoffs, wie schon angedeutet, alles wahre Interesse ertötet, im Volke nichts weiter lebendig geblieben als ein paar Namen und ein paar Stichworte: Ney, Soult, Kleber; Grouchy als Verräter („Verräterei" macht in Frankreich immer populär), „Jahrtausende blicken auf euch hernieder", „Le brave des braves", „La Garde meurt, mais elle ne se rend pas", und das „Merde" Cambronnes. Alles oberflächlich. Und eben diese Oberflächlichkeit ist es, aus der dann das Changieren der politischen Empfindung, der Bankrott des jeweiligen Tagesenthusiasmus notwendig erwachsen muß. Denn wenn es auch wahr ist, daß der Franzose ohne Phrase nicht bestehen kann, so wechselt er doch innerhalb derselben, und was ihm heute ein Heiligtum war, hat schon deshalb einen Anspruch darauf, morgen eine Lächerlichkeit zu sein.

Undank und Pietätlosigkeit schreiten in häßlicher Nacktheit durch die Straßen. Kein Wunder; sie stellen sich immer ein, wo, wie eben in Frankreich, der historische Sinn verlorengegangen ist.

Und dieser ist verlorengegangen; noch einmal sei es gesagt. Könnten mir aber darüber, nach so vielen persönlichen Begegnungen, die ich gehabt, noch irgendwelche Zweifel sein, so würden sie schwinden müssen angesichts einer bestimmten Literaturform, deren Bekanntschaft ich ex officio machen mußte. Ich meine: die Städtebeschreibungen und die Spezialhistorien. Man muß dieses Literaturgenre aus andern Ländern her kennen, man muß wissen, was Deutschland, England, Schottland, Skandinavien auf diesem Gebiete getan haben und beständig tun, um den ganzen Unterschied gegenwärtig zu

haben. Innerhalb der germanischen Welt ist alles lokallsiert; an jeden Ort, der genannt wird, werden zuerst und mit Vorliebe seine Geschichte, seine Sitten und Sagen, seine Volksgebräuche geknüpft; man lernt Seite um Seite; man erfreut und erhebt sich; wohingegen all die entsprechenden französischen Bücher das Gefühl einer ungeheuren Leere erzeugen. „Kommt es denn noch nicht?" man liest weiter, man blättert weiter, — alles umsonst; es ist bestimmt nicht zu finden, ob König Harald seinen Entsagungsschwur in dieser Kirche leistete oder in jener, ob die Jungfrau von Orleans in diesem Turm gefangen saß oder in jenem. Es ist nicht zu finden; warum nicht? Weil es dem Schreiber selber völlig gleichgültig ist, und weil er, ganz in der Modernität stehend, die Errichtung eines Abattoirs (natürlich immer unter Namensnennung des betreffenden Maires), die Gründung eines Gefängnisses „mit Ventilation" für unendlich wichtiger und interessanter hält als eine der obigen Streitfragen. Auch in St. Ouen wurd' ich zu erheblichem Teile an diese Indifferenz erinnert.

Zweites Kapitel

Neuville

Eine halbe Meile von Dieppe, und zwar landeinwärts nach Südosten zu, begegnen wir dem großen Dorfe Neuville, dessen höhergelegene Punkte einen Blick gestatten auf das Meer. Dieses Dorf und seinen Kirchhof zu sehen, war es, was mich vorzugsweise nach Dieppe geführt hatte. Nicht der Aussicht, sondern eines frischen Grabes halber.

In der Mitte Dezember (Rouen war eben von den Unsern besetzt worden) hatt' ich in den deutschen Zeitungen etwa

Folgendes gefunden: „Gestern, am 8. d. M., haben wir Alexander Dumas, den Vater, im Dorfe Neuville begraben. Nie vergesse ich, wie ich mit meinen Kindern den steilen Bergpfad unter Schneegestöber hinaufschritt, um dem Geschiedenen die letzte Ehre zu erweisen. Unser Blick hielt Umschau. Naturgröße, Kriegsgefahr und das stille Ende dieses einst vielgefeierten Mannes erfüllten meine Seele mit vielfachen Gedanken. So erreichten wir die Kirche, die, während wir den Sarg umstanden, allmählich von der hervorbrechenden Sonne erleuchtet wurde. Nur wenige Personen waren zugegen: Dumas Sohn, die Damen der Familie, einige Bürger von Dieppe, Fischersleute, Bauerkinder. Wir trugen ihn aus der Kirche auf den Friedhof, senkten ihn ein und knieten nieder. Die Luft war still. Das Meer wallte ruhig. Wir weinten alle bitterlich, weniger um den Toten, als um das ganze Schicksal, das uns umgab." Dieser kurze, schmucklose Bericht hatte einen Eindruck auf mich gemacht. Ich wollte die Stelle sehn, wo man den Verfasser von 100 Stücken und 300 Romanbänden zur letzten Ruhe bestattet hatte.

Im Hôtel royal tat ich die nötigen Fragen. Es machte ersichtlich einen guten Eindruck, daß ich vorhatte, dem toten Dumas meine Huldigungen darzubringen; jeder beeilte sich, mir den Weg zu beschreiben. Ich passierte alsbald einen langgestreckten Faubourg, dann mutmaßlich dieselbe Schlucht, durch welche an jenem 8. Dezember der Verfasser des oben mitgeteilten Briefes hinaufgestiegen war, und machte zuletzt vor einem Kaffeehause Rast, das gegenüber von Kirche und Kirchhof gelegen war. Ein alter Blaukittel, der den Tisch mit mir teilte, erwies sich als stöckig und einsilbig; desto mitteilsamer war die Wirtin selbst, die, was Beredsamkeit angeht, ganz nach meinen Wünschen gewesen wäre, wenn sie nicht eine beständige Neigung gehabt hätte, die Dumasfrage fallen zu lassen und die Ulanenfrage statt dessen aufzu-

nehmen. Die Ulanen! Einer hatte das Pistol, ein andrer den Säbel gezogen, ein Dritter, durch das Fenster hindurch, mit der Lanze assistiert; aber alle waren sie furchtbar gewesen, an Haltung, an Blick, an Stimme. „Die zeugete kein sterblich Haus." Der alte Blaukittel schüttelte den Kopf und sog ärgerlich an seiner Tonpfeife. Diese Bekenntnisse weiblicher Schwäche kamen seiner Mannesseele sehr ungelegen.

Der Ulan herrschte vor, aber doch nicht so weit, daß das Haus Dumas daneben verschwunden wäre. Vielleicht mein Verdienst! Ich preßte den Gang der Unterhaltung immer wieder in diese Richtung hinein und hatte schließlich so viel erfahren wie nötig. Es lief etwa auf das Folgende hinaus: Der jüngere Dumas besitze ein schönes Landhaus in dem nahegelegenen Stranddorfe Le Puits; der Vater habe im Hause des Sohnes gelebt, dort sei er gestorben. Am 8. Dezember habe man von Le Puits her den Sarg in die Kirche von Neuville getragen, die Leiche eingesegnet, dann sie bestattet. Er sei ein sehr freundlicher alter Herr gewesen, von allen Menschen, insonderheit von seiner Familie sehr geliebt. Allwöchentlich komme der Sohn oder die Schwiegertochter, um sein Grab mit Blumen zu schmücken. „Erst gestern waren sie hier; sie brachten große Fliederbüsche. Ein Denkmal ist in Arbeit, das nächstens errichtet werden wird."

Dies war mir genug. Ich schritt nun auf den Kirchhof zu, unter dessen kreuz- und steingeschmückten Hügeln ich das neue Dumas-Grab unschwer herausfinden konnte. Es war alles provisorisch; selbst der grüne Rasen fehlte. Statt dessen erhob sich über der Grabstätte ein großer, aus Brettern zusammengenagelter, mit Schiffsteer angestrichener Kasten, auf dessen giebelartigem Dach die Fliederbüsche lagen, von denen mir die Wirtin eben erzählt hatte. In Front des Kastens, der, seiner Form nach, zwischen Sarg und Schuppen gerade die Mitte hielt, war eine ganze Reihe von Visitenkarten be-

festigt, die Freunde und Verehrer des alten Dumas hier bei seiner letzten Behausung abgegeben hatten. Die meisten dieser Karten, weil vom Teer durchzogen, waren nur noch bruchstückweise zu entziffern; nur eine, die vierte in der Reihe, war lesbar geblieben. Ihre Zeilen lauteten:

„Toi, que nous avons tant admiré sur la terre,
Ton beau nom grandira encore dans l'avenir;
Toi qui joignait l'esprit aux vertus d'un bon père
Nous garderons toujours ton tendre souvenir."

Also etwa:

„Du, den wir bewundert, jahraus, jahrein,
Dein Name wird wachsen mit den Jahren;
Du bester Vater, wir denken Dein
Und werden Dich freundlich im Herzen bewahren."

Einfache Worte, aber dadurch von einer gewissen menschlich-schönen Bedeutung, daß sie (wie auch die Bruchstücke der andern Reimverse) alle den bon père mehr betonten, als den „beau nom qui grandira dans l'avenir". Das Ganze ein neues glänzendes Beispiel dafür, wie wir mit unsren auf Hörensagen und vereinzelten Notizen aufgebauten Vorstellungen vielfach in die Irre gehen, auch dann noch, wenn diese Vorstellungen einer gewissen Allgemeinberechtigung nicht entbehren. Wer unter uns, der den ältern Dumas in seinem Luxus und seiner Massenproduktion, in dem ganzen genialen Leichtsinn seines Lebens und seines Schaffens von fern her beobachtet hat, wer unter uns, frag' ich, hätte den Gedanken hegen können, daß eben dieser Mann, von seiner Grabesstätte aus, vor allem als bon père zur Nachwelt sprechen würde?! Und zwar nicht in der sprichwörtlichen Lügenhaftigkeit des Leichensteins, sondern in aller Wahrheit.

Und noch ein Zweites war es, was sich mir an dieser Stelle aufdrängte: die nie genug gewürdigte Wahrnehmung, daß die Liebenswürdigkeit, wenn sie echt ist, über viele Un-

korrektheiten hinweghilft. Das bloß moralische Element verschwindet daneben. Und mit Recht! Denn die Liebenswürdigkeit, wenn sie eben mehr ist als eine gesellschaftliche façon de parler, wurzelt allemal in der Liebe selbst. Die Liebe aber ist gütig und demütig. Und was gütig und demütig ist, gefällt.

Ich nahm eine Karte und schrieb einen deutschen Vers darauf, um beides, Vers und Karte, unter die übrigen einzureihen. Aber ich besann mich wieder; — es gibt Zeiten, wo das Persönliche schweigen muß neben dem Nationalen. So zerriß ich die Karte und streute die Schnitzel in den Wind.

Ich gab nichts, aber ich nahm etwas: einen jener Fliederzweige, die von liebenden Händen hier niedergelegt waren.

Was aus solchen Händen kommt, ist immer geweiht und trägt einen Segen mit sich.

Drittes Kapitel

Le Puits

Meinen Rückweg nach Dieppe beschloß ich über Le Puits zu nehmen, um wie das Grab des älteren, so auch die Villa des jüngeren Dumas gesehen zu haben. Ich passierte wieder die große Dorfstraße, bog nach rechts ein und trat auf ein baumloses Plateau hinaus, zwischen dessen vereinzelten Ackerstreifen sich ein Feldweg hinschlängelte. Dieser Weg, so hieß es, werde mich nach Le Puits hineinführen. Le Puits wollte aber nicht kommen; ich sah nichts als nach links hin die Türme von Dieppe und weit vor mir das Meer, das seinen Nordwester über das Plateau schickte, so mächtig, daß mir zumute war, als ob ich stroman schwömme. Es hatte einen Zauber, diese Einsamkeit, dieser Kampf, und eh noch die Freude daran

in der aufsteigenden Besorgnis „sich verirrt zu haben" untergehen konnte, senkte sich bereits der Pfad, und ich schritt in ein Stranddorf hinab, das sich, in einer tiefen Schlucht versteckt (etwa wie ein im Villenstil erbautes Heringsdorf), bis unmittelbar an den Strand des Meeres zog. Hier schwieg der Nordwest, hier standen Nußbäume in vollem Grün, hier blühten Blumen; mitten in diesem halb unwirtbaren Küstenstrich eine windgeschützte Oase.

Ich wanderte die Schlucht hinunter, an einem halben Dutzend Chalets vorüber, von der Überzeugung erfüllt, die Villa, um die es sich für mich handelte, auch ohne Anfrage entdecken zu können. Denn, so sagt' ich mir, „wie der Mensch, so sein Haus". Vor einer lachenden Veranda, mit Rosenstöcken in der Front und Aprikosen an der Sonnenseite, blieb ich endlich stehen und fragte ein vorübergehendes Dorfmädchen: „Ist dies die Villa des Mr. Dumas?" Die Kleine schüttelte aber mit dem Kopf, zeigte nach Westen zu, die Höhe hinauf, und sagte: „Kommen Sie nur, ich werde Ihnen die Villa zeigen."

Also wieder mal getäuscht! Ich folgte ihr nun quer über die Dorfstraße, erst durch ein Gehöft, dann über ein Stück ansteigendes Gartenland, bis wir wieder auf jener windgefegten Höhe standen, von der ich eben gekommen war. Die Kleine wies jetzt nach einem einsam auf der Düne liegenden Backsteinbau hinüber, dessen drei Giebel hell in der Sonne funkelten: „Voilà la maison de Monsieur Dumas fils." Eh ich noch danken konnte, flog sie wieder den Abhang hinunter.

Meine Schritte führten mich nun auf die Villa zu, die eigentlich keine Villa war. Etwas entschieden Hausbacknes herrschte in ihr vor; man kann sagen, die ganze Anlage glänzte durch Abwesenheit alles idyllischen oder gar romantischen Apparats. Ein frischgestrichener Staketenzaun, Remisen und Stallgebäude, ein Reisewagen, an dem geputzt und gewaschen

wurde, eine Koppel Hunde — alles erinnerte mehr an das moderne Jagdschloß eines Industriellen als an die Behausung eines Schriftstellers und Poeten. Aus einzelnen der vielen Schornsteine stieg der Rauch auf; aber kein Baum gab Schatten, kein Strauch, keine Staude lehnte sich an die Giebelwand, alles kahl wie die Düne, drauf diese angebliche Villa stand. Nur Wind und Sonne und der Blick aufs Meer! Für viele ein Größtes und Beglückendstes, aber nicht für alle. Diese monotone Großartigkeit, die, in mir wenigstens, immer nur die Empfindung weckt von dem Nichtigen und Gleichgültigen der Einzelexistenz — sie lullt alles Streben ein mit der Frage: wozu? Doch ist dies Nervensache. Was den einen niederdrückt, erhebt den andern.

Ich stand nun an der Pforte, und einen Augenblick überkam mich die Lust, die Klingel zu ziehn. Nach allem, was ich in den letzten Stunden über den Charakter des Bewohners erfahren hatte, mußt' ich annehmen, daß ich es wagen dürfe. Aber die konversationellen Erwägungen gaben schließlich den Ausschlag, und — ich ließ es. Mit gutem Grund. Es ist nämlich doch ein Unterschied, unter welchen Umständen und in welcher Veranlassung man einer Zelebrität den Zwang auferlegt, eine Art Kauderwelschansprache anhören und beantworten zu sollen. In den Tagen meiner Gefangennahme, wo es sich um das immerhin Wertvollste, das man hat, ums Leben, gehandelt hatte, hatt' ich ein natürliches Recht gehabt, mich hören zu lassen und hatte von diesem Rechte den ausgiebigsten Gebrauch gemacht; — man spricht dann auch, gehoben durch die Situation und unbedrückt durch das Gefühl, ein bloßer Eindringling zu sein, besser als man je geglaubt hätte, daß man es könne. Kommt aber das Pressante der Situation in Wegfall, so leidet nicht bloß die Berechtigung, so leidet auch zugleich die Fähigkeit des Sprechens, und Satzbildungen, die im einen Fall, weil aus Herz und Seele

geboren, immer noch ein Interesse zu wecken imstande waren, sie werden nun, wo das innerliche Leben fehlt, zu einer bloßen Tortur und erzeugen lediglich den einen Wunsch: daß er doch erst wieder ginge! Daraufhin wollt' ich es nicht ankommen lassen. So ging ich denn schon vorher.

Und siehe da, ich sollte für dieses Entsagen schließlich doch noch belohnt werden, sollte meinen Zweck erreichen, ohne Pein gelitten oder verursacht zu haben!

Ich begann an den Rückzug zu denken und schritt, über die Düne hin, immer am Meere entlang, wieder auf Dieppe zu. Dann und wann war der Weg eingeschnitten und gestattete eine behagliche Rast; der Wind ging drüber hin. Als ich sechs-, achthundert Schritt gegangen sein mochte, stand ich nunmehr wieder in vollem Nordwest auf einem Vorsprung, an dem der Fahrweg unten vorüberführte. Die Villa Dumas zeigte sich von hier aus in voller Klarheit; ich nahm also mein Notizbuch, um, soweit die Kräfte reichten, eine Skizze des Hauses zu entwerfen. Eine Weißdornhecke gab mir spärlichen Schutz. Es war ein entzückender Moment. Unmittelbar hinter mir weideten die Schafe, die Glöckchen klangen; dann und wann kam der Hirt, mitunter auch sein Hund, und sahen zu, wie weit ich sei. Den Fahrweg unten passierte allerlei Gefährt; dann kamen Bettelkinder, denen ich Zwei-Sousstücke hinunterwarf. Ihr Laufen und Balgen unterhielt mich und den Schäfer dazu. Er lächelte, aber er sprach nicht.

So mocht' ich wohl eine halbe Stunde oder länger gesessen haben, als auf der andern Seite der Straße, wo ebenfalls ein Fußpfad hart am Abhange hinlief, ein unverkennbar distinguiertes Paar herankam, das, dem Wege nach, den es eingeschlagen, entweder geradeaus auf Le Puits, oder aber (ein wenig links sich haltend) auf die Villa Dumas zuschreiten mußte. Ich hatte meine Ahnungen. Sie waren kaum noch 50 Schritt von mir entfernt. Er ein stattlicher Herr, Offiziers-

haltung, einfach in Kleidung, sie, die Dame, elegant: ein schottisch-karierter Mantel über einem violettfarbenen Wollenkleid, kleine Füße, hohe Knöchelschuh, der Kopf in einer Kapuze; eine Haarsträhne hatte sich gelöst und flatterte im Winde. Jetzt waren sie mir vis-à-vis; er bog sich in flüchtiger Neugier nach rechts und ließ mich dadurch seine Züge, die ich bis dahin nur im Halbprofil gesehen hatte, deutlich en face erkennen. Es war der Sohn seines Vaters. Der unverkennbare Mohrentypus des Alten, dessen Bild ich so oft gesehen hatte, spiegelte sich auch in diesem Kopf, nur abgeschwächt. Das krause Haar, beim Vater noch wollartig, war geblieben.

Jetzt kam die Stelle, wo der Pfad drüben gabelte. Nun mußte sich's entscheiden, ob ich richtig prognostiziert hatte oder nicht. Ich war diesmal meiner Sache sicher. Richtig, sie bogen links ein und schritten auf die Villa zu. Ich folgte ihnen mit dem Auge, bis sie in der Tür des Mittelgiebels verschwanden.

Der Eindruck, den ich von dieser Begegnung gehabt hatte, war der angenehmste. Dies war kein blondlockiger Poet, der den Schein für das Wesen der Dinge nimmt, dies war der Mann, der bis in die Dunkeltiefen des Herzens blickt, seine Geheimnisse aufschließt, seine Verworrenheiten löst. Eine Aufgabe, nicht dankbar immer, vielleicht verwerflich, gewiß gefährlich; — es frommt nicht, der Gorgo ins Antlitz zu schauen oder die Rätsel der Sphinx zu lösen. Ein Letztes, Tiefstes, soll den verhüllenden Schleier tragen. Aber eines bleibt ewig wahr daneben: wer es dennoch wagt, trägt den Doppelstempel von Mut und Genie.

In solche Betrachtungen versunken, schritt ich auf Dieppe zu. Da lag es im Sonnenglanz; zu seiner Rechten brauste und schäumte das Meer.

* * *

Sedan

Erstes Kapitel

Mezières-Charleville

Gegen Mittag, nachdem ich von dem vorgeblichen „Mont Faidherbe" in den Schwan zurückgekehrt war, verließ ich St. Quentin, um die Weiterreise nach Sedan anzutreten. Die Eisenbahn, wie schon in der Kürze hervorgehoben, durchschneidet das Angriffsfeld der 16. Division und gab mir noch Gelegenheit, einen Blick auf die unmittelbar nach rechts hin, zwischen Bahn und Somme-Niederung, gelegenen Dörfer Grugies und Castres, die Hauptschauplätze unseres Kampfes gegen das 23. Korps, zu werfen. Das Terrain erwies sich dem der Westhälfte des Schlachtfeldes sehr ähnlich: flach, ein wenig wellig, hier und dort von einem Wasserlauf quer durchzogen, aber kein Wald.

Der Weg ging über Tergnier und Laon zunächst bis Reims, wo ein dreistündiger Aufenthalt gerade ausreichte, um den mir liebgewordenen Plätzen: der Kathedrale und dem Lion d'or, besonders dem letzteren einen herzlichen Besuch zu machen.

Um 6 saß ich wieder im Kupee, dessen Insassen auf der kurzen Strecke bis Rethel mehrfach wechselten. Die erste halbe Stunde waren es junge Fähnriche und Avantageurs vom

Mecklenburgischen Dragonerregiment, die mir mit ihrem Geplauder die Zeit vertrieben. Sie faßten ihr Urteil über die französische Nation in den Kernspruch zusammen „alles Bande", der jüngste (kaum 17) mit kavalleristischer Energie hinzufügend: „Man muß ihnen den Daumen aufs Auge drücken." Es schien mir nutzlos, diesen oder jenen Zweifel zu äußern; so schieden wir als gute Freunde.

An ihrer Stelle erschien jetzt ein junger Jägeroffizier, den mir die scherzhaften Reisegötter sandten, um die Lehre vom Kontrast unmittelbar zu demonstrieren. Er war nämlich in allem der Gegenpart des eben abgetretenen Dragonerdetachements und gehörte in die seinerzeit so weit verzweigte Familie der Gallomanen. Er war ganz und gar Enthusiast, Franzosenschwärmer. „Ich darf sagen, mit allen Familien, in deren Mitte ich länger als acht Tage gelebt habe, habe ich Freundschaft geschlossen. Unter Tränen bin ich von meinen letzten Quartiergebern (er kam aus der Normandie) geschieden; mit mehreren meiner früheren Wirte stehe ich in Korrespondenz. Ich bin nun neun Monate in Frankreich, und noch bin ich keiner einzigen Unhöflichkeit begegnet, wohl aber Zartheiten und Aufmerksamkeiten aller Art." Ich nickte ihm zu und sagte dann lachend: „Es wäre mir interessant, einem Landsmanne zu begegnen, der denn doch noch erheblich über das hinauszugehen scheine, was ich gelegentlich auszusprechen mich unterfinge", eine Äußerung, an die ich zugleich die Anempfehlung knüpfte, daheim etwas vorsichtiger operieren zu wollen. „Glauben Sie mir," so schloß ich, „man will dergleichen nicht hören; und — vielleicht hat man recht. Es gibt Zeiten, hart zu sagen, in denen auch strikte Gerechtigkeit zu einem Fehler werden kann. Der Deutsche war zu allen Zeiten nur allzu geneigt, in diesen Fehler zu verfallen. ‚Sei nicht allzu gerecht, mein Volk' — durfte schon Klopstock mahnen."

Ich muß übrigens an dieser Stelle bemerken, daß Äußerungen, wie sie der junge Jägeroffizier mir machte, zumal, wenn ich sie ihrer Ausschließlichkeit und Unbedingtheit entkleide (worin sie allerdings als ein Unikum dastehen), keineswegs absolut vereinzelt zu meiner Kenntnis gekommen sind. Der alte, ewig wahre Satz, daß jeder die äußere Welt, ja Gott selbst, nach seinem eigenen Ich sich auferbaut, bewahrheitete sich auch hier wieder; wer selber harmlos war, dem trat auch die Haltung des Feindes mehr oder weniger harmlos entgegen, teils weil ihm, seiner Natur nach, die Dinge in rosigem Lichte erschienen, teils weil sein Vertrauen und sein Entgegenkommen — wie viele Tausende von Ausnahmen auch verzeichnet sein mögen — eine entwaffnende Kraft übten. Im allgemeinen darf ich sagen, daß ich bei älteren, ruhiger gewordenen und höher gestellten Offizieren, zumal wenn sie der französischen Sprache leidlich mächtig waren, eine Bausch- und Bogenverurteilung der französischen Nation nicht begegnet bin. Ich komme noch in einem der nächsten Kapitel auf diesen wichtigen Punkt zurück. An dieser Stelle nur noch soviel, daß selbstverständlich zufällige lokale Verhältnisse Ausnahmen schufen und mit Recht zu einer Gesamtverurteilung führten, an der hoch und niedrig, alt und jung gleichmäßig teilnahmen. So beispielsweise in St. Denis. St. Denis, wie seinerzeit in den betreffenden Kapiteln hervorgehoben, war ein wüstes, freches, in den Fußstapfen der Kommune wandelndes Vorstadtnest; hier nun, in beständiger Berührung mit dem Abhub selbst oder aber mit denen, die ihm dienten und gehorchten, mußte sich notwendig eine tiefe Verachtung gegen das ausbilden, was sich als französisches Wesen gerierte. Aber wenn schon von Paris gesagt worden ist, „es sei nicht Frankreich", so galt dies doppelt und dreifach von St. Denis.

Von Rethel bis Sedan waren noch sechs oder acht Meilen; ich glaubte sicher die berühmte Geburtsstadt Turennes (ihres

modernen, freilich auf Kosten Frankreichs erzielten Ruhmes ganz zu geschweigen) noch erreichen zu können, mußte mich aber eines andern überzeugen, als es plötzlich hieß: „Station Mohon; alles aussteigen!“ Flüchtige Erkundigungen ließen mich erfahren, daß die nur notdürftig wiederhergestellten Maasbrücken die größte Vorsicht erheischten, vor allem aber eine Abend- oder Nachtfahrt nicht gestatteten. Gut denn, Mohon! Sprich Mõn.

Es mochte 9 Uhr sein. Ich hielt Umschau nach einem Bahnhofshotel, entdeckte aber nichts als einen geteerten Güterschuppen und schloß mich endlich einer Gruppe von Personen an, die auf zwei seitab haltende Omnibusse zuschritten. Diese schienen konkurrierende Mächte, die Kutscher schrien, fluchten und fuchtelten, bis endlich der größere der beiden Wagen gefüllt war und davonfuhr. Es verblieben nur noch zwei Personen, ein junger Franzos und ich, die wir nun ohne weiteres in den zweiten Omnibus hineinkrochen. Ich hatte nicht die geringste Ahnung, wohin es ging. Wo lag Mohon? War es ein Dorf oder eine Stadt? Oder fuhren wir doch noch auf Sedan zu? Dies letztere, nachdem wir schon 10 Minuten auf einer Pappelchaussee hinrollten, schien mir das Wahrscheinlichste.

Ich wollte mich eben mit der Bitte um Aufschluß an mein Visavis wenden, als dieser mir mit der freilich auf einem andern Gebiete liegenden Frage: „Vous êtes Allemand?“ zuvorkam. Ich erwiderte „Prussien“, wiewohl ich seine gute Absicht erkannte und im voraus wußte, daß meine Umwandlung des „Deutsch“ in „Preußisch“gleichbedeutend sein würde mit Stillbegräbnis jeder weitern Konversation. Denn die Franzosen machten, wie sich alle meine Landsleute sehr wohl erinnern werden, zwischen jenen zwei Wörtern einen scharfen Unterschied, betrachteten nur den „prussien“ als einen durch und durch verabscheuenswerten Gegenstand und transponierten den „Preußen“ von Höflichkeits wegen jedesmal in einen

„Deutschen", wenn jener, aus dem einen oder andern Grunde, ihnen ein flüchtiges Interesse oder Teilnahme oder Nachsicht eingeflößt hatte. Diese Sorglichkeit, diese feine Unterscheidung, wo eigentlich nichts zu unterscheiden war, erinnerte mich immer an die Frau eines mir befreundeten Kreuzzeitungsredakteurs, eine heitere Dame, die, wenn sie bei Tisch von ihrem Nachbarherrn gefragt wurde: „An welcher Zeitung arbeitet Ihr Herr Gemahl?" jedesmal antwortete: „An der Neuen Preußischen Zeitung". „An der Kreuzzeitung?" fuhr dann der entsetzte Frager auf. „Ja, an der Kreuzzeitung; — ich habe mich indessen daran gewöhnt, immer erst die mildere Dosis zu geben."

Unser Omnibus rollte weiter. Die Pappeln schienen kein Ende nehmen zu wollen, endlich ein Tor, eine Brücke, ein Wall, eine Straße; wieder ein Brückentor; nochmals; und jetzt, als wir eben die dritte Brücke passiert hatten, eine zerstörte Stadt — wie ein Quaderchaos lag es rechts und links; nun wieder Tor und Fluß und Brücke, dann eine Lindenavenue, ein malerischer von vielen hundert Lichtern erleuchteter Platz, eine Seitenstraße, und — der Omnibus hielt.

In dem Hausflur (rechts flackerte ein großes Küchenfeuer) trat mir ein krausköpfiger, behäbiger Herr entgegen, der einen guten Eindruck machte. „Kann ich ein kleines Zimmer haben?" „O, selbst ein großes"; — damit geleitete man mich treppauf und führte mich in ein Zimmer von ganz unverhältnismäßiger Tiefe, das an seiner Schmalseite zwar nur zwei Fenster hatte, an seinen fensterlosen Längsseiten aber deren sechs hätte haben können.

„Wo bin ich hier?" fragt' ich den Hausknecht, dessen franktireurhafte Allüren mir das Bild „Anatoles von St. Quentin" sofort wieder vor die Seele führten.

„Im Hotel de Commerce."

„Und der Name der Stadt?"

„Charleville."

Ich nickte, als ob ich ihm ausdrücken wollte: „Ah, dies also ist Charleville, jener herrliche Ort, von dem ich seit Kindesbeinen an gehört habe. Wie bin ich glücklich, seine Bekanntschaft zu machen"; — in Wahrheit aber war ich gerade so klug wie zuvor. Das Beste mußte noch kommen.

Kaum war ich allein, so begann ich meine Spezialkarte aufzuschlagen, mit deren Studium ich mich, wie mit dem des Kursbuches, immer nur im äußersten Notfall beschäftige. Nun wurd' es Tag. Da lag Rethel, da Mohon, und hier, keine Drittelmeile nach Norden zu, Charleville — die Festung aber, deren vier Flußarme ich auf ebensovielen Brücken passiert hatte, war das vielgenannte Mezières, das in der Silvesternacht unter dem Donner und Blitz des wie ein Gewitter an der französisch-belgischen Grenze entlang ziehenden Kameke in seinem Kernstück in Trümmer gelegt worden war. Der Reisezufall hatte mir hier noch eine Sehenswürdigkeit erschlossen, deren Besichtigung außerhalb meines Programms lag.

Ich war nun insoweit zufrieden, als ich wußte, wo ich war; aber bei aller Genugtuung, die mir dies Wissen einflößte, war ich im übrigen wenig beruhigt, wenn ich in dem glänzenden Zimmer Umschau hielt, das mir die splendide Laune des Wirtes angewiesen hatte. War es splendide Laune? War es nichts anderes? Dieser halb lichtlose Saalbau, in dem gespielt und getanzt, in dem aber auch gefoltert und hingerichtet sein konnte (nicht nur das Haupt Maria Stuarts fiel in einem Zimmer), fing an, je mehr ich in seine Geheimnisse eindrang, mir immer unheimlich rätselvoller zu werden. An beiden Längsseiten hin befanden sich Tapetentüren, die in kleine hakenreiche Nischen und Rezesse führten, hölzerne Haken, eiserne Haken, die vielleicht zum Aufhängen von Pelzen und Mänteln, jedenfalls aber zum Aufhängen gedient hatten. Diese Nischen hatten noch wieder allerlei Verschläge, Bretterschirme, deren

Bestimmung kaum geahnt werden konnte, während nach oben zu, schornsteinartig, mannsbreite Kanäle aufstiegen, die vielleicht unter dem Dach, vielleicht erst jenseits desselben mündeten. So viel mußte auch für die vertrauensseligste Anschauung bestehen bleiben, daß das Unheil hier aus wenigstens zwölf Löchern und Kanälen über den harmlosen Wanderer hereinbrechen konnte. Die einzige Beruhigung gewährte das gute Gesicht des Wirtes, der mich empfangen hatte, aber, traurig zu sagen, nichts ist trügerischer als das Menschenantlitz.

Ich traf also, nach dem Spruche: besser bewahrt als beklagt, meine Vorsichtsmaßregeln, schob die Fauteuils vor die Tapetentüren, packte Rohrstühle in so künstlicher Balancierung auf eben diese Fauteuils, daß sie bei der geringsten Berührung mit Gekrach in die Stube stürzen mußten, legte die bekannte Ledertasche in Kleinschinken-Format handrecht auf den Nachttisch und überließ nunmehr, nachdem ich auf diese Weise in eminentem Grade „das Meine getan", alles andere der vorgeschriebenen historischen Entwicklung.

Sie blieb aus. Ich trug lächelnd und beschämt am andern Morgen die kunstvoll errichteten Bauten, die zwischen Barrikade und Selbstschuß glücklich vermittelten, wieder ab, fragte unten „nach der Schuldigkeit", die sich (St. Denis und Amiens lagen hinter mir) auf ein Minimum belief, und schritt zu Fuß auf Mohon zu, um von dort aus meine tags zuvor unterbrochene Fahrt nach Sedan zu Ende zu führen.

Zweites Kapitel

Ein Ritt

„Können Sie reiten?"
„Nein, Herr Oberst."

„Desto besser, so werden Sie nicht stallmeistern. Also auf Wiedersehen, 4 Uhr."

So schieden wir nach eingenommenem Dejeuner. Der Oberst (dieser kurze Vermerk möge genügen) war eine Sedan-Autorität; Briefe, von Amiens her, hatten mich an ihn empfohlen.

Vier Uhr kam. Ich war zur Stelle. Auf dem rumpligen, bergan steigenden Zitadellhofe harrten unsrer drei Pferde. Der Oberst warf sich in den Sattel. „Nehmen Sie den Falben," rief er mir zu, „er geht wie ein Lamm. Nein, nehmen Sie doch lieber den Fuchs." Dieses „Nein" sei dreimal gesegnet, denn als im nächsten Augenblick ein junger sächsischer Offizier (der dritte von der Partie) den Falben unter sich hatte, bäumte dieser auf und tanzte auf den Hinterbeinen umher wie irgendein „Soliman" im Zirkus. Da ich nun alles bin, nur kein Renz, so weiß ich nicht, wie ich über diesen Anfang hingekommen wäre. Er hätte wahrscheinlich auch das Ende in seinem Schoße geborgen.

Mit meinem Fuchs ließ sich reden, was ich buchstäblich in ausgiebigster Weise tat. Ich glaubte es damals noch durch Schmeichelworte zwingen zu können. Die beiden Herren nahmen mich in ihre Mitte, ein Ulan folgte; so ging es aus dem Zitadellhofe hinaus, einen schmalen, wenig betretenen Pfad entlang, der nach rechts hin eine ziemlich steile Berglehne, nach links hin ein steil abfallendes Tal hatte. Drunten die Maas. Das landschaftliche Bild — am Horizont hin der Waldkranz der Ardennen — war entzückend; ich konnte mich der Freude darüber aber nur sehr unvollkommen hingeben, da die Unterredungen mit meinem Fuchs, der voll unbegreiflicher Neugier durchaus in die Tiefe links hinabsehen wollte, bereits anfingen, einen immer dringlicheren Charakter anzunehmen. Den Obersten hab' ich in Verdacht, daß er diesen intimen Privatgesprächen, die sich in den allgemeinen Gang

der Unterhaltung einmischten, mit wachsender Befriedigung lauschte. Im übrigen hielt ich mich tapfer genug; noch hatt' ich Aug und Ohr für das große Allgemeine, noch lag der Verzweiflungsgriff in die Mähne im dunklen Schoß der Zukunft; noch war mir das Schlachtfeld kein leerer Wahn.

An einer hohen Stelle hielten wir ein paar Minuten; Floing lag unter uns; drüben, in halber Höhe des jenseits ansteigenden Bergkranzes, blitzten die weißen Häuser von St. Menges. Das Schlachtfeld unsres linken Flügels, das Aktionsfeld des 11. und 5. Korps breitete sich vor uns aus.

Ich suchte mir das Bild einzuprägen. So vom Sattel herab, die Karte in der Hand — ein Strategentraum flog über meine Seele. Der Fuchs aber dachte: laß ihn; es wird sich finden.

Ein unter Spezialkarten großgezogener Generalstäbler, der sich mit Hilfe genauester Pläne ein Schlachtfeld so sicher aufbaut, wie ein Musiker, wenn er die Partitur liest, die ganze Oper auf sich hereinbrausen fühlt, ein solcher Generalstabsoffizier, sag' ich, mag, wenn er daheim von Sedan las, diese für alle Zeit berühmt gewordene Lokalität klar und plastisch und *richtig* vor seiner Seele gehabt haben. Der gewöhnliche Sterbliche aber, der, im wesentlichen auf seinen Zeitungsbericht und seinen Stielerschen Atlas angewiesen (nur wenige erheben sich bis zu Reymann, der übrigens *auch* nicht hilft), den 1. September zu begreifen getrachtet hat, wird sich, gleich mir, von der Lokalität von Sedan höchstwahrscheinlich eine ziemlich irrtümliche Vorstellung gemacht haben.

Wie war diese Vorstellung? Wenn es gestattet ist, auf einen neuerdings, namentlich bei Baulichkeitsbeschreibungen vielfach gebrauchten Vergleich zurückzukommen, so erschien mir, eh ich sie kannte, die Gesamtlokalität von Sedan einfach in Gestalt einer *Tortenform*, in deren Mitte, in und bei der Stadt, die Franzosen standen, während die Deutschen auf dem

Rande dieser Form erschienen. Diese begannen nun von allen Seiten her auf den unten in Massen stehenden Feind ein konzentrisches Feuer zu richten, dem sich dieser, als auch die Festung selbst keinen Schutz mehr gegen enorme Verluste gewährte, nur durch Waffenstreckung entziehen konnte. So wurden 130 000 Mann gefangengenommen.

Diese Vorstellung, die wohl Hunderttausende mit mir geteilt haben mögen, ist auch keineswegs *absolut* unrichtig. Sie ist nur amendementsbedürftig. Nicht der Hergang, wohl aber die *Lokalität* war um einiges komplizierter.

Um diese letztere klarzumachen, muß die Tortenform zum zweiten Male in den Dienst plastischer Lokalbeschreibung treten. Sehen wir, wie? Der mit Küchenapparaten und Backgerätschaften auch nur oberflächlich Vertraute wird wissen, daß die Tortenform, ohne an ihrer Simplizität erhebliche Einbuße zu leiden, in allerhand Spielarten, ein Kuchenenthusiast könnte sagen in allerhand poetischen Versionen vorkommt, unter denen eine sich dadurch auszeichnet, daß aus dem Mittelpunkte der Vertiefung eine Art Bergkegel auftaucht, der nach phantastischer Klempnerlaune mal dicker, mal dünner, mal zugespitzt, mal plateauartig, mal in einfacher Rundung, mal in senkrecht gestellten Wellenlinien in die Erscheinung tritt. *Hier* haben wir die Sedan-Lokalität, wie sie leibt und lebt. Auf diesem aus dem Mittelpunkte der Vertiefung auftauchenden, alle jene Formationen grotesk in sich vereinigenden Bergkegel, an dessen Fuße Sedan selbst gelegen ist, standen die Franzosen, die gegen den weitgespannten Tortenrand hin, ja bis auf diesen hinauf, einzelne Divisionen vorgeschoben hatten. Als diese vorgeschobenen Divisionen an vier Stellen:

bei Lamécourt durch die Sachsen,
bei Villers Cernay durch die Garden,
bei St. Menges durch das 11. und
bei Fleigneux durch das 5. Korps,

zurückgeworfen und die Höhen des äußeren Bogens von unseren Artilleriemassen besetzt worden waren, begann nun zunächst das Feuer, dann der Angriff auf den in der Mitte gelegenen Bergkegel, der, jenen vier genannten Außenpunkten entsprechend, ebenso viele Innenpunkte hatte, an deren Festhalten oder Verlust das Schicksal des Tages hing. Unter unausgesetztem Feuer der Batterien drangen die Unsren von der Peripherie gegen das Zentrum oder (um im Bilde zu bleiben) von dem Tortenrande aus gegen die vier Punkte des Tortenkegels vor.

Die Sachsen nahmen Lamoncelle-Daigny,
die Garden nahmen Givonne,
das 11. Korps nahm Floing,
das 5. Korps nahm Illy.

Der Kegel war nun unser, wir hatten ihn erstiegen und drängten die Massen des Feindes über das kleine Plateau weg in die am Südabhange des Kegels gelegene Festung (Sedan) hinein. Hier saß er wie in einer Mausefalle. An Zahl, an Stellung, an Geschützen ihm überlegen, waren wir seiner sicher. Er kapitulierte.

Die Erdfestung in der Mitte des Kessels, die an und für sich eine vorzügliche Defensivopposition war, war unserer höheren Strategie, der zugleich unsere höheren Zahlen dienten, erlegen.

Dies letztere ist nicht zu übersehen.

Sedan ist die herrlichste Schlacht, die in neuerer Zeit geschlagen worden ist; selbst das Auge eines Laien entzückt sich an der Sicherheit der Bewegungen, an dem poetischen Schwunge der Linien; aber superiore materielle Kräfte mußten doch auch gleichzeitig dem superioren Gedanken zu Diensten sein, sonst scheiterte er trotz alledem. Dies tut der Bewunderung keinen Abbruch. Der große Feldherr, der diese Schlacht im Geiste aufbaute, wußte eben genau, mit welchen Faktoren er rechnen

durfte; immer deckte sich bei ihm das Gewollte mit den Mitteln dazu, und bei andern Mitteln würde eben das Gewollte ein ganz anderes gewesen sein. Andre Kombinationen würden an die Stelle getreten sein, deren Resultat äußerlich vielleicht ein minder glänzendes, deren strategischer Kalkül aber von gleicher Bedeutung gewesen wäre.

Den aus der Mitte der Mulde aufragenden Kegel, die Erdfestung, die den Kern der französischen Aufstellung bildete, zu umzirkeln, war der Zweck unsres Rittes. Führten wir diese Absicht völlig durch, so mußten wir sämtliche Punkte berühren, um die am 1. September so heiß gekämpft worden war: Floing, Illy, Givonne, Daigny, Lamoncelle; wir beschrieben indes, was gleich hier gesagt sein mag, einen engeren Bogen und ließen das letztgenannte (Lamoncelle) unberührt. Wir durften es. Es war nichts verloren daran. Schon bei Givonne ließ sich der östliche Abhang der Erdfestung sehr wohl überblicken, sein Charakter erkennen.

Ich kehre nun zu unsrer Kavalkade zurück.

Floing lag hinter uns. Der gleichnamige Bach durchschäumte es, malerische Steinbrücken hielten Verkehr zwischen hüben und drüben, halbnackte Kinder (die Nachmittagssonne brannte heiß) spielten am Ufer; nichts mahnte an die heißen Kämpfe, deren Zeuge diese am Bach hin gelegene Häuserreihe gewesen war. Ich konnte mich aller dieser Dinge nicht ganz, aber doch in leidlicher Ungetrübtheit freuen, da die Beziehungen zwischen mir und meinem Fuchs in den letzten Minuten wieder besser geworden waren. Wenn Entgegenkommen ein Verdienst ist, so darf ich sagen, es war mein Verdienst. Zu gleicher Zeit ließ ich es an Vorsicht nicht fehlen. Ich hatte eine allgemeine, mehr aus Erzählungen als aus Erfahrung geschöpfte Vorstellung davon, daß drei Dinge die geschworenen Feinde des in den Sattel gehobenen Nichtzentauren sind: das alte Weib, die Vogelscheuche und der

Dorfspitz. Das war eins. Ich wußte aber auch (und das war mehr), daß die eigentliche Gefahr, die jene drei mit sich zu führen pflegen, immer erst dann beginnt, wenn es ihnen glückt, absolut als Überraschung aufzutreten. Dem sucht' ich mich zu entziehen, und mit einem wahren „Coup d'œil de l'aigle" beständig das Terrain überblickend, ritt ich in jede Situation in einem gewissen geharnischten Zustand ein.

So trabten wir leise bergan auf Illy und gleich darauf auf den vielgenannten Wald von Garenne zu, der sehr ähnlich wie der Swiepwald im Jahre 66 der Schauplatz eines wütenden Durcheinander, vor allem auch einer Kanonade, die weder Freund noch Feind[1]) schonte, gewesen war, und siehe da, die grade Linie, die ich mit dem Obersten und dem jungen sächsischen Offizier hielt, ließ eben die eitle Vorstellung in mir aufsteigen, daß ich vielleicht, weit über mein eignes bescheidenes Dafürhalten hinaus, ein kavalleristisches Talent, ein nachgeborner nordwärts verschlagener Parther sei, als ich — wahrscheinlich in diesem Gefühl zu einer unvorsichtigen Hackenbewegung hingerissen — plötzlich die allerjüngsten Ruhmesträume von mir abfallen und den Fuchs in eine schärfere Gangart sich setzen fühlte. Unglaublich zu sagen, „ich nahm die tête". An Waldlichtungen, an einem zerschossenen Forsthause, an einem Wiesenacker, drauf Pferde grasten, ging es in immer gleichmäßig gesteigerter pace vorüber; die flüchtige Hoffnung, daß das laute Wiehern einiger Koppelpferde die Situation ändern, meinem Fuchse ein freundschaftliches Halt gebieten würde, mußt' ich in dem Augenblicke der Geburt

[1]) Ein höherer Offizier erzählte mir: Das Feuer war so furchtbar, daß Freund und Feind, in buntem Durcheinander, hinter den dicksten Stämmen Queue machten, um sich einigermaßen zu schützen. Der allgemein menschliche Erhaltungsinstinkt siegte über den nationalen Antagonismus. — „La Garenne" (Kaninchengehege oder Kaninchenberg) ist ein einzelnes Haus, das den nach Norden hin vorgelegenen Waldpartien den Namen gegeben hat.

auch wieder begraben. Im Gegenteil, es wirkte nur wie Feuerschwamm oder Erbsenblase. Mein Cachenez löste sich und ging ins Weite, den Hut sucht' ich durch energischen Ruck nach vorn vor einer ähnlichen Katastrophe zu bewahren, aber je tiefer ich ihn zog, desto höher gingen die Beinkleider hinauf. Der rechte Flügel hatte schon Kniehöhe. Wohin sollte das führen? Ich versuchte durch eine Linksdrehung des Kopfes einen Hilfeblick nach rückwärts zu senden; aber schon hatten sich beide Herren in Galopp gesetzt, überholten mich und schnitten dem Fuchs die Marschlinie ab, die er so energisch betreten hatte. In der Rechten des Ulanen wehte das wieder eingefangene Cachenez.

„Sie lassen ihm zu viel Willen", rief der Oberst. „Scharf anfassen. Wenn Sie ihm noch fünf Minuten nachgeben, so jagt er mit Ihnen bis in den Zitadellhof hinein. Er kennt die Stege und Wege. Werfen Sie ihn links 'rum. Wir müssen wenigstens bis Givonne."

Es ist bekannt, welcher Zauber in einem guten Kommando steckt. Außerdem hatt' ich ein klares Einsehen davon, daß hier nicht viel mehr zu schädigen war. Was falsche Milde verdorben hatte, konnte falsche Strenge kaum noch schlimmer machen. Ich zerrte also mit der ganzen Heftigkeit eines gereizten, weil unfähigen Pädagogen den Fuchs nach links in eine Seitenchaussee hinein, die uns, in unmittelbarer Nähe von Givonne, an den östlichen Abhang dieser kleinen Erdfestung führte. Sie macht an dieser Stelle den Eindruck völliger Uneinnehmbarkeit: ein tiefer, steil abfallender Grund legt sich vor und spottet jeder Annäherung. Die Positionen, die hier, namentlich mehr nach Süden zu, von den Sachsen dennoch genommen wurden, müssen minder natürliche Hindernisse geboten haben als speziell diese Stelle, an der wir hielten.

Nun wieder zurück auf die große Straße, die uns mitten über das hier und dort eingesattelte, nach Süden zu sich etwas

neigende Plateau hin in etwa viertelstündigem Ritt auf die Stadt zuführte. Rechts und links in den Einsattlungen waren deutlich die Stellen sichtbar, wo die Reservemassen der französischen Armee, übrigens wie alle andren einem infernalen Feuer preisgegeben, gelagert hatten. Eh' ich noch in diesem Wirrwarr von Punkten mich zurechtfinden konnte, ritten wir schon in eine der weit vorgeschobenen Vorstädte ein.

Die Pferde, die bis dahin getrabt hatten, fielen wie von selbst in Schritt; an einem öffentlichen Brunnen, aus dessen sechs Röhren die dünnen Wasserstrahlen in ein großes Rundbassin fielen, standen sächsische Soldaten, einige mit Waschen und Spülen beschäftigt. Der Oberst sah hinüber, neigte sich mir verbindlich zu und sagte dann: „Sie ziehen es vielleicht vor, den Ritt durch die Stadt zu vermeiden. Es ist heute Markttag, die Straßen sind unruhig ..."

Wie mir das klang! Ich hatte ein Gefühl wie jemand, dem ein Backzahn mit drei Wurzeln ausgezogen werden soll, und dem der Zahnarzt im letzten Moment erklärt: wir wollen lieber plombieren. „Herr Oberst," sagte ich mit rasch wiedergewonnener Fassung, „Sie haben in meiner Seele gelesen. Wie ich Ihnen für diesen Ritt immer zu Dank verpflichtet bleibe, so namentlich auch für diese Abkürzung."

Zwei Sachsen nahmen nun unsre Pferde; der junge Offizier und der Ulan ritten auf die Stadt zu. Wir folgten zu Fuß.

Seliges Gefühl.

Aber die Fähigkeit, dieses Wechsels froh zu werden, war nur noch eine begrenzte. Auch das einzig Fehlende, was mir dieser Krieg noch schuldig war, ich hatt' es jetzt, und zu Kriegsgefangenschaft und drohender Füsillade gesellte sich als drittes und letztes — die ehrenvolle Narbe.

* * *

Drittes Kapitel

Die Höhe von Donchery

Früh nachmittags war ich wieder in Sedan. Was machen mit diesem „angebrochenen Tag"? Ich tat das Beste, was man, sobald diese Frage überhaupt auftaucht, tun kann: ich warf mich aufs Bett und schlief. Man sollte im Leben, ganz besonders aber auf Reisen, viel häufiger davon Gebrauch machen, als es geschieht. Warum unterbleibt es? Weil die wenigsten unter uns mit dem Philistrismus vollständig gebrochen haben und immer neunhundertneunundneunzig unter tausend wie eine ewige Kükeneierschale die Vorstellung mit sich herumtragen, daß man um zehn oder elf zu Bette gehen und um sechs oder sieben aufstehen müsse. Wenige haben den Mut zu essen, wenn sie hungern, noch wenigere den Mut zu schlafen, wenn sie müde sind. Alle haben wir eine Neigung, uns zum Sklaven der Stunde und der Überlieferung zu machen. „Und die Gewohnheit nennt er seine Amme." Wer sich nicht fügt, ist ein Neuerer, ein Libertin, im günstigsten Fall ein sonderbarer Kauz. Und doch ist er eigentlich nur ein vernünftiger Mensch. „Schlaf, du beste Mahlzeit bei des Lebens Fest!" Wer was leisten will, muß einen gesammelten Vorrat von Kraft haben.

Ich schlief also, ja wäre nicht die Essensstunde gekommen, die mich traumhaft erscheinen und wieder schwinden sah, ich hätte „durchgeschlafen" bis an den nächsten Tag.

Dieser sah mich ausnahmsweise früh am Fenster. Schon um 9 Uhr hatte ich die Stadt im Rücken und schritt die große Straße entlang, die westwärts nach Mezières führt, auf die drei Punkte zu, die mir in Sedan noch zu sehen übrigblieben, auf: die Höhe von Donchery, den „Four à chaux" und Schloß Bellevue.

Bis Donchery ist eine Stunde. Genau halben Wegs, bei einem Wirtshause, dessen ausgehängtes Schild einen krähenden Hahn mit der Unterschrift: „Au Coq gaulois“ zeigt, ist ein Gabelpunkt, und während die Straße nach Donchery gradaus weiterläuft, zweigt eine Seitenstraße links nach dem Dorfe Fresnois, eine andre Seitenstraße (ein bloßer Feld- und Parkweg) rechts nach dem Schlosse Bellevue ab. Alles auf engstem Raum beieinander; fünfhundert Schritt, tausend Schritt, die höchste Entfernung eine Viertelmeile.

Der „Coq gaulois“ ist zweistöckig. Außer seinem Schilde trägt er noch eine Inschrift an der Front des Hauses hin: „Mesmer, Bourgerie, vend à boire et à manger.“ Es war heiß, staubig, die Kehle trocken; so überschritt ich denn die Schwelle, um einen Trunk zu tun und auf die harmloseste Weise in eine Beziehung zu dem „Mesmerismus“ dieses Hauses zu treten. Ich fand den üblichen Inhalt einer Gaststube: eine Wirtin, einen Spitz, zwei Fuhrleute, und bat, durch einen raschen Blick auf zwei halbausgetrunkene Gläser über das Bier, das hier verzapft wurde, vollständig aufgeklärt, um Absinth und Wasser. Beides kam; mit ihm ein „Wirtins Töchterlein“, das bis dahin unschuldig mit dem Spitz gespielt hatte, und präsentierte mir anscheinend ein Spiel Karten. Ich erschrak bei dem Gedanken, hier in meinen älteren Tagen noch als Opfer des Kümmelblättchens fallen zu sollen; die Situation klärte sich aber bald dahin auf, daß das vermutete Spiel Karten ein Paket Photographien war: die Höhe von Donchery, Donchery selbst, das Kalkbrennerhaus, Schloß Bellevue. Sie waren sämtlich sehr schlecht, und wiewohl alles, um das es sich dabei handelte, originaliter vor der Tür des Hauses lag, so war doch nichts nach der Natur, sondern alles nach schlechten Zeichnungen angefertigt. Aber was war zu machen? Editha ließ die Augen rollen und retuschierte dadurch so erheblich, daß ich für zwei Blätter meine zwei Franken bezahlte, schließlich

froh, nicht noch zu einem höheren Agio für den Absinth herangezogen zu sein. Ich fragte nun nach der Doncheryhöhe, erfuhr, daß ich mich erst links, dann rechts halten müsse, vor allem aber, daß ich, wie zu einem natürlichen Ausgangspunkte aller Herrlichkeit, immer wieder in den „Coq gaulois" zurückkehren müsse, wenn ich die beiden andern Sehenswürdigkeiten: das Kalkbrennerhaus und Schloß Bellevue, besuchen wolle.

So schied ich denn und schritt links einbiegend auf die Höhe zu.

Nach etwa sechshundert Schritt hat man das Dorf Fresnois erreicht, das inmitten eines Hügelkranzes und ziemlich in derselben Senkung liegt, durch die sich der Weg zieht. Dieser Weg teilt die geschwungene Hügellinie in zwei Hälften, die beide während der Schlacht am 1. September von hoher Bedeutung waren, und von denen ich die linke Hälfte als die „Höhe von Fresnois" bezeichnen möchte, während die rechte Hälfte offiziell die „Höhe von Donchery" heißt[1]).

Beide Höhen werden vielfach verwechselt, in ähnlicher Weise wie nach der Schlacht bei Königgrätz der Swiepwald und der Holawald beständig konfundiert wurden, indem man unter dem Namen „Sadowagehölz" bald den einen, bald den andern verstand. So ist hier die „Höhe von Donchery" der allgemeine Begriff geworden, während dieser Name doch nur einem Teil des Ganzen gebührt.

Ich will versuchen, beide auseinanderzuhalten und jedem zu geben, was ihm zukommt.

---

*) Links und rechts sind immer sehr mißliche Bestimmungen. Deshalb um nicht irre zu führen, sei auf folgendes eigens hingewiesen: Beide Höhen, die Höhe von Fresnois und die Höhe von Donchery, liegen links von der Straße nach Mezières. — Nachdem man nun aber, beim Coq gaulois, in die nach Vouziers hin führende Straße eingebogen ist, gibt es wieder in betreff der beiden genannten Höhen ein Links und ein Rechts. Dies Links und Rechts bezieht sich indessen jetzt nicht mehr auf die Straße von Mezières, sondern auf die Straße von Vouziers.

Die Linkshöhe, die Höhe von Fresnois, ist es, auf der der König während der Schlacht verweilte. Er schreibt selbst an die Königin: „Es war ein grandioser Anblick, von unsrer Stellung auf einer Höhe rechts vom Dorfe Fresnois vorwärts, oberhalb Petit Torcy." Unmittelbar in Front des Königs befand sich die große Batterie, deren direkt auf die Stadt gerichtetes Feuer schließlich die Kapitulation erzwang. Von hier aus wurde Oberstleutnant von Brousart als Parlamentär abgeschickt, um dem Kaiser die Kapitulation anzubieten; hier erschien 7 Uhr abends der General Reille mit dem Briefe des Kaisers, der mit den berühmt gewordenen Worten beginnt: „N'ayant pas pu mourir à la tête de mes troupes, je dépose mon épée à Votre Majesté."

Soviel über die Linkshöhe, die Königshöhe, die Höhe von Fresnois.

Viel bedeutender als Höhepunkt ist die nach rechts hin ansteigende Hügelgruppe. Man kann hier schon von Bergen sprechen. Es zeigen sich viele Einsattlungen und Kuppen. Der höchste Punkt, eine Viertelmeile südlich der gleichnamigen Stadt, ist die „Höhe von Donchery". Auch auf ihr befand sich der König, aber nicht am Schlachttage selbst, sondern am Tage darauf. An diesem Tage nämlich, am 2. vormittags, war der Kronprinz dem von Vendresse kommenden Könige entgegengefahren und hatte ihn auf der Höhe, wo die Chaussee in das Sedantal abzufallen beginnt, darauf aufmerksam gemacht, daß von der Donchery-Höhe die Umschau noch weiter sei. Nun bogen die Equipagen in einen sehr schwierigen Feldweg ein und machten etwa auf halber Höhe halt. Hier war es, wo der König in der Mittagsstunde den Wortlaut der inzwischen im Schloß Bellevue zwischen General Moltke und General Wimpffen vereinbarten Kapitulation empfing und seine Ansprache an die um ihn versammelten Prinzen, Generale und Fürstlichkeiten richtete. In einer halboffiziellen Korrespon-

denz[1]) finde ich darüber folgendes: Als die Kapitulation dem Könige auf der Höhe über Donchery überbracht wurde, befahl Seine Majestät die Vorlesung derselben ... Generalleutnant von Treskow las. Als er geendet, sprach der König: „Sie wissen nun, meine Herren, welch großes geschichtliches Ereignis sich zugetragen hat. Ich verdanke dies den ausgezeichneten Taten der vereinigten Armeen, denen ich mich gerade bei dieser Veranlassung gedrungen fühle, meinen königlichen Dank auszusprechen, um so mehr, als diese Erfolge wohl geeignet sind, den Kitt noch fester zu gestalten, der die Fürsten des Norddeutschen Bundes und meine anderen Verbündeten — deren fürstliche Mitglieder ich in diesem großen Moment zahlreich um mich versammelt sehe — mit uns verbündet." Bei diesen Worten richtete der König seine Augen besonders auf die Prinzen Luitpold von Bayern und Wilhelm von Württemberg, denen er später, als er seine Ansprache geschlossen, auch noch die Hand reichte.

Dies alles ereignete sich auf der Höhe rechts, auf der eigentlichen „Höhe von Donchery". Es war ein historischer Moment. Aber wenn dieser Moment an eben dieser Stelle auch nie stattgefunden hätte, so würde diese Doncheryhöhe doch immer ein Hauptwallfahrtspunkt für alle Sedanbesucher bleiben und bleiben müssen, weil sie, ganz abgesehen davon, daß der Kronprinz, das Hauptquartier der III. Armee um sich

[1]) Was alle diese Korrespondenzen aus dem großen Hauptquartier (als deren Verfasser der Geheime Hofrat Schneider gilt) auszeichnet, ist neben ihrer, wenn ich mich so ausdrücken darf, militärisch-diplomatischen Zuverlässigkeit vor allem auch die Leidenschaftslosigkeit in betreff des Feindes. Nirgends wird er verkleinert, unterschätzt, am wenigsten geschmäht, und zu allem, was in diesen Berichten über Frankreich und Franzosen gesagt worden ist, bekenne ich mich, soweit ich es kenne, ohne weiteres. Es muß mir gestattet sein, dies hervorzuheben, da ich vielfach bezichtigt worden bin, eine unverständige, selbst unpatriotische Milde in meiner Beurteilung des „Erbfeindes" gezeigt zu haben.

her, von hier aus den linken Flügel der Schlacht kommandierte, ganz abgesehen davon, daß sie (die Höhe) an jenem glorreichen Tage point de vue, Ziel- und Aussichtspunkt für alles war, was damals als fremder und einheimischer, als ziviler und militärischer Berichterstatter dem Heere folgte, weil, sage ich, von allem anderen Zufälligen abgesehen, diese Doncheryhöhe der dominierende Punkt des Gesamtterrains ist, von dem aus zwei Drittel des Schlachtfeldes besser als von jeder andern Stelle aus überblickt werden können.

Darüber ein paar erklärende Worte.

Man hat bei Sedan einen Außen- und Innenkreis, eine Peripherie und ein Zentrum des Schlachtfeldes zu unterscheiden, weshalb ich an andrer Stelle das gesamte Sedanterrain mit jener bekannten Tortenformspezialität verglichen habe, die außer dem großen Außenrand noch einen Innenkegel aufzuweisen hat. Dieser Vergleich ist richtig, aber, namentlich was diesen Innenkegel angeht, trotz der Amendements, die ich schon Seite 155 gegeben habe, noch eines weiteren Amendements bedürftig. Ein solches zu geben, versuch' ich jetzt.

Die innere Sedanposition (eben jener Kegel) erweist sich nämlich bei genauerem Eingehn weniger als ein unregelmäßiges Rundstück wie vielmehr als ein beinah gleichseitiges Dreieck: der Fuß des Dreiecks — die Maas, der Bach von Floing die linke, der Bach von Bazeilles die rechte Seite. Will man das Dreieck nach Punkten bestimmen, so handelt es sich um Floing, Bazeilles und Illy. Illy oben die Spitze, Floing-Bazeilles unten der Fuß. Innerhalb dieser drei Punkte oder was dasselbe sagen will, innerhalb der drei genannten Wasserläufe oder, was abermals dasselbe sagen will, innerhalb jener drei Senkungen oder Täler oder Schluchten, drin eben diese Wasserläufe sich ziehen, erhebt sich jenes unregelmäßige Plateau, das ich, wie eben als dreiseitige Kegelpyra-

mide, so an andrer Stelle als eine Erdfestung, als Festung Sedan im weiteren Sinne, bezeichnet habe. Ein zurückgelegener Kranz bewaldeter Berge umspannt diese Erdfestung in meilenweitem Bogen. Die Angriffslinien gingen radienweis von diesem Bogen aus gegen die Mitte.

Die Höhe von Donchery nun, wie sie einen klaren Blick auf das Maastal und die Niederung des Floingbaches, will also sagen, auf den Fluß und die linke Seite des vorbeschriebenen Dreiecks gestattet, gestattet zugleich auch einen Überblick über zwei Drittel, ja über mehr als zwei Drittel des weiten Bergbogens, der die Innenposition umspannt. Denn diese Innenposition, da sie klein ist, vermag nach hinten zu nur einen verhältnismäßig geringen Teil des in ihrem Rücken gelegenen Waldkranzes zu verdecken, wodurch es möglich wird, daß man bei Illy in gewissem Sinne um die Ecke sehen, das heißt noch solcher Partien des äußeren Waldkranzes ansichtig werden kann, die bereits weit über Illy hinaus in der rechten Flanke desselben gelegen sind. Diese (einen kleinen Abschnitt abgerechnet) beinah panoramatische Allumfassendheit des Bildes ist es, was dem Blick von dieser Doncheryhöhe aus einen besonderen Wert gibt. Um das Bild vollständig zu haben, muß man freilich auf das Dach des hier oben gelegenen Schlosses steigen, weil andernfalls durch vorgelegene hohe Parkbäume der Blick auf Bazeilles gehindert wird.

Dies Schloß, ein im landesüblichen französischen Villenstil mit Mansardendach und Ecktürmen gebautes „Château", führt nach seinem Besitzer (einem reichen Kaufmann in Sedan, wenn ich nicht irre) den Namen Château Paret. Es soll verkauft werden; so hörte ich wenigstens. Hier, wie an andern Orten, scheint sich das französische Gefühl dagegen zu empören, noch eine Stelle fürder zu betreten, von der aus preußische Siege gelenkt, beobachtet oder wohl gar die Erfolge dieser Siege unterzeichnet wurden.

Viertes Kapitel

Bis Gorze

Mit den Sehenswürdigkeiten von Metz, soweit sie auf der Oberfläche liegen, war ich fertig, und mir verblieben für die weiteren drei Tage, die ich für die große Moselfestung festgesetzt hatte, nur noch die Schlachtfelder. Zunächst die vom 16. und 18. August. Ich engagierte einen Wagen (50 Francs für zwei Tage, keineswegs zu teuer) und fuhr an einem herrlichen Maitage südlich auf Gorze zu, um, nach einer kurzen Rast daselbst, von diesem seinerzeit vielgenannten Flecken aus das große Plateau, auf dem die Schlacht tobte, zu erreichen.

Also zunächst nach Gorze!

Der Weg dahin gestattet von dem Augenblicke an, wo man Montigny, eine der großen Vorstädte von Metz, im Rücken hat, einen prächtigen Überblick über das reiche Tal, zugleich über die bewaldete, schluchtendurchzogene und kuppenreiche Bergmasse, die am andern Ufer dem Flusse folgt oder den Lauf desselben bestimmt. Diese Bergmasse, deren östlicher Abhang uns fast auf unsrer ganzen Fahrt begleitet (nur die letzte halbe Meile führt uns schon in die Berge hinein), ist dieselbe, auf deren nach Westen hin sich dehnendem Plateau am 16. und 18. ein so erbitterter Kampf geführt wurde. Dörfer liegen an der uns zugekehrten Seite; andre ziehen sich in jenen tiefen Einsattlungen hin, die hier und dort die mächtige Bergwand durchbrechen und die natürlichen Straßen bilden, mittels deren wir, an den Kuppen vorbei, auf die westlich dahintergelegene Hochfläche gelangen. Solcher tiefen Einsattlungen sind drei. Die eine führt auf Amanvillers zu, die zweite auf Gravelotte, die dritte (über Gorze) auf Vionville. Diese dritte Schlucht war die unsre. Da sie zugleich die südlichste ist, so bot die Fahrt, insoweit sie an den beiden andern

Schluchten vorüberging, eine erwünschte Gelegenheit, in diese und die an ihrer Mündung gelegenen Ortschaften einen Blick zu tun.

Das nächste Dorf zur Rechten, eigentlich ein Konglomerat von dreien, ist Jussy, seinerzeit in tausend Zeitungen und hunderttausend Briefen immer wieder und wieder genannt. Hier, auf hoher Kuppe, war der vorgeschobenste unsrer Beobachtungsposten, der mit Hilfe seines Fernrohrs nicht nur symbolisch, wie der Mont St. Quentin, sondern realiter in die Geheimnisse von Metz hineinsah. Die Esplanade lag so klar vor seinem Glase, daß man die Besucher zählen konnte, die im Café Heaume ein- und ausgingen, ja, weit über Metz und seine Kathedrale hinweg drang das bewaffnete Auge bis zum Fort St. Julien vor und registrierte die Zahl und Stärke der feindlichen Bataillone, die sich mehr als einmal gegen Servigny und Noisseville in Bewegung setzten.

Eine halbe Meile weiter südwärts, hart am Flusse, an eben jener Stelle, wo die jenseits nach Gravelotte hin führende Schlucht diesseits ausmündet, liegt Ars sur Moselle in friedlichem Schimmer. Die zahlreichen Schlote dampfen; nur die Schläge des Eisenhammers dringen herüber, während die Donner von Plappeville und St. Quentin her stumm geworden sind. Wieviel Hoffen und Bangen knüpfte sich, durch zehn lange Wochen hin, an den Namen dieses Orts! Eine zwei Fuß breite Diele, eine Decke, eine Handvoll Stroh an dieser Stelle gefunden zu haben, war wie ein Gewinn im Glücksspiel. Was litt und starb hier alles; der Krieg kleidete sich hier bunter als ein Markt in Kairo. Nun alles vorüber. Die Brückenbogen aus der Römerzeit ragen malerisch auf und predigen still: Vergessenheit.

Der dritte Ort ist Jouy, auch Jouy aux arches genannt. Dieses Dorf passierten wir direkt. Die Blicke der Bewohner waren nichts weniger als freundlich auf uns gerichtet; erst

das deutsche Wort „Briefkasten“ gab mir meine Haltung wieder und ließ mich fühlen, daß der Reichsadler schützend über mir schwebe. Ziemlich am Ausgange des Dorfes streiften wir die Villa und den Gartengrund des Herrn Dreyfuß, eines Bankiers oder Fabrikherrn aus der Rothschildsippe. Mein Kutscher, der bis dahin ziemlich einsilbig gewesen war, wandte sich jetzt lebhaft und energisch zu mir herum und sagte mit einem Tone, als ob er von Bayard oder Coligny spräche: „Monsieur Dreyfuss! c'est le monsieur, qui a marié une nièce de Mr. Rothschild.“ Es machte einen lächerlichen und doch zugleich trübseligen Eindruck auf mich. Das unbedingt Häßlichste, dem ich in Frankreich begegnet bin, ist diese Devotion vor dem Golde. Arme Kerle; sie haben keinen Gott und keinen Glauben mehr und knixen vor la France und — Rothschild.

Von Jouy ist noch eine Viertelmeile bis Corny-Noveant, von denen jenes (Corny) diesseits der Mosel, dieses (Noveant) jenseits gelegen ist. Zwischen beiden Dörfern die Moselbrücke.

In Corny stieg ich aus, um dem „Schloß“ daselbst, in dem sich seinerzeit das Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl befand, meinen Besuch zu machen. Die Front, wenn ich recht gesehen habe, liegt dem Dorfe abgewandt und blickt auf Wiese und Park hinaus; man nimmt also sein Entree von hinten her. Ein sackgassenartiger Raum, von Gartenmauern eingeschlossen, führt in einen von drei Seiten umstellten Hof, unter dessen einem Flügel hin sich ein tunnelartiger Torweg zieht, der den Besucher aus dem halbwirtschaftlichen Hinterhof in den Empfangshof der Vorderseite führt. Durch diesen Tausch ist indessen wenig gewonnen, und wenn zwischen den malerischen Verdiensten des einen und des andern abgewogen werden soll, so gebührt dem Hinterhofe der Vorzug. Die Fassaden seiner Flügel wirken minder monoton; am Spalier hin rankt der Wein, alte Kastanienbäume bilden ein

schützendes Dach, und träumerisch fällt das Wasser aus einem Quellbrunnen nieder und füllt die Luft mit Kühle und stiller Musik. Der Vorderhof ist um vieles nüchterner. Das verflachte Rokoko seiner Türen und Fenster kommt zu keiner Geltung; die Stille wird zur Öde, und nur die schöne Avenue[1]), die von der Parkwiese her auf den Schloßhof zuführt, leiht dem Ganzen eine Vornehmheit und einen gewissen Reiz. Ich bat, mich umsehen zu dürfen, was mir auch schließlich gestattet wurde, aber zu keinem erheblichen Resultate führte. Innerhalb — da keine Tür sich öffnete — kam ich über Flur und Küche nicht hinaus; außerhalb aber, als ich mich in dem Park ergehen wollte, erhob eine Hundemeute, die in mir einen Prussien wittern mochte, ein so furchtbares Geheul und sprang und kletterte an der Umzäunung so bedenklich in die Höhe, daß ich meine Versuche, weiter vorzudringen, einstellen mußte. Die Hauptsachen indes, wenn ich von Zimmereinrichtungen absehe, werd' ich nichtsdestoweniger gesehen haben. Der Prinz bekundete durch die Wahl von Schloß Corny jedenfalls einen feinen Geschmack. Es war, auch ehe der Herbst 1870 diesem Château einen historischen Stempel aufdrückte, ein gewisses Etwas um dasselbe her, das es, trotz all seiner architektonischen Plattitüden, weit über die Spielschachtelschlösser erhob, die der französische Industrialismus in den Stilen aller Jahrhunderte, wie um Paris so auch um die Provinzialhauptstädte her, in wahren Massen hat entstehen lassen.

Beinah unmittelbar hinter Corny ist die Kettenbrücke, die auf das andre Moselufer hinüberführt. Vor ungefähr 12 Jahren brach dieselbe unter der Last von zwei Fuder Wein

---

[1]) Diese Avenue hinauf fuhr sehr wahrscheinlich am Vormittage des 25. Oktober der 80jährige General Changarnier. Seine Besprechung mit dem Prinzen ebnete das Terrain; am Abend des 27. wurde eine Meile nordwärts im Schloß Frescaty die Kapitulation abgeschlossen.

zusammen; die Dauben sprangen auseinander, und auf tausend Schritt hin färbte der Wein das Wasser. Im selben Jahre erschien der Komet. Der blutrote Streifen in der Mosel war ein direkter zu deutendes Zeichen.

Jenseits der Brücke tritt der Weg nach einer Linksbiegung beinah unmittelbar in jene dritte hier mündende Schlucht ein, die nun in halbstündiger Fahrt uns in das „finstere Gorze" hineinführt.

In das „finstere Gorze", so hieß es damals, als die Einwohner noch weinten oder fluchten, als jedes Haus ein Lazarett war und die August- und Septemberwochen, aller Gewohnheit und Regel zum Trotz, ihre unendlichen Regenschauer aus trübem Himmel niederschickten. Aber das Gorze von heute ist alles, nur kein finstres Gorze! Die gelblichen Häuser der langen Schluchtstraße lachen im Sonnenschein, die grünen Abhänge blicken freundlich in das Städtchen nieder, und auf höchster Bergesspitze — das Tal und seinen Weinbau segnend — steht die Jungfrau Maria, von Golde blinkend, und überstrahlt alles mit einem Doppelschimmer von Licht.

Nicht finster ist Gorze, aber lang, wie alle Gebirgsdörfer. An zahlreichen Aubergen vorüber, von denen eine, echt französisch, die Überschrift: „A l'idée du monde" führte, gelangten wir endlich bis an das entgegengesetzte Ende des Fleckens, wo wir vor dem „cheval blanc" haltmachten.

Eine korpulente Wirtin empfing mich, die nach einigen Begrüßungsworten ihrer Freundlichkeit nicht bessern Ausdruck geben zu können glaubte als durch Angebot von „du jambon avec choucroute". In nichts aber, und am wenigsten in Sauerkrautsfragen, dem Deutschtum rücksichtslos verfallen, lehnte ich ihre beabsichtigte Guttat ab und entschied mich für einen „gigot", zu dem ich an dieser Stelle ohnehin ein größres Vertrauen hegte.

Eh dieser Schöpsenschlegel serviert werden konnte, schritt ich im Zimmer auf und ab, in lebhaftem politischen Gespräch mit dem Wirte, der sich mir mittlerweile zugesellt hatte. Ich machte an diesem, wie an allen andern Tagen, die ich in der Umgegend von Metz (ganz besonders auf dem Lande) zubrachte, die Wahrnehmung, daß die Lothringer in ihrer Gesamthaltung viel angenehmer, umgänglicher, freundlicher sind als die Elsässer. Ich erklär' es mir so. Die Lothringer, mit ihrer letzten Herzensfaser längst zu Franzosen geworden, betrachten sich völlig als Bewohner einer eroberten Provinz. Sie haben unterlegen, sind als Beutestück dem Sieger zugefallen und müssen sich in die Gesetze desselben finden. Sie haben ihm gegenüber keine besonderen Ansprüche zu erheben; sie waren seine Feinde, immer seine Feinde, und müssen nun — als Grenzland dazu verurteilt, die Zeche zu zahlen — die Konsequenzen dieser Gegnerschaft tragen. So in Lothringen. Ganz anders in Elsaß. Der Elsässer, wiewohl politisch total Franzose geworden, ist doch seinem Blut und seinem Stammesbewußtsein nach mehr oder minder deutsch geblieben und geriert sich in dieser seiner Deutsch-Eigenschaft nunmehr als „feindlicher Bruder". Solange er in der Präponderanz war, betonte er die Feindlichkeit und ließ die Bruderschaft fallen; jetzt, nach langer Hoffahrt, endlich mit besiegt und unterlegen, sucht er den Bruder überall wieder hervor, wo es ihm paßt, und peroriert sich in den Glauben hinein, daß er als „Bruder" eigentlich „schlecht behandelt" werde. Ja, er geht so weit, als feindlicher Bruder ganz besonders ausgezeichnet, namentlich aber prämiiert werden zu wollen. Denn in den Mein- und Dein-Fragen vereinigt er die Tugenden beider Nationen.

Die Lothringer, so sagt' ich, erwiesen sich mir als umgänglicher, als nahbarer, und im Einklange damit zeigten sie ihre relativ freundliche Gesinnung auch in der Sprachenfrage.

Sie entschuldigten sich, des Deutschen nicht mächtig zu sein, oder gaben wenigstens erläuternde Erklärungen darüber ab. So auch mein Cheval-blanc-Wirt.

Wir unterhandelten noch über diese Dinge, als der Gigot intervenierte und mein gefälliger Plauderer Miene machte, sich zurückzuziehen; ich bat ihn aber zu bleiben, was er auch annahm. Wir stießen nun an auf „gute Zeiten", ein Trinkspruch, unter dessen weitem Mantel alle Nationalitäten momentan untergebracht werden können. Ich sprach dann, halb scherzhaft, von den Zeiten, wo er „un vrai prussien" sein und sein ältester Sohn in der Berliner Garde dienen würde. Im ganzen Lande werde man sich bald davon überzeugen, daß man gar keinen so üblen Tausch gemacht habe, und daß die deutschen Regierungen im Gegensatz zu der französischen (die er vorher selber angeklagt hatte, immer nur an sich, d. h. an die eigne Tasche, gedacht zu haben) ein Gewissen und eine Vorstellung von der Heiligkeit des Amtes besäßen. Er hörte mir aufmerksam zu und sagte dann (ich finde die Worte in meinem Notizbuch): „Nous le savons bien, votre gouvernement est juste, c'est beaucoup; mais nous sommes français, nos sentiments sont tout-à-fait pour la France, et — être allemand, jamais!" Ich sah ihm an, daß er es ernsthaft meinte, und versuchte deshalb, ihm von der ernstesten Seite her, die es für einen Franzosen gibt, beizukommen, von der Geldseite. Ich ließ also einfließen, daß es doch auch etwas sei, an der Aufbringung der fünf Milliarden keinen Teil nehmen zu müssen. Er wollte aber von diesem Trost nichts wissen und sagte rasch und dezidiert: „J'aimerais mieux payer et — rester chez la France. L'Allemagne, oh . . ."

In diesem Augenblick erschien wieder, um dem Dejeuner durch Mandeln und Biskuit den letzten Schliff zu geben, die korpulente Dame, bei der ich mich nun beschwerte, daß ihr Eheherr ein so obstinater Franzose sei. Sie lächelte, als ob

sie sagen wollte: in dem einen Punkte sind wir einig. „Eh bien," fuhr ich fort, zugleich das große Laib Brot vom Teller nehmend, „dies Brot wird künftig auf deutscher Erde wachsen, und das sagt alles."

Aber einem Franzosen ist schwer beizukommen. Er nahm den Teller, auf dem das Brot gelegen hatte, drehte ihn zwischen den Fingern und sagte dann: „Deutsche Erde! Sehen Sie hier diesen Sonntagsjäger. Er glaubt einen Fasan getroffen zu haben; aber es war die bunte Mütze seines Nachbars; der Fasan flog davon."

Fünftes Kapitel

St. Privat

Mir blieb noch St. Privat. Im selben Moment, wo man aus St. Marie aux Chênes hinaustritt, hat man die berühmte „Schräglinie" vor sich. Sie zu passieren, kostete der Garde ein Viertel ihres Bestandes; 8000 Mann sanken in ihr Blut, darunter Hunderte von Offizieren. Die Entfernung zwischen den Dörfern ist etwas über 2000 Schritt; ebenso weit flog die Chassepotkugel.

Die Opfer dieses furchtbaren Kampfes liegen in zahlreichen Gräbern weit zerstreut über das Feld hin; die Offiziere aber — soweit sie nicht in die Heimat übergeführt wurden — haben namentlich an zwei Stellen, unmittelbar rechts und links des Weges, ihre letzte Ruhestätte gefunden[1]).

[1]) Diese zwei Stellen, eben weil hart an der Straße gelegen, fallen vorzugsweise ins Auge und sind wohl von jedem besucht worden, der hier des Weges kam. Es müssen aber solcher großen Offiziersgräber noch mehrere vorhanden sein, beispielsweise vom 2. Garde- und Alexanderregiment, welche letzteren ebenfalls sehr schwere Verluste erlitten. Ich bin dieser Grabstätten aber nicht ansichtig geworden.

Der erste dieser beiden Begräbnisplätze liegt links, hart am Ausgange des Dorfes (St. Marie). Er ist der größere und hat völlig den Charakter eines Friedhofes: ein gestrecktes Viereck in Größe eines mittleren Gartens, mit Bäumen bepflanzt, an den Seiten dossiert, von Hecke und Graben umzogen. Einige Stufen führen hinauf. Die Gräber sind teils Einzelgräber, teils Gesamtgrabhügel. Von ersteren sah ich folgende: Hauptmann v. Krosigk vom 4. Garderegiment; Baron v. Buddenbrock, Offizier im Gardeschützenbataillon; Sek.-Leutnant v. Helldorf (ohne weitere Angabe), Paul v. Eichhorn, Portepee-Fähnrich im 2. Garderegiment.

Erstes Garderegiment. Hier ruht in Gott: Premierleutnant Graf Anton Keller; Premierleutnant v. Brandis; Premierleutnant Graf Werner von der Schulenburg; Portepeefähnrich v. Natzmer.

Gardeschützen. Hier ruhen in Gott: Major v. Fabeck, Hauptmann v. Massow, Sekondeleutnant v. d. Hagen, Sekondeleutnant Graf zu Dohna, Portepeefähnrich Tepper, P. Haaß. (Mit ihnen wurde hier Leutnant Aster vom 6. sächsischen Regiment bestattet, wahrscheinlich beim Angriff auf St. Marie aux Chênes gefallen.)

Drittes Garderegiment. Man darf füglich sagen: diesem Regiment gehört der Platz; es ist der Wirt hier, und alles andre geht nur bei ihm zu Gaste. An der ganzen Westseite hin (also St. Marie zu) zieht sich ein mächtiges Grab, von einem großen, weißen, weithin sichtbaren Kreuze überragt, das die Inschrift trägt: Am 18. August 1870 starben vor St. Privat den Heldentod und wurden hier begraben vom dritten Garderegiment:

Major und Bataillonskommandeur Franz v. Notz;
Hauptmann Karl Herwarth v. Bittenfeld;
Premierleutnant Fritz v. Twardowski;
Leutnant und Adjutant Kurt v. Quast I;

Leutnant und Adjutant Albrecht v. Groeben;
„ Arthur v. Wedelstedt;
„ E. v. Hohenhorst;
„ P. v. Jastrzembski II;
„ Max Leonhardt;
„ Paul Herlth, L. d. R. 35;
„ A. Kawlowski, L. d. R. 35;
Feldwebel Reinh. Meißner;
„ Eugen Strycker.

Soviel über den Friedhof links. Einige hundert Schritte weiter vor, rechts am Wege, haben 13 Offiziere vom Kaiser-Franz-Regiment ihre Ruhestätte gefunden. Hier aber, wenigstens Anfang Mai, war alles noch provisorisch. Bloße aus Brettern zusammengenagelte Kreuze, genau in derselben Weise wie auf dem großen Grabhügel der Offiziere vom 24. Regiment zwischen Mars la Tour und Vionville geben die Stelle an, wo die einzelnen in dem Gesamtgrabe ruhn. Hier wie dort die Inschriften unleserlich, teils verwaschen, teils falsch geschrieben, so daß nur der Wissende erraten kann, was gemeint ist. Zu lesen oder zu entziffern waren noch folgende: Adalbert v. Kehler, Leutnant Freiher v. Patow, Sekondeleutnant v. Stückradt, Sekondeleutnant v. Hatten, Sekondeleutnant Kops, Portepeefähnrich Richard v. Mirus, Reserve-Unteroffizier Linau. (Leutnant Menckevarn war wahrscheinlich eine Korrumpierung von v. Enckefort.)

Hier hören nun auf der Strecke zwischen St. Marie und St. Privat die am Wege gelegenen Begräbnisplätze auf.

Wir lassen jetzt die Gräber.

Etwa von dem Punkt an, wo die Offiziere vom Franz-Regiment ihr Grab haben, traten unsre stürmenden Gardebataillone in den eigentlichen Feuerbereich des Feindes ein. Die Entfernung von hier bis hinauf zu den vordersten Häusern von St. Privat mag noch 1500 Schritt betragen. Bis zu

dieser Stelle waren einzelne gefallen, vielleicht auch Hunderte schon; aber erst über diese Stelle hinaus begann das große Sicheln. In ganzen Garben sanken sie dahin, die großen schönen Gardeleute; unerbittlich mähte Schnitter Tod. Oben auf der Höhe von St. Privat aber standen die französischen Offiziere (wie mir versichert worden ist) und folgten kopfschüttelnd, in Tränen und in Bewunderung, dem großartigen Schauspiel, das hier Mannesmut und Vaterlandsliebe, Disziplin und Ehrgefühl vor ihren Augen aufführten. Ganze Sektionen stürzten; aber die zerrissenen Linien schlossen sich wieder, und stumm, ohne einen Schuß zu tun, rückten die Bataillone weiter hügelan; — nur das Kommandowort der Offiziere und das beschwörende „vorwärts, vorwärts" lief durch die Reihen. Aber was half's; noch 300 Schritt, und die preußische Garde hätte aufgehört zu sein; halt riefen die Signale, und — man stand. Eine andre Phase in der Gesamtentwicklung des Kampfes mußte abgewartet werden. Man harrte jetzt dieser. Was man auch sagen mag — es war mehr als ein Wagnis, die furchtbare Position in der Front nehmen zu wollen, eh' die Flanke durch die Sachsen wirklich angegriffen war. Alles erklärbar, alles begreiflich, aber... keine Sophistik wird dies „aber" völlig hinwegdeuten können. Wozu war die Umgehung angeordnet? Ging es ohne dieselbe, so konnte man den Sachsen füglich den Marsch ersparen. Genug davon. Der Abend riß den Nachmittag wieder heraus. Die sächsische Brigade Kraushaar war endlich heran, sie griff ein (General v. Kraushaar fiel); der Feind sah jetzt, was ihm drohte; dieser Moment der Erschütterung war der rechte; mit frischen Bataillonen vor, und — St. Privat war unser. Ein furchtbares Gericht brach jetzt über die Tapfern herein, die hier oben hatten aushalten wollen oder aber hatten aushalten müssen. Hinter den niedrigen Mauern lagen sie und feuerten bis zuletzt. Unser 4. Garderegiment stand plötzlich

zwischen und hinter ihnen. „Da sah ich" — so erzählte mir ein Augenzeuge — „daß die wütenden Grenadiere, um ihrem Zorn ein volleres Genüge zu tun, die losen Feldsteine der Mauer packten und die unten noch im Anschlag liegenden Franzosen mit diesen Steinen niederschmetterten. Es war wieder jener Momente einer, wo das Menschenherz nur noch das Elementare will (den Stein, die Keule) und Zündnadel und Chassepot wie bloße Nippsachen beiseitewirft."

Nun hatte mein Wagen die Höhe erreicht. Ich sprang hinab, um mir das Dorf, seine vielgenannten Gartenmauern und von diesen Mauern aus das vorgelegene Terrain, die „Schräglinie", anzusehn. Eine bessere Defensivposition war allerdings kaum denkbar. Ein viermal überhöhtes Etagenfeuer rasierte alles bis St. Marie hin. Die Vorderwand der Gartenmauer war erste Feuerlinie; die höher gelegene Hinterwand die zweite; dann kam das dichtbesetzte Haus, das zunächst aus dem Erdgeschoß, dann aus den Fensterluken des ersten Stocks, dann endlich vom Dach aus seine Salven abgab. Alles überragend stand und feuerte die Artillerie. Daß überhaupt wer lebendig aus diesem Höllenhagel heraus, gekommen ist, daß man auf solchem Terrain deckungslos anderthalb Stunden lang ausharren, seinerzeit warten und dann, aufspringend, das erst Gescheiterte siegreich zu Ende führen konnte — wird immer ein Wunder bleiben und ein Staunen wecken.

St. Privat und die Ferme Jerusalem bilden ein zusammengehöriges Ganzes. Es scheint, daß der Teil desselben, der, wenn man von St. Marie kommt, die linke Seite des Weges einfaßt, eben jene vielgenannte Ferme ist, so daß St. Privat den mehr zurückgelegenen Teil des Dorfes (nach Roncourt zu) ausmacht. Es sah überall noch trist aus; nicht daß die Zerstörung so über andre Kampfesdörfer hinaus eine besonders bemerkenswerte gewesen wäre, nein, ein gewisser,

düstrer Schreckensstempel, wie ihn manche Gebirgsdörfer in Nähe von Vulkanen tragen, war allem aufgedrückt. Die Kirche kaum sichtbar; der Turm weggeschossen oder eingebrannt.

Und über dem Ganzen die Abendsonne: Sonntagsstille, und an der großen Straße hin plötzlich auch eine volle Sonntagsheiterkeit! Die Ursache sollt' ich bald erkennen. Ein halbes Dutzend französische Mädchen scherzten mit einigen sächsischen Jägern, die hierher verschlagen waren und riefen ihnen schelmisch zu: „Vous êtes Prussiens."

Das wollten sich die Sachsen aber nicht gefallen lassen. Einer trat ehrpußlich vor und sagte: Non, non; non, Prussien, mais, mais — Allemagne."

Sechstes Kapitel

Gottfried Heller

Vor Tisch hatt' ich einen Gang in die Stadt gemacht. Es handelte sich um Nachfrage, respektive Besuch bei einem Weißgerbermeister, zu dessen Sohne ich (die Lebenswege gehen wunderbar) in eine Art Herzensbeziehung getreten war. Das kam so.

Während meines vorübergehenden Aufenthalts im prison militaire zu Lyon hatt' ich Tag um Tag Besuch von einem jungen, blonden Deutschen empfangen, der in der Rhonehauptstadt arbeitete und ein Anverwandter des agent principal war, der jenem Gefängnisse vorstand. Ja, das Zimmer, das ich bewohnte, war eigentlich sein Zimmer, in dem er, der junge Deutsche, seine Koffer, seine Sachen, seine Papiere hatte und in dem er gewohnt war, seine Feierabendstunden zuzubringen, namentlich auch sich Sonntags für den Kirchgang

anzukleiden. Wir plauderten viel miteinander und schlossen eine Freundschaft, die ich in der glücklichen Lage war gleich betätigen zu können. Gleich und ohne Mühe. Es handelte sich nämlich um nichts weiter, als um einen nach Bitsch hin (wo seine Eltern lebten) zu schreibenden Brief. Ihr Haus war zerstört, ihr Vermögen hin, die Gesundheit von Mutter und Schwester infolge der Bombardementsschrecknisse erschüttert, — soviel hatte er auf Umwegen erfahren; aber seinerseits eine Zeile, ein Trostwort nach Haus hin gelangen zu lassen, war ihm nicht vergönnt gewesen; kein Brief war angekommen. Da half ich denn nun. Wozu ein Gefangener nicht alles gut ist! In einen nach Berlin hin adressierten Brief wurden seine Zeilen eingelegt und sind (was gleich vorausbemerkt sein möge) eine Woche später auch richtig in Bitsch eingetroffen.

Es lag mir nun daran, über meinen jungen Lyoneser Freund Erkundigungen einzuziehen, zu erfahren, ob er noch lebe. Denn das letztemal, daß ich ihn sah, war er in kriegerischem Aufzuge, mit der Büchse in der Hand bei mir eingetreten! Dem Gambettaschen Aufgebot en masse hatte er sich nicht zu entziehen vermocht, vielleicht auch nicht entziehen wollen, und wer mochte mir jetzt dafür bürgen, daß er nicht unter den Franktireurs oder wohl gar unter den Vengeurs du Rhone in den blutigen Kämpfen um Dijon, sei es gegen die Badenser, sei es gegen die Pommern, einen frühen Tod gefunden habe. Um so näher lag mir dies, als ich sicher war, daß er nach unserm heimatlichen Satze „wenn schon, denn schon" im Kugelregen auch gestanden hätte, denn wiewohl weich und gemütvoll (er kämpfte jedesmal mit den Tränen, wenn er von dem Unglück seiner Eltern sprach), so hatte er doch, groß und stark wie er war, vor allem auch jenen vornehmnervösen Zug, der nie täuscht und immer bekundet: ich bin wohl zerbrechlich, aber nur zerbrechlich wie Stahl.

Ein Übelstand war, daß ich inzwischen seinen Vatersnamen vergessen hatte; ich wußte nur, daß er Gottfried hieß. Darauf hin mußte ich nunmehr meine Wanderschaft und meine Nachforschungen antreten.

Ich schritt die Hauptstraße hinauf; es dämmerte schon. Ziemlich inmitten der Stadt war ein reizender Fleck, wenn man, wo das meiste in Trümmern lag, von einem solchen noch sprechen konnte. Die Straße verbreiterte sich hier auf eine Strecke von 50 oder 100 Schritt Länge und schuf einen schmalen Platz, auf dem zwei, drei zurückgelegene Häuser, ein paar Lindenbäume und zwei lange Steintröge standen, in die, aus einfachen eisernen Röhren, ein vom Zitadellfelsen herabkommendes Bergwasser floß. Eben dieser Zitadellfelsen stieg unmittelbar hinter den Häusern senkrecht auf, während zwischen den Trögen das lebensgroße Bildnis der Jungfrau von Orleans aufragte, betend und im Gebet das Schwert an ihre Brust pressend.

Ich war ganz in den Anblick dieses poetisch-mittelalterlichen Gesamtbildes versunken, das, durch eine Art halbverdeckter Staffage, die es hatte, noch an gefälligem Reiz gewann. Das mittlere der drei Häuser nämlich, augenscheinlich sehr alt, bestand in seinem Erdgeschoß nur aus Fenstern, zwischen denen dünne Tragbalken aufstiegen. Alle unteren Flügel standen auf, und dahinter an einem langen, bis an die Fenster vorgerückten Tisch saßen sechs oder sieben Schuhmachersleute, Burschen und Gesellen, die hier den letzten Rest von Tageslicht aufsuchten, um ihre Arbeit zu vollenden.

Ich trat an eines der Fenster heran und fragte den aufschauenden Gesellen: „Kennen Sie hier einen Weißgerbermeister, dessen Sohn Gottfried im vorigen Jahre in Lyon gearbeitet hat?"

„J, was werd' ich den nicht kennen? Das ist Gottfried Heller gewesen. Der Vater wohnt das dritte Haus von hier. Joseph, führ' den Herrn hinne."

Ich dankte, Joseph erschien, geleitete mich bis an das bezeichnete Haus, stieg die Treppe vorauf und klopfte an. Als geantwortet war, sprang er wieder die Stiege hinunter. Ich trat nun ein.

Ich werde das Bild, das ich hier sah, nicht leicht vergessen. Die Engländer, in ihren historischen Bildern, behandeln mit Vorliebe die „kleine Puritanerfamilie", die in Haus oder Hütte ihre Abendmahlzeit nimmt; — Bibel oder Gebetbuch gemeinhin neben dem Alten. Jedi Abendmahlzeit immer ein Anklang an das „Abendmahl". So war es auch hier. Um den runden Tisch saßen fünf Personen, drei Männer, zwei Frauen. Es war so dunkel, daß ich niemanden bestimmt erkennen konnte; nur auf den Alten fiel ein spärlicher Streifen Licht und ließ mich wahrnehmen, daß er eben das Dankgebet gesprochen hatte. Neben ihm lag das abgenommene Käpsel; seine Hände waren noch gefaltet.

Alle erhoben sich jetzt. Der alte Herr trat mir einen Schritt entgegen. Ich hatte mir meinen Spruch bereits gut auswendig gelernt und begann wieder: „Ich war in Lyon mit einem jungen Mann zusammen, der ..."

Weiter kam ich nicht. Aus dem Hintergrunde trat jetzt Gottfried selber auf mich zu und streckte mir beide Hände entgegen. Alles war bewegt; ein Stuhl wurde mir gestellt, und ich rückte in den Familienkreis ein. Hier waren Studien zu machen: altdeutsches, frommes, protestantisches Bürgertum. Eine Szenerie, als ob der Schmalkaldische Krieg eben hinter uns läge und nicht ein napoleonischer! Wir sprachen von der harten Zeit. Das meiste davon ist Redensart; hier aber waren Leute, die ausnahmsweise wirklich davon sprechen durften. Der Krieg, wie ein feuriger Besen, war über sie hinweggegangen; alles war zerstört, alles verloren. Vierzig Jahre lang ein Besitztum, Haus und Hof, und nun, am Ende ihrer Tage — ein Mietezimmer.

Gottfried, der nach der ersten Begrüßung wieder schweigsam geworden war (er hatte ersichtlich — auch darin puritanisch — eine Respektserziehung genossen) fragte mich, als ich aufbrach, ob er mich noch ein weniges begleiten dürfe? Ich bat darum. So verließ ich die Eltern, um mit dem Sohne noch einen kurzen Abendspaziergang zu machen.

Er erzählte mir nun, daß sein Herr in Lyon, der von der Vergeblichkeit aller Gambetta-Anstrengungen überzeugt gewesen sei, ihn aus dem militärischen Verbande, dem er bereits angehört, wieder losgelöst, demnächst auch seine Rückkehr in die Schweiz ermöglicht habe. Im Dezember sei er wieder daheim in Bitsch gewesen; nur den Vater habe er getroffen, der draußen vor der Stadt, unter einem gewölbten Torweg, in einer aus Fellen gemachten Hängematte gelebt habe. Eine solche Hängematte habe er dann auch bezogen. „Sehen Sie dort drüben den Erddamm und in dem Damm den Gewölbebogen — unter diesem Bogen haben wir vier Monate lang gewohnt."

Wir gingen nun in die Stadt zurück. Vor einem großen Trümmerhaufen blieb er stehen und sagte nur: „Das ist unser Haus." Er führte mich dann an eines der Kellerfenster, dicht über dem Straßendamm, und fuhr fort: „Hinter diesem Fenster saß meine Familie den ganzen Tag; ein Brett schloß die Öffnung von außen. Von den Granaten litten sie nicht; aber plötzlich war der Qualm so dicht und stickig geworden, daß sie nicht mehr atmen konnten. Sie mußten hinaus. Es gab nur einen Ausweg noch, das Fenster. Alle suchten sie das Brett, das von außen schloß, zurückzustoßen; aber es war nicht möglich: die ganze Masse der niedergestürzten Wände lag wie ein Berg davor. Sie hätten jämmerlich sterben und verderben müssen, wenn nicht einer unsrer Nachbarn das Schreien gehört und den Steinschutt fortgeschafft hätte. Er tat es mit Gefahr seines Lebens. Gott lohne es ihm."

Da stand ich nun und sah stumm auf diese zerstörte Wohnstätte, die einst soviel häusliches Glück und an jenem Unglückstage soviel Bangen und Todespein umschlossen hatte. Wer in solchem Momente noch reden kann oder gar seinen Trost aus der Tasche zieht, ist nicht beneidenswert.

Aber eines sagte ich mir selbst.

Mit einem gewissen höllenpoetischen Grauen pflegt auch der Beste von uns zu lesen: „150 Häuser zerstört, 30 Tote; die weiße Fahne aufgesteckt!" Was das alles in Wahrheit besagen will, empfindet man erst, wenn einen ein Beteiligter an solchen Trümmerhaufen führt und tonlos, mühsam die Worte spricht: „Dies war unser Haus."

* * *

Straßburg

Erstes Kapitel

Straßburg

Stadt. Stimmung. Ein paar Fragen.

Der Zug, der 11 Uhr vormittags an Bitsch vorüberbrauste, war noch nicht mein Zug; ich hatte noch Zeit, unten am Fuße des Felsens einem mir neuen Wurfspiel zuzusehen, das darin bestand, daß man Zwei-Sousstücke oder Zinkstücke von derselben Größe auf fünf Schritt Distanz in einen aufgesperrten Froschmund warf. Zu meiner Zeit war es ein tellergroßer Türkenmund, in den wir mit aller Bequemlichkeit (und doch oft nicht treffend) unsre Bälle schleuderten, ein Spiel, das zu dem Froschspiel etwa in dem Verhältnis stand wie ein Klippschulturner zu einem Renzschen Akrobaten. In solchen Dingen sind die Franzosen Meister, und ihre Pflegekinder, die Elsässer, haben ihnen in Kasernen und Cafés alle diese Virtuosenstücke längst abgelernt.

Um Mittag ging der Zug, der mich nach Straßburg führen sollte. Die Fahrt gliedert sich in drei Teile von ziemlich gleicher Länge: von Bitsch bis Niederbronn, von Niederbronn bis Hagenau, von Hagenau bis Straßburg. Das erste Drittel ist eine Fahrt quer durch die Vogesen und bietet eine Fülle

der reizendsten Landschaftsbilder. Die Ähnlichkeit mit Thüringen ist frappant; nur herrscht hier, wie überall im Lande, das Laubholz vor. Dicht vor Niederbronn passiert man eine pittoreske Ruine (Wasenberg, wenn ich nicht irre), die ähnlich daliegt wie der Lützelstein oder die Ruinen um Pfalzburg und Savern. Hoffen wir auf die Tage, wo der Bonnenser und Heidelberger Student hier umherklettert, wie der Jenenser und Hallenser die Rudelsburg zu seiner Domäne gemacht hat. An diese Hoffnung seien zugleich einige Bemerkungen geknüpft.

Mit feinem Verständnis ist gesagt worden: „Der deutsche Student müsse und werde diese Gegenden wieder erobern." Dem stimme ich zu. An die Errichtung der Universität Straßburg einerseits, an die sangesheitren Wanderzüge der deutschen Jugend andrerseits lassen sich nicht leicht zu weit gehende Hoffnungen knüpfen. Der französische Geist muß erst wieder heraus. Darüber ist man einig. Diesen französischen Geist aber vertreiben wir mutmaßlich weder durch unsre zivile, noch durch unsre Heeresverwaltung, was alles auch zu Lob und Preis beider gesagt werden mag. Um die Vorzüge derselben, die sich in Exaktheit, in Treu und Glauben, in Unbestechlichkeit zu erkennen geben, zu würdigen, ja auch nur zu verstehen, muß der ganze geistige Boden erst umgeackert worden sein. Ein solches Umackern geschieht aber nicht durch Paragraphen, auch nicht durch die besten, und es wäre ein verhängnisvoller Irrtum, wenn man auf diesen Punkt hin zwischen Westpreußen-Posen und Elsaß-Lothringen nicht scharf unterscheiden, sondern im Hinblick auf jene (Westpreußen und Posen) auch diesen neu eroberten Provinzen gegenüber einfach den Glauben hegen wollte: was dort sich bewährte, müsse sich auch hier bewähren. Der Unterschied würde bald offenbar werden. Das polnische Element, das unsrem Staate einverleibt wurde, hatte, vom Nationalen abgesehen, bald über über dieses hinaus

kein anders Interesse, als sich in seinem Recht und seinem Besitz gegen Unterdrückung geschützt zu sehen; für solche Gewährungen indes kann Elsaß nicht dankbar sein. Das hat es längst gehabt, und was daran fehlen mochte, das war keine Folge von Unfreiheit und Unkultur, sondern von Überfreiheit und Überkultur. Diese erst wieder als solche zu charakterisieren, als solche fühlbar zu machen, das Falsche, Schiefe, Verlogene aufzudecken, gesunde Bildung an die Stelle ungesunder zu setzen, darauf kommt es an; diese Aufgabe aber ist eine rein geistige und kann nur durch geistige Mittel gelöst werden. Die Berührung mit dem deutschen Geist allein kann diese Wandlung vollziehen: Lehre, Wissenschaft, Predigt, Lied. Vor allem auch die Presse. Im Moment, weil alles noch gärt und widerstrebt, mag es gleichgültig sein, ob dieselbe ein wenig besser oder schlechter, ob etwas höher oder tiefer in die Erscheinung tritt; aber die Stunde muß kommen, wo die Pflege der öffentlichen Meinung, die doch vor allem Zeitungssache ist, gerade in diesem Reichslande zu einer allerwichtigsten Aufgabe werden wird. Das Allerbeste, was Deutschland hat, wird dann gerade gut genug sein für — Elsaß-Lothringen.

Um 8 Uhr waren wir in Straßburg. Ein „Kommissionär" suchte sich meiner zu bemächtigen und deutete auf das Hotel de l'Esprit, das sich mehrstöckig unmittelbar neben dem Bahnhofsgebäude erhebt. Ich entzog mich aber seinen Bemühungen schon allein deshalb, weil ich mir in einem „Gasthof zum Geist" für meinen Körper nicht viel versprechen konnte, und gelangte glücklich wieder in meinen „Rebstock", drin mich das alte Getriebe und etwas weniger „tristesse" als am zweiten Ostertage empfing. Es ist ein Unterschied, ob man die Dinge in pfingstlicher oder osterlicher Beleuchtung sieht.

Dessen sollt' ich überall innewerden, wohin ich kam. Die Blaukittelgruppen auf dem Kleberplatz, die namentlich vor

dem gleichnamigen Kaffeehause ihren Stand haben, sahen minder rabiat aus als sechs Wochen früher; in den Straßen drängte sich allerlei Landvolk, namentlich Bäuerinnen, die ersichtlich mehr mit ihrem Einkauf als mit der Politik beschäftigt waren; auf dem Gutenbergplatze lachten die Fiakerkutscher so ausgelassen, wie es angesichts der Statue, die diesem Platze den Namen gegeben hat, nur überhaupt möglich ist. Vor allem die deutsche Fahne oben auf dem Münsterturm flatterte lustig im Winde und schien sich des Lebens da unten zu freuen.

Am meisten zum Guten hin verändert erschien mir der Broglieplatz, der für Straßburg ebendasselbe bedeutet wie die Linden für Berlin oder die Boulevards für Paris. Um Ostern war hier nichts heimisch gewesen als der Wind und der einsame Kellner; jetzt wogte hier ein heiteres Getriebe auf und ab, ja hatte sogar sein Lager an eben dieser Stelle aufgeschlagen. Hier auf den Bänken hin unter Linden und Kastanien saßen die Kindermädchen und präsentierten die lieben Kleinen und — sich selbst. Sie durften es schon; das schwarze Kopftuch kleidete ihnen gut. Auch die „junge Mutter" war vertreten, übte Kontrolle, karessierte den Liebling und schob ihn eine kurze Strecke höchsteigenhändig in einem wundersamen Gefährt, das zwischen dem deutschen Korbwagen und dem englischen Perambulator die Mitte zu halten schien, die „Große Allee" entlang. Dazu rechts und links Reitende, Fahrende — das Ganze das Bild einer heiteren, friedlichen Stadt. Was dem Bilde fehlte (und es fehlte etwas), hatte wohl mit den Zeitläuften nichts zu tun und eignete diesem Broglieplatz vielmehr aus alten Zeiten her. Er entbehrt nämlich jener Mischung aller Schichten der Gesellschaft, die das Treiben auf den bevorzugten Plätzen großer Städte meist so interessant zu machen pflegt. Straßburg, ohne eine Residenz zu sein, hat sich doch nach dieser Seite hin kleinstädtisch-

residenzlich entwickelt, und während dem Kleberplatze inmitten der Stadt das Volkselement verblieben ist, haben sich die aristokratischen Elemente an die Peripherie gezogen und hier den Broglieplatz entstehen lassen. Erst eine Vereinigung beider würde das Rechte sein: der eine Platz würde seinen Zug zum Gewöhnlichen, der andre seinen Beigeschmack von Langeweile verlieren. Den hat er, und dieser Beigeschmack wird wachsen, wenn ihm die nächsten Monate das genommen haben werden, das jetzt seine einzige Pikanterie ist: die angeschossene Statue des Marquis de Lezay-Marnesia. Von den verschiedenen Schüssen, die ihn trafen, gingen zwei durch die rechte Wade, was — man mag so bombardementsfeindlich gestimmt sein wie nur möglich — mit unwiderstehlicher Komik wirkt.

Der Broglieplatz, an dessen einer Schmalseite sich das Theater befindet, ist auch der Platz der eleganten Cafés. In einem derselben, müde von meinen Zickzackgängen durch die Stadt, machte ich mir's bequem, um in stillem Genuß der Stunden den Abend herankommen zu lassen. Und er kam. Als ich neun Uhr in den „Rebstock" zurückkehrte und von der Hauptwache her die Töne des preußischen Signalhorns herüberklangen, begegnete ich einem Trupp von etwa dreißig Jungen, groß und klein, die, den französischen Zapfenstreich, jenes lärmende Durcheinander von Trommeln und Clairons, ebenso geschickt wie demonstrativ imitierend, mit ungeheurem Jubel an mir vorüberzogen.

Ich saß schon lange auf der Bank des Rebstock, als der Lärm von weither noch durch die immer stiller werdenden Straßen klang.

Einen solchen französischen Kinderzapfenstreich zu ignorieren, das Demonstrative, das er enthält, als Spielerei hingehen zu lassen, ist natürlich nur in der Ordnung. Verbote schaden in solchen Sachen nur. Aber Spielerei oder nicht, das Ganze gehört doch in die Reihe der Symptome und bildet jener

bekannten Strohhalme einen, an denen man leicht erkennen kann, wie der Wind geht. Der Strohhalm ist nichts, aber der Wind ist viel. Es ist der in allen Schichten lebendige französische Geist. Es mag als eine Tatsache gelten, daß es Frankreich seit dem ersten Empire gelungen ist, dieses kerndeutsche Volk innerlichst Deutschland zu entfremden. Sie wollen Franzosen sein. Diese Entfremdung ist häßlich; ich habe mich an den verschiedensten Stellen über die ganz besondere Häßlichkeit dieser Entfremdung ausgesprochen; aber — sie ist eine Tatsache, und weil sie eine Tatsache ist, kann es zu nichts führen, den, der nicht lieben will, beständig zu alter Liebe aufzufordern; wir müssen einfach versuchen, eine neue Liebe zu gewinnen.

Wodurch?

Von deutschen Geistes wegen! Ich nannte schon die großen Faktoren, die dieser Aufgabe allein gewachsen sein werden; — die Administration (auch das sei wiederholt) wird von Glück sagen können, wenn sie den Ummodelungsprozeß, der sich vollziehen muß, nicht stört. Stört sie ihn nicht? Sind wir dessen gewiß? Diese Fragen drängen sich auf. Ich will mit einem Erlebnis darauf antworten.

Ich fuhr nach Belfort und kehrte am zweiten Tage, nachdem ich noch Mömpelgard und das meilenlange Wiesen- und Waldfeld der dreitägigen Schlacht gegen Bourbaki gesehen hatte, über Mülhausen-Colmar nach Straßburg zurück. Unterwegs (ich nenne absichtlich keine Namen, stelle dieselben aber nötigenfalls zur Verfügung) nahm ein junger Herr in unserm Kupee Platz, in dem sich außer einem jungen Ulanen-Avantageur und mir noch eine elsässische Familie: Vater, Mutter und drei Töchter befanden. Es waren ersichtlich Leute von Distinktion; ihre Ruhe, ihre Haltung, vor allem die Ungesuchtheit ihrer Sprechweise ließen mir darüber keinen Zweifel. Der eingetretene junge Mann musterte das Terrain,

erkannte unschwer, daß der junge Ulanen-Avantageur wohl am wenigsten imstande sein würde, einem Anlauf zu widerstehen, und hatte ihn denn auch, vor Ablauf von fünf Minuten, unter der gestaltenden Macht seines Vortrags. Er knetete ihn wie Wachs, bald ihn zur Heiterkeit, bald zur Bewunderung hinreißend. Das letzte am meisten. Natürlich; der Jugend imponiert nichts so sehr wie Keckheit; der sprichwörtliche Fähnrichsstreich verliert nichts oder doch nur wenig von seinem Zauber, wenn er statt im Waffenrock im Überrock auftritt.

Wer war nun „Jung-Roland"? Nun, er war vor allem — um zunächst noch in Uhlandschen Zitaten zu verbleiben — eine Art „Roland-Schildträger", denn er trug den Schild eines hochgeborenen und nach allem, was ich weiß, sehr liebenswürdigen und sehr verdienten Herrn, dem die Aufgabe zugefallen war, in irgendeinem Grenzbezirk zu residieren, zu präsidieren, oder sagen wir lieber zu präfekturieren. Jung-Roland war also Präfektur- oder vielleicht auch nur Sous-präfektur-Aktuarius, eine sogenannte „rechte Hand", die in großen Dingen nichts, in kleinen Dingen sehr viel zu bedeuten hatte, und da, wo das Maß von Bedeutung nicht ausreichte, durch Renommage nachhalf.

Die beiden jungen Herren unterhielten sich also von ihren Taten, waren darüber einig, daß es „Bande" sei, daß sie „um den Finger zu wickeln seien, wenn man sie zu nehmen verstehe", und daß man deshalb „scharf zufassen müsse".

Diesen drei Redensarten war ich sechs Wochen lang so beständig begegnet, daß sie mir im ersten Moment nicht im geringsten auffielen; erst der Ausdruck von Unmut, der wie ein vorübergehendes Gewölk auf der sonst ruhig superioren Stirn des alten Elsässers ansichtig wurde, ließ mich die ungeheure Taktlosigkeit erkennen, die hier begangen wurde, und die Scham stieg mir rot ins Gesicht. In „Militärkupees" hatte es mit dem codex diplomaticus, dessen drei erste Para-

graphen ich vorstehend zitiert habe, nie viel auf sich gehabt; hier aber hatten die okkupierten Provinzen ein Ende, und wir befanden uns innerhalb deutschen Reichslandes auf einer deutschen Eisenbahn.

All dies war indessen nur Vorspiel. „Wissen Sie," fuhr Jung-Roland fort, „ich habe gestern fünf einstecken lassen, darunter den Bruder des Maire. Er sträubte sich; aber man kennt das. Nur nicht lange fackeln; scharf zufassen, und — sie werden kirre."

„Aber was lag denn vor?"

„Die Hülle und die Fülle. Übrigens liegt bei diesen Leuten immer etwas vor. Man greift nie fehl, denn sie haben immer etwas pekziert. Ich faßte sie auf den Paragraphen hin: wer falsche Gerüchte verbreitet ..."

„Falsche Gerüchte?"

„Ja. Denken Sie sich, alle fünf hatten sich nicht entblödet, den kleinen Leuten auf Ehrenwort zu versichern, sie würden alle wieder französisch werden. Der Präfekt schwankte noch; ich war aber für: Exempel statuieren. Sie hätten das Geschrei hören sollen."

So ging es weiter.

Ich lege kein Gewicht darauf, daß die betreffenden fünf ganz recht hatten, und daß jene Stadt wirklich wieder französisch geworden ist; ich fechte auch jenen altbewährten Paragraphen nicht an und lass' es vollkommen gelten, daß Personen, namentlich in politisch erregten Zeiten, wegen Verbreitung falscher Gerüchte gefänglich eingezogen werden. Ich frage nur einfach, wie muß es einen 60jährigen, ersichtlich in höheren Lebensstellungen heimisch gewesenen Mann berühren, wenn er einen 20jährigen bartlosen, zum Zeichen seiner Würde nichts als eine goldene Brille beibringenden Fremden in dieser Weise über Amtshandlungen und Administrationspraxis sprechen hört, zugleich mit eingestreuten, nicht allzu schmeichelhaften Bemerkungen über diejenigen, die durch ebendiese Praxis beglückt werden sollen?!

Und wenn dieser Fall einzig dastände (wer mag dafür bürgen?), so wär' er doch gerade wichtig genug, nicht um nachträglich zu recherchieren und zu kleinen Prozeduren zu greifen, sondern um sich ernsthaft und ganz allgemein die Frage vorzulegen: ist denn wirklich alles so, daß es unsre Vorzüge klar erkennbar machen muß?

Ich antworte nicht direkt, kann es auch nicht. Aber lassen wir Elsaß-Lothringen fallen und versuchen wir es, diese Frage, losgelöst von allem Persönlichen, von allem uns unmittelbar Betreffenden, ganz allgemein zu betrachten.

Alle vorgeschobenen Posten, alle widerwillig gehorchenden Grenzterritorien, alle Kolonien, alle Konsulate bieten eine verwandte, immer wiederkehrende Schwierigkeit. Die Regierungen, sie mögen einen Namen haben, welchen sie wollen (ich denke vorzugsweise an England), haben gemeinhin eine vollkommene Vorstellung von der politischen und moralischen Verantwortlichkeit, welche sie bei Besetzung gerade solcher Stellen eingehen, und keine Mühe wird gescheut, für bedeutungsvollste Plätze auch die bedeutendsten Männer zu finden. Aber selbstverständlich reicht diese Mühe nur bis zu einer gewissen Abwärtsstufe, dann hört sie auf, und — man nimmt, was man hat.

Auch unter diesem „was man hat" befinden sich oft allerbeste Kräfte, alle die, die im Gefühl, etwas zu können, um jeden Preis vorwärts wollen, denen es daheim zu eng wird oder zu lange dauert. Die Kolonialgeschichte aller Länder liefert Hunderte von Beispielen, wieviel Großes aus der Gesamtheit dieser Unruhigen und Ehrgeizigen emporgewachsen ist. Aber man verwechsele nicht Ausnahme und Regel. Die Streber, die Abenteuerlustigen, die Rastlosen, die Ambitiösen, sie können gut sein, aber sie müssen es nicht sein, und als Norm bleibt das bestehen, daß alles Gute und Beste nach dem Zentrum drängt und nicht nach der Peripherie.

Wilhelmshöhe

Erstes Kapitel

Cassel

Nach sechs Wochen Fremde hat man es meist eilig, wieder daheim zu sein! Es erging mir nicht anders wie andern; aber, eilig oder nicht, ich wollte die Strecke zwischen Rhein und Spree doch nicht durchfliegen, ohne an der Fulda flüchtig Rast genommen und Wilhelmshöhe besucht zu haben. Natürlich nur um seines letzten Gastes, um Louis Napoleons willen. Überall, wohin ich gekommen war, war ich der Erinnerung an irgendeine Phase seines romanhaften, abenteurenreichen Lebens begegnet; in Ham, in Straßburg, in St. Denis und Dieppe, vor allem in Sedan hatten seine Taten zu mir gesprochen; ich wollte nun auch die Stätte sehen, die das Fazit war, das schließlich Gott und Geschichte aus dieser komplizierten Lebensrechnung, aus einem Chaos von Addition und Subtraktion, gezogen hatten. Viele begnügen sich mit dem einfachen Regula-de-Tri-Ansatz: ein Teufel macht eine Hölle, wieviel Höllen macht Napoleon III.? Aber diese Rechnung ist mir doch zu einfach.

An einem schönen Maimorgen — das Pfingstfest dämmerte schon — fuhr ich denn also in Cassel ein, um daselbst einen

Tagesaufenthalt zu nehmen. Ich tat es, wie schon eingangs hervorgehoben, um „Wilhelmshöhe" willen; aber wenn Neunzehntel meines Interesses auf dieses letztere fielen, so entfiel das letzte Zehntel doch gut und gern auf Cassel selbst, das ich noch nicht kannte. Es gibt Städte, die einem nun mal, bis zu äußersten Terminen hin, verschlossen bleiben, und zu diesen Städten (neben Braunschweig und Hannover) hatte durch zwanzig Jahre hin, wo ich fast jahraus jahrein an ihnen vorüberflog, auch Cassel gehört. Ich war also, indem ich Wilhelmshöhe besuchte, zugleich in der angenehmen Lage, eine alte Schuld gegen die weiland kurhessische Hauptstadt abtragen zu können.

Im großen und ganzen — alle Casselaner mögen es mir verzeihen — hat mich ihre vielgerühmte Haupt- und Residenzstadt enttäuscht, was eine Bewunderung im einzelnen, wie dieses kurze Kapitel zur Genüge erweisen wird, nicht im geringsten ausschließt. Ich werde meine Gegner, die mich nach diesem Ausspruch zunächst im Verdacht des Borussismus und der Berlinerei haben werden, am besten dadurch entwaffnen, daß ich ihnen erkläre: Cassel gehört unter die Potsdamme der Weltgeschichte. Das Wesen dieser Potsdamme — wobei ich Potsdam als alten überkommenen Begriff, nicht als etwas tatsächlich noch Vorhandenes fasse — das Wesen dieser Potsdamme, sag' ich, besteht in einer unheilvollen Verquickung oder auch Nichtverquickung von Absolutismus, Militarismus und Spießbürgertum. Ein Zug von Unfreiheit, von Gemachtem und Geschraubtem, namentlich auch von künstlich Hinaufgeschraubtem, geht durch das Ganze und bedrückt jede Seele, die mehr das Bedürfnis hat, frei aufzuatmen als Front zu machen. Front zu machen. Ja, dies ist das Eigentlichste! Ein gewisses Drängen herrscht in diesen der Louis XIV.-Zeit entsprungenen Städten vor, in die erste Reihe zu kommen, gesehen, vielleicht gegrüßt zu werden;

vornehm und gering nehmen gleichmäßig daran teil und bringen sich dadurch, während der Hochmut wächst, um mit das Beste, was der Mensch hat: das Gefühl seiner selbst. Es kann keinen wärmeren Lobsprecher des richtig aufgefaßten „Ich dien" geben als mich; es ist ein Charaktervorzug, gehorchen zu können, und ein Herzensvorzug, loyal zu sein, aber man muß zu dienen und zu gehorchen wissen in Freiheit. Man hat von den Berlinern gesagt, sie hätten alle „einen kleinen ‚alten Fritz' im Leibe" (beiläufig das Schmeichelhafteste, was je über sie gesagt worden ist); so kann man von vielen Klein-Residenzlern sagen: sie tragen den Hofmarschall v. Kalb irgendwie oder irgendwo mit sich herum.

Soviel über die Menschen. Aber es bleibt nicht bei diesen. Wie immer, so modelt sich auch hier die Schale nach dem Kern; der Geist schafft sich den entsprechenden Leib; die Wohnung, die Architektur der Stadt empfängt ihren Stempel nach dem, was darin zu Hause ist. Alles freie, individuelle Schaffen und Gestalten hört auf; die fürstliche Laune, der sich der Hofbaumeister bequemt, läßt überall Straßen für pensionierte Kammerdiener, im günstigsten Falle Schnörkelvillen für alte (oder auch für junge) Hofdamen aus der Erde wachsen, und so entsteht denn jenes steife, parademäßige, mitunter hypersplendide, meist aber kärglich abgeknapste Bauwesen, das langweilt, halb trübselig, halb komisch stimmt und die recht eigentliche Kehrseite bildet von den Giebelhäusern, den „Rolands", den Gürzenichs, den Werften und Schiffen der freien Städte.

Es ist kein Zweifel, daß sich Cassel mehr und mehr in die Bremen und Lübecks hinein und aus den Potsdams herauswachsen wird. Die Anfänge dazu sind unverkennbar gemacht. Je mehr dies geschieht, desto schöner wird die Stadt werden, für die die Natur soviel getan.

Wieviel sie getan, dessen wird man am besten ansichtig

vom Au-Tor und der Bellevuestraße aus, von deren terrassenförmiger Höhe man eine zu Füßen gelegene Wieseninsel überblickt. An dieser Stelle konzentriert sich die Schönheit der Stadt. Den Blick drüben auf die abschließenden Berge richtend, hat man den Au-Park tief unten vor sich, den Friedrichs-Platz in gleicher Höhe mit dem Stadtplateau hinter sich. Park wie Platz haben einen Überfluß von Palästen, die herzuzählen, bei ihrem auch architektonischen Reponiertsein nicht mehr verlohnen würde. Was hat die Welt davon, die Fassade der Fürstin von Hanau, will sagen ihres Palastes, noch fernerhin beschrieben zu sehn?

Habeat sibi!

Aber in eines dieser Schlösser, unten im Au-Park, in ein halb verschossenes, überall angebröckeltes Rokoko-Pavillon-Schloß, in dieses führ' ich die Leser dennoch, unbekümmert darum, ob sie es kennen oder nicht, in das vielberühmte Marmorbad, jene glänzende Schöpfung Peter Monnots (geb. 1658 zu Besançon, gest. 1733 zu Rom), die architektonisch eine Null ist, aber ihrem Skulptureninhalt nach zu dem Entzückendsten zählt, das man sehen kann. Von allem, dem ich in Nordeuropa begegnet bin, geht nur das Kopenhagener „Thorwaldsen-Museum" durch Fülle, Adel und Reinheit der Erscheinung darüber hinaus. An Grazie, Heiterkeit und technischer Vollendung muß es sich damit begnügen, diesem Marmorbade ebenbürtig zu sein. Je mehr ich davon ausgehen darf, daß ich über allgemein Bekanntes spreche, daß Bacchus und Bacchantin, Apoll und Minerva — der großen Reliefs zu geschweigen, die ganz nach Art historischer Bilder wirken — längst zu den Sinnen der Mehrzahl meiner Leser gesprochen haben, desto mehr kann ich mich darauf beschränken, hier ein Urteil oder, wenn dies zu viel gesagt ist, ein Sentiment abzugeben.

Diese Dinge sind und bleiben allerersten Ranges. Es hilft nichts, von philiströs vorgefaßten Standpunkten, will

sagen von der eitlen Annahme aus, daß der jeweilig herrschende Geschmack der einzig richtige, der aufgeklärte, der keusche, der geläuterte sei, ich sage, es hilft nichts, von solchen vorgefaßten Standpunkten aus diese Dinge bloß bedingungsweis, bloß mit Reservationen oder wohl gar mit einem herablassenden „i, nun ja" anerkennen zu wollen. Sie sind, wie sie da sind, entzückend, und keine Cliquerei und Schulfuchserei wird sie um ihren vollen und ganzen Ruhm bringen können. Die Welt hat auch nach dieser Seite hin die Phrasen satt und läßt sich mit „Reinheit des Stils", worunter zuletzt der eine dies, der andre das versteht, nicht länger gängeln. Je selbständiger das künstlerische Empfinden wird, je mehr der einzelne den Mut ausbildet, individuelle Ansprüche zu erheben und unbekümmert um das Fühlen eines Zweiten oder Dritten sein Fühlen, seine Hinneigungen, ja selbst seine Launen (denn auch die wurzeln in seinem Innersten) zu befragen, je mehr wir die infallible Dogmenwirtschaft auch in der Kunst loswerden, desto höher werden diese Monnotschen Arbeiten wieder steigen, denn es gibt berechtigte Tausende, die gerade dies sehen wollen, und denen man seither mit der ehrpußlichen Versicherung, „es sei nicht keusch genug" oder „es widerspreche dem Marmor", bloß einen Teil ihrer Freude verdorben hat.

Genug. — Aus dem Marmorbade stieg ich die Terrasse wieder hinauf, um mich auf dem „Friedrichsplatze", von dem Besten, was er hat, von der Statue des Landgrafen Friedrich II., zu verabschieden. Es ist eine vortreffliche, überlebensgroße Arbeit des Bildhauers Nahl. Das Standbild selbst — mit Rücksicht darauf, daß es in der Jerome-Zeit entfernt und erst nach der Rückkehr des damaligen Kurfürsten Wilhelm I. wieder aufgerichtet wurde — trägt eine Doppelinschrift. In Front: „Friderico II. Patria, 1783"; — auf der Rückseite: „Guilelmus I. Elector statuam patris e sua sede ab hostibus avulsam reponi fecit 1818." Am bemerkenswertesten ist

vielleicht das, daß die Statue bei ihrer Entfernung, bequemeren Transportes halber, mitten durchgeschnitten wurde gerade da, wo die alten Kurfürsten immer sterblich waren. Die Säge kannte kein Erbarmen. Jetzt steht er wieder da, scheinbar als ob nichts vorgefallen sei. Aber wenn man scharf zusieht, so sieht man, wie bei Enthaupteten, die Linie, wo der trennende Schnitt ging.

Hier war es die untere Hälfte, die fiel.

Zweites Kapitel

Wilhelmshöhe

Der Nachmittag blieb mir für Wilhelmshöhe. Ich benutzte die Eisenbahn, die hier eine Station hat, und stand bald nach 3 Uhr in jener Avenue, die zu dem berühmten Kurfürstenschlosse hinaufführt. War je ein Ruhm verdient, so ist es dieser; es ist alles ersten Ranges. Man versteht hier völlig den scherzhaften Ausspruch eines hohen Herrn, der, auf Balkon oder Terrasse stehend, in gewohnter guter Laune seinem kurfürstlichen Vetter proponierte: „Gib mir Wilhelmshöhe, und ich baue dir ein Serail am Goldnen Horn." Er lehnte ab. Weder der, der diese Worte sprach, noch der, an den sie gerichtet waren, hatte eine Ahnung davon, daß ein Wechsel der Herrschaft, und zwar ohne Äquivalent, so nah in der Zeiten Schoße lag.

Dieser Wechsel der Herrschaft hat sich vollzogen, aber — eine einzige kleine Stelle abgerechnet — ist nichts da, woran sich dieser Wechsel erkennen ließe. Diese einzige kleine Stelle ist das Portierhaus unten am Park. Hier, von der Mehrzahl kommender und gehender Besucher sicherlich übersehen, be-

findet sich, hart an der Ecke des Hauses, zwei Handbreit unter dem Dache, jene bekannte weiße Tafel, auf der es heißt: „Schloß Wilhelmshöhe, Landkreis Cassel, Regierungsbezirk Cassel, 1. Bataillon 1. hessischen Landwehrregiments Nr. 81." Ach, wo diese Tafeln stehen, da ist Kattentum und Welfentum von den Tafeln der Geschichte gewischt, und wer in der Geschichte mehr sieht als einen Witz des Zufalls, dem steht es fest: jene beiden sind getilgt auf Nimmerwiederkehr.

Ich stieg nun links die Biegung des Weges hinan, meldete mich in einem Parterrezimmer des Schlosses beim Kastellan und sah alsbald eine hübsche junge Dame, groß, mit tiefdunklen Augen, erscheinen, die mir ihre Bereitwilligkeit erklärte, mich durch die „Napoleonzimmer" des Schlosses zu führen. Ich bemerke dabei gleich hier, daß die vertrauensvolle Unbefangenheit, mit der die junge Dame mir ihre Führerdienste zur Verfügung stellte, noch dazu in Räumen, die doch weder durch die alten Kurfürsten, noch durch Jerome, noch durch Napoleon den Dritten zu einem Vestatempel gestempelt sein konnten, im ersten Moment etwas geradezu Deprimierendes für mich hatte, bis ich später durch ein dann und wann sich wiederholendes Klappern von Eimern und Stehleitern, das von den Korridoren bis in die Zimmer hineindrang, zu meiner Beruhigung die Wahrnehmung machte, daß das Gefühl unbedingter Sicherheit weniger aus meiner Erscheinung als aus dem Vorhandensein einer unsichtbaren, aber gewiß sehr energischen Amazonenwache hergeleitet war.

Die Napoleonzimmer, solange wir darunter lediglich die von dem Kaiser selbst bewohnten Räume verstehen, befanden sich im ersten Stock. Wir schritten diesem zu.

Der erste Stock besteht aus neun Frontzimmern, und zwar aus einem Tanzsaal in der Mitte, an den sich nach jeder Seite hin vier Zimmer anlehnen. Der Tanzsaal war während des Napoleonsemesters vom September bis März sehr begreiflicher-

weise etwas Nebensächliches; es fehlte nicht bloß an Stimmung zum Tanzen, sondern auch an Damen; außer der Prinzessin Murat und der Herzogin von Hamilton (die mir genannt wurden; ich lasse dahingestellt sein, ob mit Recht) war der Hof des kaiserlichen Gefangenen damenlos. Es verblieben also dem Empereur in der von ihm eingenommenen Etage acht Zimmer, die er auch sämtlich bewohnte, aber in zwei Abschnitten. Vom September bis Dezember diente ihm die Linkshälfte zum Aufenthalt; als aber der ungewöhnlich strenge Winter ein Erheizen dieser Linkshälfte immer schwieriger machte, gab er sie auf und zog in die etwas wärmer gelegene Rechtshälfte hinüber. Eine Beschreibung dieser beiden Hälften wird glücklicherweise dadurch wieder vereinfacht, daß die Einrichtung beider so ziemlich dieselbe ist. Auf die Farbenabstufung der Zimmer in Tapeten und Möbeln verlohnt es sich nicht, hier näher einzugehen; alle Schlösser weisen Ähnliches auf.

Die Links- wie die Rechtshälfte bestand aus je einem Empfangs-, Wohn-, Schreib- und Schlafzimmer.

Nehmen wir die Linkshälfte zuerst. Ihr Ruhm, weil sie später durch die Rechtshälfte, die dann bis zuletzt aushielt, abgelöst wurde, ist schon wieder verblaßt. Es ist nichts Gegenständliches da, das die Erinnerung festhielte. Selbst das mit Geschmack eingerichtete Schlafzimmer empfängt den besten Teil seines Interesses daraus, daß ein unmittelbar daranstoßendes, schon im Flügel des Schloßgebäudes gelegenes Separatkabinett der Kaiserin Eugenie bei ihrem nur eine Nacht andauernden Besuch in Wilhelmshöhe als Schlaf- und Toilettenzimmer diente. Sie schlief unter einer mit hessischen Löwen gestickten Atlasdecke; was aber die schöne, unglückliche Frau (die ich mich nicht entschließen kann, halb als Messaline, halb als weiblichen Torquemada zu fassen) noch viel verwundersamer als jene hessischen Löwen berühren mußte, das waren die Porträts Ludwigs des Fünfzehnten und seiner Ge-

mahlin zu Häupten und zu Füßen ihres Bettes. Louis XV. trug den Krönungsmantel mit den Lilien. Der Lilienmantel fiel, wie nun der Mantel mit den goldenen Bienen gefallen war.

Etwa Anfang oder Mitte Dezember, wie schon erwähnt, zog Louis Napoleon in die Rechtshälfte hinüber. Er fand hier nicht nur mehr Wärme, er fand auch eine gesteigerte Eleganz. Die Wände, zum Teil wenigstens, sind Atlaswände. Im Wohnzimmer zeigt noch die Kamineinrichtung (in der ganzen Vollständigkeit englischen Komforts), daß hier vor kurzem gewohnt wurde. Von hier aus treten wir in das Arbeitszimmer. Seidengestickte Fauteuils stehen umher, am Schreibtisch ein Stuhl von purpurfarbenem Plüsch. Alles reich, elegant. Das unsere Aufmerksamkeit am meisten in Anspruch nehmende Möbel ist der Schreib- und Arbeitstisch des Kaisers. Er macht den Eindruck einer bequemen Fülle, zugleich einer gewissen Gemütlichkeit, da alles, was da ist, weder nach Zahl noch Wert der Gegenstände irgendwelche Übertreibung übt. Leuchter und Schalen, Vasen und Flakons, Tintenfässer und Tintenwischer (diese in komischen Figuren) stehen umher; ein eingebrannter Fleck zeigt die Stelle, wohin er gewohnt war, die brennende Zigarre zu legen; das Reizendste aber sind die Briefbeschwerer, insonderheit ein Amor, der den Bogen auf dem Rücken trägt und, beide Arme unterschlagend, jedem Herantretenden zu sagen scheint: ich habe meinen Dienst eingestellt. Wie Eugeniens Auge (Frauen sehen alles) auf diesem Amor geruht haben mag? Gläubig oder zweifelvoll, gehoben oder bedrückt?!

Neben dem Arbeitszimmer das Schlafkabinett. Es ist viel reicher und prächtiger als das Schlafzimmer der linken Hälfte. Natürlich. Denn es war dies das Schlafzimmer der Fürstin von Hanau. In solchem Zimmer ist das Bett natürlich die Hauptsache. Auch hier eine Decke von weißem Atlas, aber statt mit langweiligen Wappenlöwen ist es mit Füllhörnern

überstickt, aus deren weiten Öffnungen alles, was Farbe und Duft hat, in einem Blütenregen niederfällt. Eine Lyoneser Stickerei. Unter dieser Prachtschöpfung französischen Geschmacks schlief der französische Kaiser. Wenn er erwachte, fiel sein Auge nach links hin auf einen kronengeschmückten Ofenschirm, während zu seinen Füßen zwei alabasterne Bacchantinnen ihn grüßten. Was traf ihn tiefer?

Aus dem Bettzimmer in das Betzimmer. Es befand sich parterre neben dem dem Tanzsaale des ersten Stockes entsprechenden Speisesaale. Die Einrichtung dieses Betzimmers war die einfachste von der Welt: ein großer auf goldenen Füßen ruhender Tisch, dessen Marmorplatte zu einem Altar hergerichtet zu werden pflegte.

Im Schlosse verbleiben uns nur noch die Räume für die Ordonnanzen und Dienerschaft. Hier befinden sich die viel besprochenen Erinnerungen an die Jerome-Zeit: große napoleonische Familienporträts, deren Schicksale von Anfang an so wundersam waren, daß ihrer an dieser Stelle gedacht sein mag. Es mochte im zweiten oder dritten Jahre seiner Regierung, also etwa 1809 oder 1810, sein, als Jerome den Plan faßte, Wilhelmshöhe mit einem napoleonischen Ahnen- und Familiensaale zu schmücken. Er befahl zunächst, sein eignes Bild im Krönungsornat zu fertigen; daran sollten sich dann die Bildnisse seiner Brüder (voran der Kaiser), zuletzt auch die Bildnisse der vielgeliebten Reine Hortense und ihres „Lulu", des spätern Louis Napoleon, reihen. Der Befehl erging natürlich nach Paris, und die alten und neuen Jünger der Palette erhielten zu tun. Aber alle Bemühungen reichten doch nicht so weit, daß nicht die Hast der Ereignisse die Hast des Schaffens überholt hätte, und als endlich in einer mächtigen Kiste König Jerome im Krönungsmantel eintraf, war der Krönungsmantel schon wieder von seiner Schulter gefallen. Wilhelmshöhe war wieder kurfürstlich geworden, und die Kisten, die unliebsame

Erinnerungen weckten, wurden einfach in den Keller gestellt. Dort standen sie dreiundfünfzig Jahre. Erst 1866, als das kurfürstliche Hessen unter die Pickelhaube gekommen war, wurden die halbvergessenen Kisten neu entdeckt und ihre Bilderschätze ans Licht gezogen. Es lag für die neue Herrschaft kein pressanter Grund vor, ihnen die Existenz, das Recht des Daseins nach so vielen Prüfungen noch länger vorzuenthalten, und so wurden denn verschiedene Zimmer des zweiten Stocks zu einer Art Erinnerungsgalerie an die Jeromezeit auserkoren. In diesen Zimmern befanden sich die napoleonischen Familienporträts noch, als der Kaiser am 4. September in Wilhelmshöhe eintraf. Seine Adjutanten erhielten ihre Wohnungen in speziell diesen Räumen angewiesen. Doch scheint es (wenn ich recht verstanden habe), daß eben diese Bilder noch während der Anwesenheit Louis Napoleons auf Wilhelmshöhe aus den betreffenden Zimmern entfernt und nach kurzem Dasein in der Welt des Lichts in ihre alte Kistenbehausung zurückbefördert worden sind.

Soviel über die Kaiserzimmer auf Wilhelmshöhe; ich war bemüht, auch über das Leben, das der Gefangene in diesen Zimmern führte, das eine oder das andre in Erfahrung zu bringen. Ich hörte auch dies und das, aber es tröpfelte nur. Ich gebe dies Wenige.

Er war zu guter Stunde auf, hatte um 11 sein Dejeuner, um 5 oder 6 sein Diner. Sein Hofstaat, wenn man von einem solchen sprechen darf, bestand nur aus wenigen Personen, und zwar aus den Generaladjutanten: Fürst de la Moscowa, General Castelnau, Graf Reille, de Vaubert, Vicomte Pajol. Wie aus der inzwischen erschienenen Schrift des Prinzen Napoleon (gegen Trochu) bekannt geworden ist, erbot sich auch dieser, von Florenz aus, die Gefangenschaft auf Wilhelmshöhe mit dem „Haupte der Familie" zu teilen. Der Kaiser lehnte dies Anerbieten aber dankend ab. Das Leben

auf Wilhelmshöhe, wie es in einem engsten Zirkel sich bewegte (die Zeiten der „ersten, zweiten und dritten Serie" waren vorüber), war auch zugleich ein sehr zurückgezogenes, sich absolut auf Schloß und Park beschränkendes. Der Kaiser ging, ritt, fuhr; — dies erhielt ihn körperlich frisch; an schlechtesten Tagen mußte die Billardtafel aushelfen. Im übrigen aß er, las und schrieb er; seine alten literarischen Gewohnheiten traten sofort wieder in den Vordergrund. Man darf füglich sagen, er hatte zu allen Zeiten etwas von einem vornehmen, eigene Wege gehenden, still-ehrgeizigen Publizisten und kehrte, wenn der Wandel der Geschicke es erheischte, jedesmal mit einer gewissen Vorliebe zu seinem eigentlichen „Rübenfeld" zurück. Es ist möglich, daß ich mich irre, aber ich habe diesen Eindruck. Ein gewisses „Müdesein der Macht" scheint neben all seinen Machtbestrebungen wie ein Schatten herzugehen. Eine spätere Zeit wird Aufschluß über die Gesamtheit seiner politisch-literarischen Tätigkeit während der Tage auf Wilhelmshöhe, ganz besonders über seine Korrespondenz innerhalb des genannten Zeitabschnittes geben; bis zu dieser Stunde ist nur einzelnes davon an die Öffentlichkeit gedrungen. Erstens ein Brief, datiert Wilhelmshöhe, 26. September, den er nach Abbruch der Verhandlungen zwischen Graf Bismarck und Jules Favre mit der Mahnung, Versöhnlichkeit walten zu lassen, in das preußische Hauptquartier schickte. Die Echtheit dieses Briefes ist nicht bestritten worden, sonst würde ich, seinem Inhalte nach, dieselbe bezweifeln. Zweitens eine Proklamation an das französische Volk, datiert Wilhelmshöhe, 4. Februar, worin er sich, bevor nicht eine neue Volksabstimmung stattgefunden, als den wahrhaften Repräsentanten der Nation proklamiert; endlich drittens eine über die preußische Wehrverfassung abgefaßte Broschüre (Wilhelmshöhe, im Februar 1871), die den Titel führt: „Note sur l'organisation militaire de la confédération de l'Allemagne du Nord." Er tritt in dieser höchst interessanten Schrift

ganz für die preußische Wehrverfassung ein, von der er an einer Stelle die höchst beherzigenswerten Worte sagt: „Die Armee in Preußen ist eine Schule, in der ein jeder, der Reihe nach, das Kriegshandwerk lernt und in dem Gefühl der Pflicht erstarkt. Der junge Mann, der zu den Fahnen einberufen ist, lernt nicht nur exerzieren, man lehrt ihn auch die Treue zum Könige, die Ergebenheit für das Vaterland. Eine Armee, die nicht aus Söldnern, sondern aus der Elite der Nation besteht und auf dem Prinzip der Autorität beruht, das mit den Rechten des Bürgers nicht im Widerspruch steht, eine solche Armee ist der Schutz für die Festigkeit eines Staates."

Besuche trafen nicht eben zahlreich in Schloß Wilhelmshöhe ein; der immerhin erschwerte Verkehr, vielleicht auch der ausgesprochene Wunsch des Kaisers, der sich von der Mehrzahl dieser Besuche wenig versprechen mochte, hielten davon ab. Das einzig große Besuchsereignis war das schon erwähnte Eintreffen der Kaiserin. Sie blieb nur vierundzwanzig Stunden. Was zu dieser Winterreise von Chislehurst nach Wilhelmshöhe führte (die Kapitulationsfrage von Metz war wohl die erste Veranlassung gewesen), ist noch nicht aufgeklärt.

Ein einziges Mal verließ der Kaiser die unmittelbare Umgebung des Schlosses und fuhr nach Cassel, um einer Theatervorstellung beizuwohnen[1]). Es war ersichtlich, daß er es aus Courtoisie gegen eine Bevölkerung tat, innerhalb welcher er sechs Monate lang ein unfreiwilliger Gast gewesen war und deren verzeihliche Neugier er wenigstens einmal glaubte befriedigen zu müssen — um so mehr, als man sich, bei

[1]) Von andrer Seite vernehme ich, während diese Zeilen zum Druck gehen, daß ein solcher Theaterbesuch nicht stattgefunden habe. Es kann sein; ich gebe eben nur wieder, was ich an Ort und Stelle gehört habe. Eine nachträgliche Feststellung, ob oder nicht, verlohnt sich kaum. Die hinzugefügte Motivierung, daß ein solcher Besuch (der noch dazu der Abreise beinah unmittelbar vorausging) „taktlos" gewesen sein würde, will mir gewagt erscheinen.

gelegentlichen Begegnungen in Wilhelmshöhe selbst, jederzeit rücksichtsvoll gegen ihn benommen hatte. Nur ein einziger Ausnahmefall ist festgestellt: ein siebzehnjähriger Heißsporn hatte sich eingefunden, um als zurückgebliebener Oberquartaner, aber fortgeschrittener Patriot „Deutschland von seiner Geißel zu befreien". Dieser Brave war aber kein Casselaner, sondern natürlich ein Berliner.

Am 19. März, nach einer Gefangenschaft von genau sechs und einem halben Monat, verließ der Kaiser Wilhelmshöhe; bis zuletzt wurden ihm alle einem Souverän zukommenden Ehren erwiesen; zwei Kompanien Dreiundachtziger bildeten bei seiner Abreise Spalier, General Graf Monts begleitete den Kaiser bis zur belgischen Grenze.

Er hatte sich, nach der gewinnenden Art, die ihm eigen, auch hier, auf Wilhelmshöhe, manches Herz zu erobern, manche Teilnahme zu wecken gewußt; nur das Herz meiner schönen Führerin schlug ihm nicht entgegen. Davon ausgehend, daß die Gefühlswelt der jungen Dame schwerlich etwas anderes sein werde als das Echo der allgemeinen Haus- und Schloßstimme, hatten ihre Anschauungen einen gewissen Wert für mich. Freilich nur einen gewissen. Es war nämlich ersichtlich, daß man sich „mehr von ihm versprochen hatte". Da lag es. Ein Ausgleich durch persönliche Liebenswürdigkeit, sobald dieser Punkt überhaupt erst mitklingt, ist fast immer unmöglich. Ja, man kann sagen, jede Liebenswürdigkeit, die prätendiert, an Zahlungsstatt angenommen zu werden, hat ganz besondern Widerwillen zu überwinden.

Ich empfahl mich mit dem guten Gewissen, diese Form der Abneigung nicht herausgefordert zu haben, und schritt in Front des Schlosses auf einen freien Platz zu, der mir nochmals einen Überblick über das Ganze gestatten sollte. Im Hintergrunde ragte im grauen Gewölk die Löwenburg auf; im Vordergrunde leuchteten freundlich die weißen Wände des

Hotel Schombart. Ich schwankte einen Augenblick zwischen der Keule des Herkules dort oben und einer mutmaßlichen Rehkeule hier unten. Aber die Tage der Allerweltsseherei, vor allem der Steigerei und Kletterei lagen zu lange hinter mir, als daß der Kampf anders als ein kurzer hätte sein können.

Anderthalb Stunden später schritt ich wieder auf Cassel zu, nur durchdrungen von dem einen Gefühl, daß es doch ein rechter Treffer für den Kaiser Napoleon gewesen sei, an einem so angenehmen Ort und sozusagen Arm in Arm mit „Onkel Schombart" sechs Monate lang durchs Leben pilgern zu können.

Drittes Kapitel

Schlußwort

Noch ein Schlußwort, kurze Betrachtungen, die an den Mann anknüpfen mögen, der uns, wie durch die Kapitel dieses Buches überhaupt, so namentlich durch das Schlußkapitel auf Schritt und Tritt begleitet hat. Kurze Betrachtungen, zugleich ein Resümee, ein politisches Glaubensbekenntnis.

Was führte ihn hierher? Unterlag er einem herben, unverdienten Geschick? Oder zog Gott, müde des Spiels, endlich die Summe aus einer langen Schuldenrechnung und warf den, der die Schuld kontrahiert, zu den Toten? Was war es mit diesem Manne? Soll er ein Vorbild sein oder eine Warnung? Gewiß das letztere; aber nicht in dem Sinne derer, die nicht müde werden, ihn als den Erzfeind aller Menschheit, als den fleischgewordenen Antichrist anzusehen, und es als Gewissenssache betrachten, nun auch ihrerseits das bekannte Holzscheit heranzuschleppen.

Es frommt zu nichts, wie beispielsweise der treffliche Johannes Scherr in seinem, im übrigen mit dem höchsten Interesse von mir gelesenen „Tagebuch vom Berge“ getan hat, ihn als „Lügen-Louis“ und „Soulouque den Größeren“, das ganze zweite Kaiserreich aber als einen „vom Napoleon-Mythus mit der Geldsacksangst gezeugten Bankert“ zu bezeichnen. Es frommt zu nichts, bei der Nachricht von den sich häufenden Niederlagen der Franzosen auszurufen: „Das sind so die Früchte der den Jesuiten gestatteten Jugendverderbung, Resultate der planmäßig betriebenen Volksverdummung. Es wird noch ärger kommen. Aus der Trümmerstätte des aus Lug und Trug gezimmerten, mit Blutmörtel gemauerten Empire werden unerträgliche Miasmen aufsteigen. Haltet die Nasen zu!“

So Scherr. Seine Entrüstungssprache liegt jenseits meiner Kraft.

Ich reibe mir die Stirn und frage mich, ob ich zwanzig Jahre lang geträumt habe? Nein; ich bin in Mannesjahren, offnen Sinnes, dem Gange der Ereignisse gefolgt. Ich entsinne mich der Tage und Wochen, in denen das regierende Europa, darunter der eiserne Zar Nikolaus, den „meineidigen Dezemberblutmann“ zu eben diesem blutigen Dezember beglückwünschte, ich entsinne mich des Jubels und des Dankes von seiten des gesamten Liberalismus, als der Fall Sebastopols der Präponderanz Rußlands ein Ende machte; ich entsinne mich des Erscheinens Louis Napoleons in Windsor-Castle, wo ihm zu Ehren die Bezeichnung „Waterloo-Saal“ wenigstens momentan geändert wurde; ich entsinne mich der Tuilerienwallfahrten beinahe sämtlicher Souveräne und so vieler andrer Huldigungen, die dem „Parvenu-Kaiser“ im Laufe einer zwanzigjährigen Regierung von nahezu allen Parteien, allen Nationen, allen Schichten der Gesellschaft dargebracht wurden. Wenn dies alles eine Farce war, so trifft die sittliche Verant-

wortung für eine solche Komödie weit mehr diejenigen, die dies Spiel spielten, als den, der sich dies Spiel gefallen ließ.

Aber es war keine Farce; es war die einer hervorragenden Kraft dargebrachte, namentlich im zweiten Jahrzehnt seiner Herrschaft völlig unaffektierte Huldigung. Er war nicht nur de facto Kaiser, er war es auch in den Gemütern, er war „stabiliert", und wenn nichtsdestoweniger von den Gefahren gesprochen wurde, die ihn umdrohten, so geschah es nicht im Ton der Freude über eine langsam, aber sicher heranschreitende Nemesis, sondern im Ton der Klage. Er und seine Regierung galten im eigenen Lande als gleichbedeutend mit Vorwärtskommen und materieller Entwicklung, nach außen hin als gleichbedeutend mit siegreicher Bekämpfung der Revolution. Après lui le déluge. Mit Rücksicht auf alles dies entschied sich Frankreich in viermaliger Wahl für den Fortbestand seiner Herrschaft, und das übrige Europa, in Würdigung aller Schwierigkeiten, die seine Herrschaft umgaben, zollte ihm einen ungeheuchelten Respekt. Was gegen ihn eiferte, waren natürlich, Hunderte von Ausnahmen, selbst von glänzenden Ausnahmen zugegeben, jene Eiferer von Fach, die noch jeder ordnungübenden Regierung die Ehre der Opposition angetan haben.

Das Land hing an ihm, und das Ausland stand nicht gegen ihn. Selbst diejenigen Machthaber, die ihn beanstandeten, ließen ihn wohlweislich gelten, „faute de mieux". Und Land und Ausland, hatten sie unrecht? Haben die Tage, die seither seiner Herrschaft gefolgt sind, für ihn oder gegen ihn gezeugt? Was ist besser, wahrer, heiliger geworden? Hat das Gambetta-Regiment das seine in den Schatten gestellt? Haben die Massenfüsilladen, die Einkerkerungen und Transportationen, die dem roten Aufstande folgten und vielleicht noch folgen werden, haben sie Blutigeres getan oder Härteres verhängt als der 2. Dezember? Nein, und abermals nein.

Tollheitsausbrüche, sobald die Macht wieder Macht wird, sind immer in derselben Weise gezügelt worden. Und mit Recht.

Der geschmähte „Chevalier d'Industrie", der „Bandenhauptmann" und sein „spanisches Weib", sie haben zwanzig Jahre lang regiert kraft ihrer Kraft, weil sie die Herrscherfähigsten waren und nicht nach bloßer wüster Schicksalslaune. Ihr Hof, was immer seine Gebrechen sein mochten (welcher Hof wäre frei davon), kannte Treue, Anhänglichkeit, Pflichterfüllung, und Hunderte und Tausende der Allerbesten des Landes haben nicht liebedienerisch und nicht heuchlerisch, sondern in aller Aufrichtigkeit an dem Kaiser gehangen. Die Zukunft wird es lehren, daß dies nicht zuviel gesagt ist. Inmitten der furchtbarsten gegen ihn gerichteten Aufregung hab' ich doch, eingestreut in eine Flut von Verwünschungen, immer wieder die Worte vernommen: „Wir prosperierten unter ihm" oder (von alten Soldaten) die halbscheue Versicherung: „Gegen uns war er gut." Er hat — und dies vor allem sei betont — Frankreich nicht degradiert, nicht in den Sumpf der Verderbnis gezogen; die Liederlichkeit ist uralt in diesem Lande; die Anbetung des goldnen Kalbes aber ist Zeitkrankheit, die überall zu finden und in Frankreich schwerlich zuerst in ihren krassesten Formen aufgetreten ist. Die Dekadenz ist nicht seine Tat.

Er hat den Verfall nicht eingeleitet, aber (und hier blicken wir auf den Revers der Medaille) er hat ihn auch nicht gehemmt. Hier liegt das Maß seiner Schuld; aber wohlverstanden, ein begrenztes Maß. Nicht seine Untugenden klagen ihn an, sondern seine Schwächen; seine Fehler lagen mehr nach der negativen, als nach der positiven Seite hin. Es fehlte ihm etwas, nicht weil es ihm an der Erkenntnis des Guten oder an dem aufrichtigen Willen dazu gebrochen hätte, sondern lediglich, weil es ihm an der Kraft dazu gebrach.

Diese Kraft fließt nur aus festen Überzeugungen, aus jener rätselhaften Tiefe, wo das Göttliche und der Glaube an dies Göttliche ruhn. Wo dieser Glaube fehlt oder auch nur schwankt, wo das resignierte „wir wissen es nicht" an die Stelle des bestimmten „ich weiß" tritt, wo göttliche Weltordnung, Leben und Vergeltung nach dem Tode, alles „offene Fragen" sind (und sie müssen es bei ihm sein), da gebricht es selbstverständlich an Kraft, in den Gemütern andrer das Leben aufzurichten, das dem eignen Gemüte fehlt. Was dann, von Klugheits wegen, nach dieser Seite hin versucht wird, bleibt eben Versuch, der scheitern muß; ein tönend Erz und eine klingende Schelle. Wie öde, wie alles innersten Lebens bar, klang es, wenn er in seiner Februarproklamation sich vernehmen ließ: „... aber, dessen seid gewiß, nur eine aus der Volkssouveränität entsprungene Regierung, welche sich über den Egoismus der Parteien zu erheben vermag, wird imstande sein, eure Wunden zu heilen, eure Herzen der Hoffnung und die entweihten Kirchen euren Gebeten wieder zu eröffnen." Solche Phrasen konnten nicht verfangen, und sie haben es nicht getan.

So ist denn sein Leben und seine Regierung allerdings eine Warnung für uns, aber noch einmal sei es gesagt, nicht in dem Sinne einer als Schreckgespenst aufgerichteten Untat, sondern im Sinne einer stillernsten Mahnung, das Diesseitige nach dem Jenseitigen zu gestalten.

* * *

Aus: Ein Sommer in London
(1852)

Erstes Kapitel

Long Acre 27

Von welcher Stelle Londons aus glaubst Du diese Zeilen zu erhalten? Gib es auf, die Antwort darauf zu finden. Und rietest Du von der Kuppel St. Pauls an bis in den letzten Winkel des Themsetunnels hinein, just an der Stelle würdest Du vorübergehn, von der aus ich mich anschicke, Dir diese Zeilen zu schreiben. Vernimm denn, ein Zufall hat sich meiner Neugier erbarmt und mich ohne Wissen und Wollen zu einem Mitbewohner der Flüchtlingsherberge gemacht. Gestern z. B. bin ich ein Tischgenosse Willichs gewesen, und schon mehrfach hatte ich die Ehre, mit dem Grenadier Zinn eine längere Unterredung zu führen. Laß Dir erzählen, wie ich in die Höhle des Löwen gekommen bin.

Auf dem Steamer, kurze Zeit nachdem wir in die Themse eingefahren waren, trat ein blonder und rotbäckiger junger Mann mit entschieden gutmütigem Gesicht an mich heran und äußerte den Wunsch, da ich des Englischen mächtiger zu sein scheine als er, mich seiner anzunehmen. Ich verbeugte mich und versprach zu tun, was in meinen Kräften stehe. So

kamen wir einander näher, und noch ehe der Steamer London-bridge erreicht hatte, wußt' ich aus dem überreichen Fluß seiner Rede, daß er ein Landwirt aus Hessen-Kassel sei und vor Übernahme eines väterlichen Gutes sich entschlossen habe, noch einen Ausflug nach London und Paris zu machen. Auf dem Zollamt (custom house), während unsre Koffer durchsucht wurden, richtete er die Frage an mich, ob ich bereits ein bestimmtes Unterkommen in der Stadt habe, und als ich wahrheitsgemäß diese Frage verneinte, empfahl er mir das german coffee house Long Acre 27, an das er brieflich empfohlen sei, und das sich, wie er schon in Kassel gehört habe, durch Billigkeit und freundliches Entgegenkommen auszeichnen solle. Ich hatte keinen Grund, in die Stichhaltigkeit seiner Empfehlung den geringsten Zweifel zu setzen, und da es begreiflicherweise etwas Verlockendes hat, seinen Einzug in das London-Labyrinth an der Seite eines Landsmanns zu halten, so schlug ich mit tausend Freuden ein, und vor Ablauf einer Viertelstunde rollte bereits unser gemeinschaftlicher Cab, an St. Paul vorbei, Ludgate-Hill und Fleet-Street hinunter.

Du magst Dir meinen Schreck denken, als endlich der Wagen hielt und gleich der erste Blick auf das german coffee house mich leise ahnen ließ, wohin das Schicksal in Gestalt meines hessenkasselschen Landwirts mich geführt hatte. Unsre Koffer wurden abgeladen und zwei Treppen hoch in das Fremdenzimmer gebracht. Zögernd folgte ich. Mit unverkennbaren Zeichen der Ungeduld durchschritt ich das Zimmer, und endlich vor meinem Reisegefährten stehenbleibend, fragte ich mit einem Tone, der wenig Zweifel über meine äußerste Enttäuschung ließ: „Sagen Sie, Bester, wo sind wir eigentlich?" Der Angeredete geriet in sichtliche Verlegenheit und antwortete beinahe stotternd: „Sie befinden sich im Flüchtlingshotel; wenn Ihnen der Aufenthalt darin, wie ich fast glauben muß, mißbehagt, so bitt' ich um Entschuldigung, Sie hierhergeführt

zu haben." Diese Worte entwaffneten mich; als er aber schließlich gar versicherte, daß er selber ein andres Unterkommen gewählt haben würde, wenn ihm die leiseste Ahnung davon gekommen wäre, daß die Gastzimmer seines Freundes Schärtner im Stil einer pennsylvanischen Zelle hergerichtet seien, schwand auch die letzte Falte des Unmuts von meiner Stirn, und ich beschloß, so lange zu bleiben, bis es mir geglückt sein würde, in einem eleganteren Stadtteil eine paßliche Wohnung ausfindig zu machen. Das ist nun geschehen. Morgen zieh' ich nach Burton Street, in die unmittelbare Nähe vom Eaton-Square; bevor ich aber dahin abgehe und dem deutschen Flüchtlingshotel ein für allemal den Rücken kehre, kann ich nicht umhin, Dich mit der Festung und ihrer üblichen Besatzung bekannt zu machen.

Long Acre an und für sich ist eine der rußigsten Straßen in London, und Long Acre Numero siebenundzwanzig vermeidet es, durch unzeitige Schönheit und Sauberkeit die Schornsteinfegerphysiognomie der ganzen Straße zu unterbrechen. Das Haus hat zwei Fenster Front und drei Stockwerke. Parterre befindet sich ein Ale- und Porterladen, wo eine Art Eckensteherpublikum seine Pinte Bier trinkt, auch gelegentlich wohl sich bis zum Gin oder Whisky versteigt. Die ganze erste Etage besteht aus einem einzigen saalartigen, aber finsteren Zimmer. Dem Fenster zunächst steht ein schwerer runder Tisch, darauf demokratische Zeitungen aus allen Weltgegenden — meist alte Exemplare — aufgespeichert liegen. An den Wänden entlang, in Form eines rechten Winkels, laufen zusammengerückte Tische, darauf in den Vormittagsstunden einige stehengebliebene Bierkrüge sich langweilig angucken, während hier am Abend die künftigen Präsidenten der einigen und unteilbaren deutschen Republik sich lagern und ihre Regierungsansichten zum Besten geben. Ich führe Dich später in ihre Gesellschaft.

Zwei Treppen hoch teilen sich die Schlafgemächer des Hotelwirts und das mehrerwähnte Fremdenzimmer in den vorhandenen Raum, und von hier aus ist es, daß ich die Freude habe, Dir ein Bild der vielgefürchteten Flüchtlingswirtschaft zu entwerfen. Es gewährt mir eine gewisse Befriedigung, daß dieselbe Tischplatte, von der aus so manche Verwünschung dessen, was uns heilig gilt, in die Welt gegangen ist, nun meiner altpreußischen Loyalität als Unterlage dienen muß, und es macht mich wenig irre, daß der Wind beständig an den alten klapprigen Fenstern rüttelt, als wollt' er mir drohen, oder mich mahnen: laß ab!

Ich habe nie ein ungemütlicheres Zimmer bewohnt; nur wer eben die Kasematten Magdeburgs hinter sich hat, mag sich hier verhältnismäßig wohl und heimisch fühlen. Der vielgerühmte englische Komfort ist durch einen Fetzen Teppich vertreten, der den Boden notdürftig bedeckt; kein Kamin, kein Fenstervorhang, kein Bild an den Wänden, mit Ausnahme einer grasgrünen, hier und da gelb durchkreuzten Pinselei, dran die Unterschrift prangt: „Plan des neuen Viktoriaparks." Von Möbeln nur das Notdürftigste: ein paar Wandschränke rechts und links, ein Klapptisch, drei Binsenstühle und zwischen den Fenstern ein bleifarbener Spiegel, drin man noch trauriger aussieht, als diese Umgebung einen ohnehin schon macht. Vielleicht tu' ich unrecht, meinen Groll in dieser Weise auszulassen, da das german coffee house schwerlich beabsichtigt, unter den Hotels der Stadt genannt zu werden, aber das Unbehagen wägt nun mal die Worte nicht ab, und ich friere so jämmerlich, wie man selbst in einer Ausspannung und, daß ich's rund heraussage, selbst in Long Acre 27 nicht frieren sollte.

Die Bewirtung ist erträglich genug; nur der Kellner, ein desertierter Soldat, der bei Iserlohn zu den Aufständischen überging, verdirbt einem durch seine Süffisance den Appetit.

Sein Benehmen gegen die renommiertesten Gäste dieses Zirkels ist das eines Spitalbeamten, der armen Leuten einen Teller Suppe reicht. Nur wenige verstehen es, sich in Respekt zu setzen; der Rest wird tyrannisiert, im günstigsten Falle protegiert.

Gestern mittag aß ich in Gesellschaft von Schärtner, Heise, Willich, Zinn und einigen Diis minorum gentium. Ich hielt es für überflüssig oder gar unwürdig, aus dem bloßen Zufall, der mich in ihre Mitte geführt hatte, irgendein Hehl zu machen, und bekannte mich freimütig zu Ansichten, die den ihrigen schnurstracks entgegen seien. Man respektierte diese Erklärung nicht nur, sondern zeigte auch im Gespräch mit mir eine Ruhe und Gemessenheit, die mich um so mehr frappierte, als sie den Streitenden bei ihren Streitigkeiten untereinander durchaus nicht eigen war. „Komm' ich heran, der erste, den ich erschießen lasse, bist du!" zählte zu den oft und gern ausgespielten Bekräftigungstrümpfen.

Der gemütlichste Paladin der ganzen Tafelrunde ist unbedingt der Wirt selbst. Schärtner, dieser vor Zeiten vielbesprochene Führer des Hanauer Turnerkorps, hat längst den klugen Einfall gehabt, seinen unbrauchbar im Stall stehenden Republikanismus zur milchenden Kuh zu machen und lebt jetzt in vollster Behaglichkeit von dem unverwüstlichen Renommee eines längst aufgegebenen Prinzips. Er hat sich zum Eheherrn einer blassen Engländerin gemacht, und unter reichlichem Verbrauch seines eignen Ales und Porters arrondiert er sich immer mehr und mehr zum vollen Gegensatz jener Cassius-Naturen, deren Magerkeit dem Cäsar so bedenklich war.

Schärtners ganzer Radikalismus ist ein bloßer Zufall; in Stettin oder Danzig statt in Hanau geboren, wäre er der loyalste Weinhändler von der Welt geworden und hätte am 15. Oktober die Toaste auf den König ausgebracht.

Anders verhält es sich mit Dr. Heise, einem ehemaligen Mitredakteur der „Hornisse", der mein Tischnachbar war. Das

stechende Auge, die etwas spitze Nase, dazu seine Redeweise, gleich scharf an Inhalt wie Ton der Stimme, sagen einem auf der Stelle, daß man es hier mit keinem Revolutionär aus Zufall, sondern mit einer jener negativen Naturen zu tun hat, deren Lust, wenn nicht gar deren Bestimmung das Zerstören ist. Ohne besonders viel zu sprechen, war er doch die Seele der Unterhaltung und gab das entscheidende Wort. — Neben ihm saß Willich, beredt sonst, wie ich vernehme, aber schweigsam an diesem Abend. Man schätzt ihn allgemein, und doch zählt Achtung nicht eben zu den Dingen, mit denen die Bewohner von Long Acre 27 besonders verschwenderisch umgehen. Das Urteil über ihn lautet: verrannt, aber ehrlich.

War Willich schweigsam, so war Grenadier Zinn (jetzt Setzer in einer Buchdruckerei) desto munterer. Als ich vor kaum einem halben Jahre von ihm las, hatte ich mir stets einen alten zopfigen Gefreiten, ich weiß nicht aus welchem Grunde, vorgestellt. Wie war ich erstaunt, jetzt einen rotbäckigen, kaum 24jährigen Springinsfeld vor mir zu sehen, der lachend von einem zum andern ging und das verzogene Kind der ganzen Versammlung zu sein schien. Keine Spur von Ernst in seinem ganzen Wesen, und wie sein Auftreten, so auch seine politische Tat. Sie besticht durch ihre Kühnheit, und bei dem Haß, den alle Welt gegen die Kasselsche Wirtschaft hegt, auch durch ihren Erfolg; in ihren Motiven aber ist sie klein. Mein Reisegefährte erzählte mir beim Zubettgehen, wie das blonde Grenadierchen es selber kaum leugne, daß die Lorbeeren des Anton Schurz ihn nicht hätten schlafen lassen, und daß er den Dr. Kellner überwiegend nur deshalb befreit habe, um ein Seitenstück zu der Befreiung Kinkels zu liefern. Das ist ihm gelungen. Man darf Heldentaten nicht in der Nähe betrachten.

Das wäre das Offizierkorps der Besatzung von Long Acre 27; von den Gemeinen laß mich schweigen. In der Nacht vom

Sonnabend auf Sonntag ist hier allwöchentlich ein großes Meeting. Dann gesellen sich die französischen Flüchtlinge zu den unsern, und bei Bier und Brandy wird die Brüderlichkeit beider Völker proklamiert und beschworen. Vorgestern Nacht hörte ich den Jubel bis zum Morgen hin. Es war ein Lärmen ohnegleichen: deutsche und französische Lieder bunt durcheinander, dazwischen Gekreisch und Gefluch; mitunter flog eine Tür, und man hörte Gepolter treppab — ein wahres Höllentreiben!

Fragst Du mich noch, was ich von dieser Wirtschaft halte? Meine Darstellung des Erlebten ist zugleich eine Kritik. Das Ganze (eine einzelne Tätigkeit gern zugegeben) ist widerlich und lächerlich zugleich; bliebe noch Raum für ein drittes Gefühl, so wäre es das des Mitleids. Da sitzen alltäglich diese blassen verkommenen Gestalten, abhängig von der Laune eines groben Kellners und der Stimmung ihrer englischen Wirtsleute daheim, da sitzen sie, sage ich, mit von Unglück und Leidenschaft gezeichneten Gesichtern und träumen von ihrer Zeit und haben für jeden Neueintretenden nur die eine Frage: regt sich's? geht es los? Dabei leuchtet ihr Auge momentan auf und erlischt dann wieder wie ein Licht ohne Nahrung. — Ihr Regierungen aber, zum mindesten ihr deutschen Regierungen, tut ab die kindische Furcht vor einem hohlen Gespenst und besoldet nicht eine Armee von Augen, die dies Jammertreiben verfolgen und von jedem hingesprochenen Wort Bericht erstatten soll. Ihr verdientet zu fallen, wenn dieser Abhub euch je gefährlich werden könnte.

Zweites Kapitel

Tavistock-Square und der Straßen-Gudin

Vor einer Woche habe ich meine Wohnung gewechselt. Ich konnt' es nicht mehr aushalten in Burton-Street und in dem

ganzen Stadtteil, den ich vollauf bezeichnet habe, wenn ich Dir sage, daß er Pimlico heißt. Klingt das nicht geziert und geckenhaft? Denkt man nicht an eine Mischung von Langeweile und Lächerlichkeit? Und so ist es auch.

Ich wohne nun Tavistock-Square, mitten in London, nah an Oxford-Street und nicht weit vom Trafalgar-Platz. Daß ich Dir sagen könnte, wie reizend es hier ist und wie glücklich mich der Wechsel macht, zu dem ich mich, bei meiner unglücklichen Anhänglichkeit auch an die schlechtesten Wirtsleute, nur schwer entschlossen habe. Der Stadtteil, den ich jetzt bewohne, besteht überwiegend aus großen und kleinen Plätzen, so daß die Straßen, die sich vorfinden, weniger um ihrer selbst, als vielmehr um der Verbindung willen, die sie zwischen den zahllosen Squares unterhalten, dazusein scheinen. Bedford- und Fitzroy-, Bloomsbury- und Torrington-Square halten gute Nachbarschaft mit uns, und Russel- und Euston-Square sind so nah, daß wir uns mit ihnen begrüßen können. Die ganze Gegend hat was Herrschaftliches; das macht, sie war das Westend Londons in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, und dieselbe Aristokratie, die jetzt auf Belgrave- und Eaton-Square ihre town-residences hat und sich des Bekenntnisses schämen würde, östlich von Grosvenor-Place und Hyde-Park-Corner zu wohnen, lebte vor 80 Jahren, nicht minder selbstbewußt, hier auf Tavistock-Square und baute jene fassadengeschmückten Häuser und jene hohen Zimmer, die jetzt nicht mehr passen wollen zu der meist bürgerlichen Schlichtheit ihrer Bewohner. Ich sage „meist", denn wir haben auch Notabilitäten in nächster Nähe, keine Lords und Viscounts, aber Ritter von Gottes statt von Königs Gnaden und Namen, die schwerer wiegen, als die Stammbäume von sechs irischen Lords. Sprich selbst, ob ich übertrieben habe, wenn ich Dir sage, daß Boz-Dickens mein nächster Nachbar ist und zehn Schritt von mir einen reizenden, gartenartigen Einbau bewohnt, der zwischen der

Pancraskirche und unsrem Hause gelegen ist. Ich habe noch nicht den Mut gehabt, ihn aufzusuchen, und werd' es vermutlich auch in Zukunft nicht, um so weniger, als ich weiß, daß er von Deutschen überlaufen und mit den üblichen Bewunderungsphrasen gelangweilt wird. Nur den Park vor seinem Hause besuch' ich öfters und niemals, ohne den frommen Wunsch zu hegen, daß die frische Luft, die da weht, mir von dem Geiste leihen möge, der eben an dieser Stätte heimisch und tätig ist.

Die Villa meines Nachbars Dickens ist nun freilich reizender als das alte herrschaftliche Eckhaus, dessen oberste Spitze ich mit einem jungen Herrn aus Pembrokeshire gemeinschaftlich bewohne; nichtsdestoweniger aber schwör' ich auf die Schönheit meiner Wohnung, und wenn ich Dich abends nach dem Diner mal in die drawing-rooms dieses Hauses führen und dann durch die geöffneten Fenstertüren mit Dir auf den Balkon hinaustreten könnte, so würdest Du mit mir fühlen, daß der Moment etwas Zauberhaftes hat. Ein Ahornbaum bildet mit seinen Zweigen ein Laubdach über uns, auf den Balkonen der Nachbarhäuser stehen die schlanken Ladies und schauen mit vorgehaltener Hand in die untergehende Sonne, auf dem Rasenplatz des Square spielen und lachen die Kinder, und fern, von der Nordgrenze Londons her, schauen dunkelblaue Hügel, wie Wolkenstreifen am Horizont, auf die Stadt und auch auf uns hernieder. Die ersten Gaslichter mischen ihr mattes Licht dem Halbdunkel, das über dem Platz liegt, der Lärm der weitab gelegenen großen Straßen schlägt wie ferne Brandung an unser Ohr, und ein Gefühl süßer Befriedigung beschleicht uns und lullt auf Augenblicke die schlaflosen Wünsche ein.

Doch ich wollte Dir vom Straßen-Gudin und nicht von der Schönheit meiner Wohnung erzählen. Beides gehört insofern zusammen, als ich die Bekanntschaft meines seltsamen Seemalers ohne meinen Wohnungswechsel vielleicht nie gemacht hätte; denn, wie ich vernehme, findet man ihn in St. Pancras-

Kirchspiel häufiger als an andern Orten, vielleicht weil die stillen Squares dieses Stadtteils und die verhältnismäßig wenig benutzten Trottoirs ihm die beste Gelegenheit zur Ausübung seiner Kunst und zum Erwerbe bieten. Zuerst sah ich ihn an einer Ecke von Torrington-Square. Ich geriet in ein Staunen, das weit das übertraf, mit dem ich die genialsten Rubens und die fromm-innigsten Murillos irgendwelcher Galerie jemals betrachtet habe. Kniend auf dem Trottoir, neben sich ein Stück schmutziger Pappe, auf dem die Bröckel von Pastellstiften lagen, zeichnete ein blasser, zwanzigjähriger Mensch Seestücke auf den Sandstein, so rasch, so genial, so meisterhaft, daß mir's gleich durch den Kopf schoß: ein Straßen-Gudin! Die englische Seeküste schien er vorzugsweise bereist zu haben. Da war der Hafen von Lyme; der Hastingsfelsen mit seinem zerfallenen Kastell, und vor allem die Doverbucht bei Mondschein. Dunkelblau lag sie da, ein heller Lichtstreif lief drüber hin, von rechts und links aber sprangen die Schatten dunkler Klippen und diese selber dann weit ins Meer hinein. Ich war ganz Bewunderung, nur ein Gefühl rang mit meinem Staunen um den Vorrang — die Entrüstung. Als ich mich satt gesehn, steckt' ich dem Maler und — Bettler zugleich eine halbe Krone in die Hand und ging schimpfend über England und die Herzlosigkeit seiner Pfeffersäcke in vollster Aufregung nach Haus.

Diesmal hatt' ich unrecht gehabt. Andern Tags war ich bei P. in Brixton, deutsche Kaufleute waren geladen und nach dem Supper, als die Datteln und Malagarosinen reihum gingen und jeder von uns, aus Brandy und siedendem Wasser, sich seinen Nachttrunk selber mischte, lieh ich wie öfters meinem Unmut über die shop-keepers laute Worte und mit einem „seht her!" erzählt' ich meine Geschichte vom Straßen-Gudin. Allgemeine Heiterkeit war die Antwort; jeder kannte das junge Genie mit der schmutzigen Pappe und dem fadenscheinigen Rock, jeder hatte schon mal seine Bilder bewundert und war ein-

verstanden mit mir, daß solches Talent der liebevollsten Pflege wert sei. „Aber — so hieß es weiter — diese Pflege ist ihm zehnfach angeboten worden, er hat sie verschmäht, denn er ist ein Spekulant. 50 000 Fremde treten täglich das Londoner Pflaster, und, Ihre halbe Krone in Ehren, Sie sind nur einer der vielen, die, in Bewunderung und Entrüstung gleich Ihnen, auch ein Gleiches tun. Ihr Straßen-Gudin wird ein reicher Mann; ob er's würde, wenn er Bilder auf die Ausstellung schickte, ist mindestens fraglich. Wir sind ein money-making people."

Das ist die Geschichte vom Straßen-Gudin. Ich frage Dich, ob deutsches Leben ein Seitenstück dazu liefert!

Drittes Kapitel

Der englische Zopf

Bei uns ist der Zopf zur Mythe geworden, er existiert nur noch als Spitz- und Geißelwort für alles, was, wie die österreichische Landwehr, „nicht mitkommen kann", und wenn Heine gelegentlich von unsern Soldaten singt:

„Der Zopf, der ihnen sonst hinten hing,
Der hängt jetzt unter der Nase,"

so können wir uns diesen Witz, dessen Pointe etwas dunkel bleibt, immerhin gefallen lassen. Anders ist es mit England: es darf mit China darum streiten, wer ihn am längsten trägt. Nach den Gründen forsche, wer will; ich werfe für den Liebhaber nur so hin, daß der Kaffee zu emanzipieren, der Tee zu konservieren scheint.

Der englische Zopf ist faktisch noch vorhanden, oder doch mindestens die Perücke (auf den Köpfen einer ganzen Armee

von Kanzlern und Richtern), die schlecht gerechnet das Geschwisterkind des Zopfes ist. Doch verbreiteter als dieser und in Wahrheit noch Gemeingut der ganzen Nation ist der innerliche Zopf, den ich nachstehend zu besprechen und in drei großen Abteilungen zu bringen gedenke. Ich unterscheide drei Arten: erstens den guten oder Erbweisheitszopf, zweitens den indifferenten oder Familienzopf, drittens den bösartigen oder Weichselzopf.

Es ist Mode geworden, die politische Weisheit der englischen Nation, ihr praktisches Festhalten am Hergebrachten und ihren Argwohn gegen alles, was Neuerung heißt, zu bewundern. Es mag gewagt erscheinen, an diesem zum Teil wohlverdienten Lorbeerkranze herumpflücken zu wollen, aber nichtsdestoweniger werf' ich die Frage auf, ob man nicht der Stetigkeit des englischen Charakters zuviel Ehre erwiesen und ununtersucht gelassen hat, wieviel an diesem praktischen Festhalten wirklich Weisheit und wieviel bloßes Kleben am Alten gewesen ist. Wenn durch die Jahrhunderte hindurch der Beweis zu führen wäre, daß England jedem als gut erkannten Neuen offen und nur allem Probieren, aller Projektmacherei verschlossen gewesen sei, wenn sich aus der Geschichte nachweisen ließe, daß es stets Kritik geübt, die Spreu vom Weizen gesondert, nie Schlacke für Gold, aber auch nie Gold für Schlacke genommen habe, so möchte man es bei uneingeschränkter Bewunderung bewenden lassen. Aber neben einer Habeas-Korpus-Akte existiert noch immer ein Irland und neben einem Gesetz der Freihet noch immer ein Gesetz der Intoleranz, und so mag man es mir verzeihen, wenn ich den Baum der englischen Erbweisheit (unsere Tugenden wurzeln so oft in unsern Schwächen und Fehlern!) auf eine Wurzel zurückführe, die sich Zopf nennt und die zum guten Teile Zopf ist und bleibt, wenn sie auch hundertfach auf den Spruch verweisen mag: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Ohne das Beispiel Frankreichs wäre

England nie zu jenen Ehren gekommen, die jetzt verschwenderisch darüber ausgeschüttet werden, und dennoch ist es gerade so schuldig wie jenes, eben weil es das volle Gegenteil davon ist. Frankreich verändert — auch das Gute; England konserviert — auch das Schlechte.

Der indifferente oder Familienzopf findet seine Deutung am besten durch eine Schilderung. Ich lebe hier in einem liebenswürdigen, häuslichen Kreise, der seiner ganzen Haltung, seiner Frömmigkeit und Bildungsstufe nach mich wie eine Landpredigerfamilie berührt, die das heimatliche Dorf verlassen und ihren Aufenthalt in der Stadt genommen hat. Das Haus, das sie bewohnen, ist schön und geräumig; nichtsdestoweniger müssen ihre Mittel gering sein, denn zwei ältliche Damen leben auf Leibrente unter ihnen, und die obern Zimmer des Hauses sind an allerhand junge Leute, Fremde wie Einheimische vermietet. Einzelne von diesen sind auch Tischgenossen der Familie; zu diesen zähle ich. Lassen Sie mich in möglichster Kürze schildern, wie ein Tag verläuft. Nach abgehaltener Morgenandacht versammelt sich alles beim Frühstück: Kaffee und Tee, Hammelbraten und Eier, Speckschnitte und geröstetes Weißbrot machen die Runde am Tisch, und unter Essen und Trinken, Sprechen und Lachen vergeht eine volle Frühstücksstunde. Es ist 10 Uhr; die Damen des Hauses, darunter zwei Töchter, begeben sich in die Drawing-Rooms, zwei schöne hohe Zimmer, und nehmen Platz, teils am Fortepiano, teils am Tisch, teils auf dem Kanapee. Bei Klavierspiel und Gesang, unter Briefschreiben und Zeitungslesen kommt die Stunde zum zweiten Frühstück (lunch) heran und dehnt sich gemächlich hin, bis gegen 3 Uhr nachmittags die Damen zu ihrer Arbeit süßen Nichtstuns zurückkehren. Man macht einen Gang in die Stadt: nach Hydepark zum Korso oder nach Trafalgar-Square in die Gemäldegalerie. 6 Uhr findet alles im Wohnzimmer; mit dem Glockenschlag ergreift der

Herr des Hauses den Arm der einen Leibrentenlady, ich wie ein Blitz spring' an die linke Seite der zweiten, Mr. Blunder, ein junger Kaufmann aus der Provinz, mit blassem Gesicht und roten Händen, macht ohne aufzublicken vor der älteren Tochter seine linkische Verbeugung, und im nächsten Augenblick begibt sich der ganze Zug die mit doppeltem Teppich belegte Treppe hinab, um im Parlour (Sprech- und Eßzimmer: nur in diesem darf gegessen werden) die Mittagsmahlzeit einzunehmen. Wir treten ein; links auf einem Büfett blitzt es von Silberzeug und geschliffenen Karaffen, von chinesischem Porzellan und Apfelsinen; an den Wänden hängen Familienbilder, und unter dem breiten Spiegel, zu beiden Seiten des Kamins, stehen zwei hübsche Hausmädchen, unseres Winkes gewärtig. Es ist ganz wie bei Hofe oder wie bei Leuten von wirklicher Vornehmheit und Bedeutung: ein unablässiges Wechseln von Tellern, von Messern und Gabeln, und sich selbst bedienen wollen, wäre ein Verstoß, Verbrechen. Mr. Blunder hat eben den letzten Bissen seiner Kartoffel in den Mund gesteckt, aber schon hat es der Adlerblick unserer Dame vom Hause bemerkt. Die Kartoffelschüssel steht unmittelbar vor dem blassen Kaufmann; die Lady jedoch, mit einer Würde, als gälte es den Großmogul zu bedienen, ruft von ihrem Platz aus: „Mary, potatoes for Mr. Blunder!", und die hübsche Marie, deren Mund viel vornehmer aussieht, als die erfrorenen Hände des unglücklichen Provinzialen, muß apportieren und präsentieren — so verlangt es die Regel des Hauses. Von Tisch geht es zum Tee, vom Tee zur Andacht und von der Andacht zu Bett. — Überall das Mißverhältnis zwischen untergeordneter gesellschaftlicher Stellung auf der einen und aristokratischem Gebaren auf der andern Seite. Welche deutsche Familie von gleichem Rang, gleicher Bildung und gleichen Vermögensverhältnissen hätte den Mut und den Geschmack, ein ähnliches dolce far niente-Dasein zu führen! Die Mutter und

die älteste Tochter würden in Küche und Waschhaus das Regiment führen, und die Nadeln der jüngeren würden am Stickrahmen auf- und niederblitzen bei Plattstich und Petit-point. Ländlich — sittlich! denkt mancher meiner Leser und nennt Komfort, wohl gar gesteigerte Kultur, was ich Zopf genannt habe; aber ich kann ihm nicht zu Willen sein, es ist Zopf! — Es geht ein tiefer Zug nach Erwerb durch den englischen Charakter; die Wahrheit „Geld ist Macht" zählt seit Lord Burleighs Tagen nirgends so viel Anhänger wie eben hier, und nirgends ist das Verlangen größer: zu sparen, aufzuspeichern und weiter zu vererben. Ich wette zehn gegen eins, dieser Zug nach Erwerb lebt und webt in den Gemütern meiner englischen Familie so gut wie irgendwo, aber diese altbritischen Herzen umschließen noch eine andere Leidenschaft: das brennende Verlangen nach Repräsentation. Die Colburns sind ein altes Geschlecht; nachweislich seit drei Jahrhunderten hat nie ein Colburn sein Diner an anderem Platz als im Parlour des Hauses zu sich genommen, und es wäre Verrat an einer großen Vergangenheit, von dieser Sitte abzugehn. Nie, seit den Tagen der Königin Elisabeth, hat ein Colburn bei Tische sich selbst bedient, und wenn sich's nach Gottes unerforschlichem Ratschluß fügen sollte, daß die Colburns zu Bettlern würden, so würden sie sich nach einem Unterbettler umsehen, der ihnen auch dann noch die geschenkten potatoes präsentierte. — Liebhaber mögen sich an dieser Ausdauer freuen; aber auch sie werden nicht leugnen können, daß das Ganze nach Don Quixote schmeckt und einen Zopf trägt von leidlicher Länge.

Wir kommen nun zum Weichselzopf. Beginnen wir mit seiner harmlosesten Erscheinung — in der Kunst. Welche Stadien hat nicht z. B. in Frankreich und Deutschland die Schauspielkunst seit Talma und Iffland durchgemacht! Es gehört nicht hierher, zu untersuchen, ob man weitergekommen ist; „es irrt der Mensch, solang er strebt", aber jedenfalls war Bewegung

da: Ludwig Devrient, Seydelmann und vor allen die Rachel waren neue Erscheinungen. Nicht so hier; man ist noch immer bei Garrick. Dieser hat sich traditionell (ich kenne nicht all die Pfeiler der Brücke) auf Kean und von Kean auf Macready und von Macready auf ein halb Dutzend moderner Lear- und Macbethspieler fortgeerbt, und wo Garrick schrie und tobte, tobt auch heute noch sein jüngster künstlerischer Enkelsohn auf einem beliebigen Vorstadttheater. Das Genie wird hier sozusagen eingepökelt, und noch nach hundert Jahren verschmäht man das schönste frische Fleisch und greift nach dem gesalzenen, das doch nachgerade steinhart geworden ist.

Schlimmer schon ist der Zopf, den die englische Themis trägt. Zahlen beweisen: es schwebt jetzt ein Prozeß zwischen einem Privatmann und einer Eisenbahngesellschaft, dessen bloße Vorarbeiten, insonderheit die Aufnahme des Tatbestandes, 41 Foliobände füllen, zu deren Herstellung eine dreijährige Arbeit und ein vorläufiger Kostenaufwand von 10 000 Rtlrn. nötig gewesen ist. Das Recht ist teuer in England und sollte doch überall billig sein, wie das tägliche Brot.

Der schlimmste Zopf aber ist der, den die Armee trägt. Jeder Zeitungsleser weiß, daß — was die Marine angeht — Admiral Charles Napier[1]) seit Jahren schon rastlos gegen das eingefrorne Wesen eifert, das selbst schreienden Mißbräuchen gegenüber jeder Neuerung unzugänglich ist, und indem ich ihm auch heute ein Feld überlasse, auf dem er um einiges besser bewandert ist als ich, beschränke ich mich auf den Armeezopf, der zur Kenntnisnahme aller Welt offen vorliegt.

Die englische Armee ist dieselbe wie vor fünfzig Jahren. Die Erfindungen und Verbesserungen eines beinahe vierzigjährigen Friedens sind spurlos an ihr vorübergegangen, sie träumt von ihren Siegen und wiegt sich in Sicherheit. Die

[1]) Derselbe, der jetzt die Ostsee-Armada befehligt.

Offizierstellen bis zum Major sind noch immer käuflich, die Fuchtel ist nach wie vor der Lehrmeister der Disziplin, der rote, geschmack- und taillenlose Frackrock herrscht immer noch absolut, und Exerzitium und Bewaffnung (mit Ausnahme des nun schon wieder veralteten Perkussionsschlosses) sind unverändert geblieben. Wollte man alle Anekdoten über das englische Infanteriegewehr sammeln, es gäbe ein ganzes Buch. Nach allem, was ich höre, soll ein sicherer Schuß damit eine bare Unmöglichkeit sein; es ist nur verwendbar auf Massen, und sein bestes ist nach wie vor — das Bajonett. Aber — alle Achtung vor dem englischen Bajonettangriff — die europäische Kriegskunst entfernt sich immer mehr von der bloßen Rauferei und Führung im ganzen, Geschick und Bewaffnung im einzelnen werden, bei versteht sich gleicher Zahl, über kurz oder lang ausschließlich den Ausschlag geben. Der englische Soldat, als rohes Menschenmaterial noch immer unvergleichlich, entbehrt völlig des Geschicks und der Bewaffnung, wodurch sich die Armeen des Kontinents, namentlich die preußische und französische, mehr denn je auszeichnen; das englische Heer hat keine Jäger von Vincennes, die beim Sturme Leitern aus sich selber machen, und hat keine Zündnadelgewehre, die auf 6—800 Schritt in die Kolonne treffen und, neunmal unter zehn, jedes Bajonettangriffs spotten — denn man greift nicht an mit totgeschossenen Leuten. Die stolze Insel mag sich vorsehn; so fest überzeugt ich bin, daß ihr keine Gefahren von jenseit des Kanals drohen, so fest überzeugt bin ich auch, daß sie diesen Gefahren unterläge, wenn sie jemals Wirklichkeit würden.

* * *

Viertes Kapitel

Das goldne Kalb

Spekulationen, Rennen und die Jagd nach Geld, Hochmut, wenn es erjagt ist, und Verehrung vor dem, der es erjagt hat, der ganze Kultus des goldnen Kalbes ist die große Krankheit des englischen Volkes. Es gibt scharfe Augen, die das Übel wenigstens erkennen und unermüdet darauf hinweisen, wenn auch die Heilung freilich von andrer Seite kommen muß. Unter den Warnerstimmen ist wie immer die der „Times" voran; — eine Stimme, die — was immer auch über die Käuflichkeit des Blattes gefabelt werden mag — mindestens in allen außerpolitischen Fragen noch ungleich mächtiger ist, als wir im Auslande uns vorstellen. Mit welch treffender Entrüstung machte sie noch vor wenig Tagen wieder Front gegen die oberflächliche Art und Weise, mit der man den Prozeß eines Muttermörders behandelt und ohne alles ernste Eingehen ihn für wahnsinnig erklärt hatte. „Hätte es sich um Geld statt um Blut gehandelt, an dem ganzen Gerechtigkeitsapparat würde kein Rädchen gefehlt haben; aber was vorlag, war nur die Kleinigkeit eines Muttermordes, war eine Sache, durch deren Entscheidung, sie laute so oder so, niemand ärmer oder reicher gemacht wurde, und solche Sachen sind vor Richter und Jury ohne Belang." Steh' es mir frei, in folgendem eine ähnliche Stimme wiederzugeben.

„Lies dann und wann einen Roman, um die Phantasie abzukühlen," sagte ein Schriftsteller und Menschenkenner zu einem seiner Freunde, als dieser im Begriff war, zu den Antipoden aufzubrechen. Die Weisheit dieses guten Rats wird jeder einsehen, der mehr als dreißig Jahre zählt. Romane mögen die Handlung konzentrieren, das Interesse reizen, das Herz bewegen; die Phantasie zu überwältigen sind sie außer-

stande. Es ist die Wirklichkeit, was uns staunen macht; die Dichtung darf nicht halb so kühn sein, selbst wenn sie könnte und wollte. Was würde der Leser sagen, wenn wir ihm von einem Manne erzählten, der vor etwa 150 Jahren in England lebte, seine Jugend in Saus und Braus, in Spiel und Liederlichkeit verbrachte und endlich, zum Bettler herabgesunken, Streit mit einem Freunde suchte und im Duell ihn tötete; der, vor Gericht gezogen, des Mordes überführt und zum Tode verurteilt, seine Flucht zu ermöglichen wußte und auf dem Kontinent glücklich angelangt, sein altes Lasterleben fortsetzte und bald eine wohlbekannte Erscheinung in den Spielhäusern Europas ward; der ausgewiesen, erst aus Venedig, dann aus Genua, schließlich selbst aus dem duldsamen Paris, dennoch in die Hauptstadt Frankreichs zurückzukehren wagte, am Spieltisch einem Prinzen von königlichem Geblüt begegnete, seine Freundschaft gewann, sein Geld- und Geschäftsmann wurde und als solcher zu einem Glanz und Ansehn stieg, daß Fürstinnen vor seinem Weibe sich neigten, sein Sohn der Spielgenoß eines Königs und er selbst der Abgott von Millionen ward? Was sagt der Leser, wenn wir ihm erzählen, daß eine Herzogin, um nur die Möglichkeit eines kurzen Zwiegesprächs mit diesem seltsamen Abenteurer zu haben, ihrem Kutscher befahl, vor dem Palastgitter des großen Mannes umzuwerfen, und daß eine Marquisin an derselben Stelle und zu demselben Zweck „Feuer!" zu schreien begann. Wenige Monate hatten ausgereicht, den überführten Mörder, den bettelhaften Flüchtling, den verworfenen Spieler zu einem der größten Grundbesitzer Frankreichs zu machen, und hochherzig goß er über sein zweites Vaterland einen trügerischen Reichtum aus, dessen Summen alle Berechnung übersteigen. Aber das glänzende Bild hat eine Kehrseite: der Racheengel harrte schon, vor seinem Atemzuge brach der stolze Bau zusammen und verschwand wie eine Wasserblase. Der Baumeister selbst barg sich

in Dunkelheit und rettete das elende Leben vor der Wut derer, die noch eine Stunde früher vor ihm gekniet hatten. Und nun der letzte Akt des Dramas, wie berührt er den Leser? Das Schauspiel schließt, wie es begonnen: wieder ein glückliches Entkommen aus den Händen der Gerechtigkeit, wieder ein wüstes Wandern durch die Welt, ein Warten auf die Brosamen, die vom Spieltisch fallen, und endlich das letzte, das Sterben. Venedig, das er durch seine Gegenwart einst geschändet hatte, ehrte er nun durch seinen Tod. Und nun fragen wir — wenn wir Zeit und Muße hätten, diese Skizze zur Erzählung zu erweitern und jene tausend Einzelheiten zu berichten, worin erst die Kraft und der Zauber jeder Darstellung liegt — wer würde Lust haben, den Einfällen, den „Träumen eines fieberischen Hirns" zu folgen? Traum meint ihr?! Leben und Tod John Laws und der Staatsbankerott Frankreichs als ein Resultat seiner kühnen und glänzenden Betrügereien, sind so wirklich, wie das Leben George Hudsons und die Geschichte der Eisenbahnspekulation in England.

Und die Geschichte beider ist nicht nur wahr und wirklich, nein, sie bietet auch in merkwürdiger und belehrender Weise Punkte der Ähnlichkeit oder gar völliger Übereinstimmung dar. Beide waren aus Dunkel und Niedrigkeit hervorgegangen, und beide erhoben sich zu einem Glanz, der ein ganzes Land zu blenden und zu willfähiger Huldigung hinzureißen vermochte. Hudson wie Law füllten die Koffer der Leute mit eingebildetem Reichtum, und hoch und niedrig, arm und reich schmiegte sich zu den Füßen des einen wie des andern. Auch Hudson war Spieler, indem er Kredit und guten Namen an ein verzweifeltes Glücksspiel setzte; auch er wußte festen Fuß zu fassen unter den Inhabern des großen Grundbesitzes und zählte zu Freunden und Gefährten, was irgendwie Klang und Namen im ganzen Lande hatte. Auch er machte ein Haus; seine Salons waren der nie leere Altar, darauf die Goldanbeter Tag um

Tag ihren Schmeichelweihrauch streuten und die Dankesopfer ihrer Schacherseelen darbrachten, bis plötzlich der Traum endete und der Tag der Rechenschaft anbrach, der nun Flüche brachte aus Kehlen, die noch heiser waren vom Lobgesang, und Mißhandlungen von Händen, die sich einst hochgeehrt gefühlt hatten, auflesen zu dürfen, was von des Herren Tische fiel.

Hundertundfünfzig Jahre haben viel geändert, und es soll nicht geleugnet werden, sie haben dem Ziel und der Aufgabe aller Zivilisation uns nähergebracht. Welche Fortschritte in Wissenschaft und Kunst, welche Allgemeinheit der Bildung, welch erleichterter Gedankenaustausch innerhalb des einzelnen Volks und zwischen den Völkerfamilien! Doch in manchen Stücken sind wir genau, wo wir waren. Zu den Zeiten John Laws suchte man eine Herzogin, die ein Mitglied der königlichen Familie nach Genua begleiten sollte. „O, wenn ihr einer Herzogin bedürft," rief der Hofkavalier „so schickt zur Madame Law; dort habt ihr die Auswahl — sie versammeln sich dort." Wäre an einem jener Tage, wo Mrs. Hudson „Freunde" empfing, plötzlich Nachfrage nach einer Dame von Rang und Stand gewesen, der diensttuende Kammerherr am Hofe von St. James hätte eine ähnliche Antwort geben dürfen, wie vor hundertundfünfzig Jahren sein französischer Kollege. Die Köder und Anziehungskräfte waren 1720 und 1848 genau dieselben, und ob Generationen dahingegangen sind, der Zauber des Goldes, seine magnetische Kraft und seine entwürdigende Herrschaft sind geblieben. Zur Lawschen Zeit stand ein Bucklicger in der Rue Quincampoix (wo sein Bankierhaus sich befand) und vermietete seinen Höcker auf Tag und Stunde als Schreibpult. Law ist hin und der Bucklige auch, aber der häßliche Höcker ist geblieben. Lords und Ladies, wohlgeformt wie wir, tragen ihn mit sich herum und schließen Geschäfte darauf ab, die besser ungeschlossen blieben.

Wir sind eine imitative Spezies, Nachahmen ist unser größter Hang, und was die Reichen und Vornehmen tun, das tun wir auch, ohne Kritik, ohne Frage, ob es uns paßt oder nicht. Als Mr. Laws Kutscher die Entdeckung machte, daß sein Herr durch Papierverkauf reich geworden sei, schickte er sich an, mit ins Geschäft zu gehen, und tat's. Zwei Kommisstellen waren zu besetzen, und der Kutscherkompagnon präsentierte zwei Kandidaten. „Wählt" — rief er seinem Herrn zu — „Ihr habt die Entscheidung, der eine ist für Euch, aber der andere für mich." Wie viele Tunichtgute zur Zeit des „Eisenbahnkönigs" und seiner Herrschaft nahmen sich ein Muster am Kutscher des Mr. Law! Angespornt durch das böse Beispiel ihrer Herren, sank ehrliche Arbeit im Preise; „Spekulation" hieß ihr bequemes und einträglicheres Geschäft; feine Kleider traten an die Stelle des Arbeitsrockes, und statt des ehrlich erworbenen Brotes aß man das Brot lasterhafter Faulheit. So war es und so ist es noch. Kopfschüttelnd sehen wir die ungeheure Kluft zwischen arm und reich, zwischen niedrig- und hochgeboren; aber der Anblick wird trostlos, wenn der Reiche nichts ist als ein emporgekommener Rübenbauer, der mit etwas Goldstaub in der Tasche alles, selbst das Höchste, neben oder gar unter sich zu stellen trachtet und, dem Vogelsteller gleich, mit einer Hand voll Silberkrümel die lieblichsten Sänger des Waldes, selbst die Lerche aus ihrem Himmel zu seinen Füßen zu locken weiß.

Unser gesellschaftliches Leben ist reich an Unglaublichkeiten, für die nichts spricht, als — die Tatsache. Ihr tretet Sonntags in eine überfüllte Kirche; kein Platz mehr für euch, und stehend lauscht ihr einer Beredsamkeit, die allsonntäglich diese Räume bis unters Dach zu füllen pflegt. Der Redner ist im höchsten Maße populär und steht sich tausend Pfund. Sein Name ist makellos. Seine Gemeine verehrt ihn, und um so mehr, je mehr er sie geißelt. Dekane und Bischöfe seines Sprengels sind durch-

drungen von seinem Talent und begünstigen es. Seine Lehre und sein Leben stehen gleich hoch. Er sagt euch heut, daß Geiz die Wurzel alles Übels sei; er warnt euch vor dem heißen Verlangen nach Geld und Gut, vor Mißgunst und Unzufriedenheit und ruft euch zu, über die irdischen Güter das himmlische Erbe nicht einzubüßen. Er zitiert euch die Autorität der Bibel, er verweist euch auf Kapitel und Vers, und nachdem er sicher ist, eure Überzeugung für sich zu haben, öffnet er die Tore seiner Beredsamkeit und reißt euch vollends mit sich fort durch die Macht seines Worts. Ihr geht nach Hause, fest entschlossen, die neue Woche weiser und besser zu beginnen — da fällt euch die Montagszeitung in die Hand, ihr lest: die Stelle eines Nachmittagspredigers ist vakant, eine gute Stelle, vierhundert Pfund jährlich und allwöchentlich eine Predigt. Zwei arme Kandidaten haben sich gemeldet, aber es sind noch andere Bewerber da, und obenan lest ihr den Namen eures christlichen Lehrmeisters, trotz aller Glaubenstüchtigkeit, trotz tausend Pfund jährlich und trotz seiner Selbstverleugnungsrede, die euch beinahe vom Pfade des Irrtums abgelenkt hätte.

Ihr seid vielleicht ein Lord oder der Sohn eines Lords. Parlament und Saison sind geschlossen, und ihr geht aufs Land. Euer Freund, Lord Birmingham, versammelt „einen auserwählten Circle" auf seinem Landsitz; ihr seid unter den Begünstigten. Es ist Frühstückszeit, ihr tretet ein, die Gäste sind bereits versammelt. Alles ist da, was ihr wollt: ein Herzog, ein Marquis, ein Graf, ein Vicomte und ein Baron. Ihr seid ein jüngerer Sohn und findet es in der Ordnung, daß der Baron den Herzog umschwänzelt. Wir haben hier zwei andere Gäste (wenn es gestattet ist, den stillen, blassen, trostlos dreinschauenden jungen Mann, der wie ein Verurteilter bei der Henkersmahlzeit dasitzt, einen „Gast" zu nennen), einen Jüngling und einen Mann von Vierzig. Von dem ersteren hat jeder zuviel und wünscht ihn weg, an dem letzteren hat keiner genug.

Der junge Mann ist eines Landpredigers Sohn und Erzieher von Lord Birminghams Sohn und Erben. Er hat in Cambridge seine Studien gemacht und hofft, sich mit der Zeit durchzuschlagen. Er ist aus guter Familie, hat aber keinen Sixpence in der Tasche; sein halbes Gehalt schickt er nach Hause zur Unterstützung seiner Familie, und soviel von der bitteren Arznei: „Wissenschaft und gute Lebensart" dem Sohn und Erben beizubringen ist, soviel gibt er ihm gewissenhaft. Der Kandidat vertritt „Elternstelle" seinem Pflegling gegenüber; aber seine Titel, sein Wissen, seine gute Erziehung reichen nicht aus, ihm bei Tisch einen höheren Rang als den eines ersten Bedienten anzuweisen. Ihr kennt diese Art von Stellung und seid nicht erstaunt, nach lautlos eingenommener Mahlzeit den blassen Erzieher schattenhaft und unbemerkt verschwinden zu sehen. — Aber hörtet ihr jetzt das Gewieher? Der Vierziger wird heiter und lacht. Ihr seht ihn heute zum erstenmal, aber ihr kennt die Gattung; man sieht sie zu Dutzenden auf dem Viehmarkt in Smithfield. Es ist der berühmte Snobson; vor zehn Jahren stand er noch hinterm Ladentisch (mancher Bessere hat's auch getan). Spekulation und allerlei sonst noch haben ihn zu einem Millionär gemacht, aber auch zu nichts weiter. Seine Seele ist gemein, und seine Zunge fließt über davon. Der niedrigste Diener Mylords ist im Vergleich zu ihm ein König, ein Held. Wenn er sich bewegt, spricht, ißt oder trinkt, so überläuft es euch kalt, denn ihr erwartet jeden Augenblick, daß man ihn auffordern wird, seinen Platz in der Bedientenstube zu nehmen. Ihr fühlt, daß, wenn man das Gold von diesem geschmacklosen Prachtbau, der sich „Snobson" nennt, abkratzen könnte, nichts übrigbleiben würde als die schmutzigste Lehmhütte. Ihr fühlt es, und Lady Birmingham fühlt es auch; dennoch ist sie ganz Ohr und ganz Bewunderung, und alle Ladies ringsum, jung und alt, sind es mit ihr. Die Lords bleiben nicht zurück: der Herzog an der Spitze, alle sind sie stolz auf solche Bekanntschaft,

man hat kein Auge für die Gemeinheit dieses Menschen, oder will es nicht haben, und seine Unverschämtheit wird pikant und unterhaltend gefunden. Wie heißt der Schlüssel zu diesem Rätsel? Geld! Und ihr, die ihr von der „Aufgabe" sprecht, die ihr in der Gesellschaft zu lösen habt, und immer wieder Gewicht legt auf die Pflicht besonderer Rücksichtnahme auf euch selbst, ich frag' euch, wo bleibt das erste Erfordernis — die Selbstachtung, wenn ihr überfließt von unwürdiger und entehrender Schmeichelei?!

Genug der Beispiele; jeder Tag gibt neue Belege. Wir schätzen nichts so sehr wie Geld, und begierig nach Ehre und Ansehen, setzen wir alles an die Erlangung dessen, was nach unserm Dafürhalten einzig und allein Ehre und Ansehen gibt, und entschlagen uns dabei jeder Tugend, die im Kalender steht. Mr. Guizot, der mit philosophischem Forschergeist den Charakter des englischen Volkes geprüft hat, äußert sich gelegentlich dahin, daß den Fremden nichts so mit Bewunderung vor den englischen Hilfsquellen erfülle als die unzähligen, aus edlem Herzen und freiem Antrieb hervorgegangenen Stiftungen zur Linderung und Minderung eines vielgestalteten Elends. Der Historiker hätte vielleicht kühner sprechen und sagen dürfen, daß nichts die verschwenderische Freigebigkeit des Engländers überbiete als die Gier, mit der er die Mittel dazu erwirbt, und daß, wenn es seine Tugend ist, liberal mit der Börse zu sein, auch unerträglicher Geldstolz sein Fluch ist. Die Geschichte vom „goldenen Kalb" in England ist noch nicht geschrieben. Es geht über die Kraft einer Publizistenfeder, das volle Bild davon zu entwerfen. Ein Genius mag sich dieser Aufgabe bemächtigen und mit dichterischer Gestaltungsgabe ausführen, was wir ihm als flüchtige Skizze überlassen.

* * *

Fünftes Kapitel

(„Not a drum was heard"[1])

Tagüber war Regen; nun standen die Sterne klar am Himmel, aber sie spiegelten sich in Wasserlachen, und die Luft ging kalt. Es mochte Mitternacht sein. Wir durchschritten die endlos langen Straßen Southwarks und froren bis aufs Mark. So kamen wir in die Nähe der Themse; schärfer blies der Wind, und unsere sechs Augen glitten jetzt, wie von einem Willen regiert, die Häuserreihe hinab: sie suchten ein farbiges Licht, sehnsüchtig wie der Schiffer seinen Leuchtturm. Nichts leichter zu finden in London als eine bunte Laterne! Wir traten ein; der Zufall hatte uns glücklich geführt. Keine nackten Wände mit Zinnkrügen ausstaffiert und Qualm an der Decke; nein, blendendweißer Stuck, Pfeilerspiegel und Seestücke von Meisterhand ringsum an den Wänden. Es war ein Matrosensalon. Wo der Matrose verkehrt, da herrscht Luxus und Reichtum. Zwölf Monate auf See, zwölf Tage an Land: mit der Blindheit der Leidenschaft stürzt er sich in den Strudel wilder Lust, wirft sein Geld weg, das ihm schon morgen nichts mehr frommen mag, und nennt das — sein Recht. Eine Stunde Rausch für jede Stunde Gefahr!

Aber die tollen Gäste fehlten heut: kein Tanz, kein Spiel, kein Zank; keine Mütze mit dem Dreifarbenstreif und keine knapp anliegende Jacke mit ihrer Doppelreihe goldblanker Knöpfe. Vergeblich flackert die Flamme im Kamin; taghell

[1]) Dies sind die Anfangsworte des berühmten, von Charles Wolfe gedichteten Volksliedes: „The burial of Sir John Moore". John Moore war Generalmajor in Spanien und der Vorgänger Wellingtons im Kommando. Auf dem Rückzuge ward er bei Coruña (wo sich die englische Armee einschiffte) durch eine Kanonenkugel des verfolgenden Feindes getötet. In St. Paul wurde ihm, unfern von Abercrombie, ein Denkmal errichtet.

blitzen die doppelarmigen Kandelaber; umsonst! umsonst stimmen Baß und Geige ihre Saiten und proben und locken; jeder Eintretende bringt eine Enttäuschung — auch wir.

Dennoch ist eine Gesellschaft versammelt. Im Halbkreis um den Kamin herum lagen zwanzig Weiber: die Mehrzahl von dunklem Teint und schwarzem Haar, voll und üppig, Bilder der Kraft und Sinnlichkeit zugleich. Daneben — Kinder von fünfzehn Jahren und darunter, blaß, frech, schwindsüchtig, ganz vom Laster und halb vom Tod erfaßt. Orientalisch, mit untergeschlagenen Beinen sitzen sie auf gepolsterten Kissen: apathisch-schläfrig starrt die eine in den Kamin; lachend über das Scherzwort ihrer Nachbarin zeigt die zweite ihre blendend weißen Zähne; wohlgefällig, im Spiegel gegenüber, freut sich die dritte ihrer dunklen Schönheit; eine vierte und fünfte würfeln um die Zeche; der Rest lärmt und lacht und gähnt; nur eines ist allen gemeinsam — das Glas Grog in der Hand.

Rechts von ihnen, an einem Steintisch, sitzen drei Stammgäste, Männer zwischen Vierzig und Fünfzig, feste Leiber und feste Seelen, gleichgültig gegen Leben, eigenes und fremdes, Helden im Kriege, Gesindel im Frieden, längst fertig mit den Weibern, nur zweierlei noch im Herzen: Alt-England und — Rum.

„Hört auf zu quietschen!" ruft jetzt der Älteste von ihnen den Fiedlern zu, „wen lockt ihr noch um Mitternacht? Wer kommen will, wär' längst da. Aufgepaßt! ich sing' euch eins."

„Bravo! Old-Bob will singen; still da!" ging's jetzt im Kreis herum, bis endlich die vielen Rufe in den einen zusammenklangen: „Dein Leiblied, Bob! fang an! not a drum was heard!"

Der Alte war aufgestanden. Er warf seinen breitkrempigen Hut auf den Tisch, als ging er an das Lied wie an sein Gebet, fuhr mit der Hand rasch über Gesicht und Haar, räusperte sich und begann:

„Kein Trommelwirbel, kein Grablied hohl,
Als wir an den Wallrand lenkten —
Kein Schuß rief über ihn hin: „Fahr wohl!"
Als wir ihn niedersenkten;
Wir senkten ihn nieder um Mitternacht;
Sein Grab — ohne Prunk und Flimmer:
Wir hatten's mit Bajonetten gemacht
Bei Mond- und Windlicht-Schimmer.

Viel Zeit zum Beten hatten wir nicht,
Nicht Zeit zu Klagen und Sorgen,
Wir starrten dem Toten ins Angesicht,
Und dachten: „Was nun morgen!"
Kein Grabtuch da, kein Priester nah,
Kein Sterbekleid und kein Schragen,
Wie ein schlafender Krieger lag er da
Seinen Mantel umgeschlagen.

Und kaum noch, daß unser Tun vollbracht,
Heim rief uns die Glock' von den Schiffen,
Und über uns hin jetzt, durch die Nacht,
Des Feindes Kugeln pfiffen;
So ließen wir ihn auf seinem Feld,
Blutfeucht von Heldentume,
Da liegt er und schläft er allein, unser Held,
Allein mit seinem Ruhme.

Wir dachten, als wir den Hügel gemacht
Über seinem Bette der Ehre:
Bald drüber hin zieht Feindes Macht,
Und wir — weit, weit auf dem Meere;
Sie werden schwätzen viel auf und ab
Von Ehre, die kaum gerettet —
Doch nichts von allem dringt in sein Grab,
Drin wir Britischen ihn gebettet."

Er schwieg und einen Augenblick alles mit ihm. Dann aber sprangen die Weiber von ihren Polstern auf, die Fiedler ergriffen ihre Geigen wieder, und ohne daß ein Zeichen gegeben oder ein Wort gesprochen war, klang jetzt in begeistertem Chorgesang der letzte Vers des „Sir John Moore Liedes" noch einmal durch die weiten Räume des Saales.

Die letzte Note war verklungen; man schwang die Gläser, man schrie, man lärmte; wir aber brachen auf, ängstlich bemüht, den Eindruck dieser Szene ungetrübt mit nach Hause zu nehmen. Schweigend schritten wir über die Londonbrücke, tausend Lichter spiegelten sich im Strom, hundert Schiffe streckten ihr Mastenwerk phantastisch in die Nacht, von St. Paul schlug es 2, mir aber klang's noch immer im Ohr: Not a drum was heard!

Das ist das Mark dieses Volkes: national bis auf die Matrosendirne hinunter. Solche Kraft kann gedemütigt werden, aber nicht gebrochen; jeder Niederlage muß die Erhebung folgen.

Sechstes Kapitel

Das Leben ein Sturm

Glückliches Land im Süden, dessen großer Dichter niederschreiben konnte: „Das Leben ein Traum," und armes, gepriesenes Land du, das du die Seligkeit des Träumens nicht kennst und immer wach und wirklich dein Leben abhaspelst wie im Sturm. Als ich noch jünger war, da kniet' ich bewundernd zu den Füßen der Tat, da galt mir das Schwert und der Arm, der es führte, da hing mein Auge an der Kaisergestalt Barbarossas, und mein Herz jubelte auf, wenn ich ihn einziehen sah in die Tore Mailands, den Welfentrotz unterm Hufschlag seines Pferdes. Die Knabentage sind dahin. Ich habe seitdem anderes lieben gelernt: den Geist erst, dann das Recht und zuletzt die Muße, die Beschauung, die Vorbereitung auf das, was da kommt. Es ist was in mir, das mich mit unwiderstehlicher Sehnsucht zu dem zerlumpten Lazzarone hinzieht, der an der

Tempelschwelle, gebräunt und lächelnd, in den ewigblauen Himmel emporschaut; es ist was in mir, was mich den Diogenes mehr bewundern läßt als den Mann, der vor ihm in der Sonne stand, und was — wenn ich zwischen Extremen wählen soll — mir den Orden von La Trappe größer und beneidenswerter erscheinen läßt als die London-City mit ihrem Leben ein Sturm.

Wir haben ein schönes, vielgesungenes Lied, ein Lied von der „Hoffnung", drin das Beste, was der Mensch hat — seine Sehnsucht nach einem Genüge, das jenseit liegt, den dichterischen Ausdruck fand:

Nach einem glücklichen, goldenen Ziel
Sieht man sie rennen und jagen.

Ach, unbewußt und nicht in seinem Sinne schrieb der Dichter in diesen Zeilen die Geschichte und den Fluch dieser Stadt, denn ihr Tagewerk ist „rennen und jagen", und ihr Ziel ist — Gold; nur eines täuscht sie — das Glück; es neckt sie wie die Spiegelung den Wüstenwanderer, und zu dem Verdurstenden spricht es in seiner letzten Minute: Dein Gold war Sand. Wer löste das große Rätsel von des Menschen Glück, und wer lehrte uns, „wie" und „wo" es sicher zu finden? Aber eines fühlt sich: das Menschenglück ruht wo anders als in der Bank von England. Glück! es ist nicht zu sagen, was du bist, aber es ist zu zeigen, wer dich hat. Der fromme Geistliche hat dich, der, selbst an den Trost glaubend, den er eben noch am Lager eines Sterbenden spendete, nun sinnend durch die Gänge seines Gartens schreitet und Samen in die Beete streut, hoffend auf die ewige Frühlingserfüllung. Glück! der Arzt hat dich, dessen geschickte Hand eine Mutter ihren Kindern wiedergab, und der, heimgekehrt zu seinen Büchern, weiter forscht in dem Wald überlieferter Erfahrung. Glück! jene Waschfrau hatte dich, von der uns Chamisso erzählt, die Freude hatte an ihrem

selbstgesponnenen Sterbehemd und es Sonntags anlegte, wenn sie zur Kirche und Erbauung ging. Glück! es haben dich alle, die eingedenk, daß wir mehr sind als ein galvanisierter Leib, ihrem unsterblichen Teile leben, jeder nach seiner Art.

Dem Menschen ist das Wissen von dem verloren gegangen, was ihm nottut. Eine Krankheit, wie sie die Welt nur einmal sah, als die Pizarros in Blut und Gold erstickten, schüttelt wieder das Menschengeschlecht, und England, London ist der Herd dieses Fiebers. Die Woche verrinnt in rastlosem Mammondienst, und der Tag des Herrn ist eitel Lüge und Schein. Mechanisch wandern die Füße in die Kirche, aber die Seele durchjagt schon wieder die Citystraßen und sucht in den Spalten des Börsenberichts nach Gewinn oder Verlust. Wie der König im Hamlet könnte dies Geschlecht ausrufen:

> Mein Wort strebt auf, doch unten bleibt mein Herz:
> Gebet ohn' Andacht dringt nicht himmelwärts;

aber Selbsterkenntnis ist nicht ihr zugewogen Teil, und pharisäisch leben sie dem Glauben: sie ständen gut angeschrieben im Kontobuch des Himmels. Trostloses Dasein, das sich teilt zwischen atemlosem Erwerben und zitterndem Erhalten, das, reich oder arm, keine Ruhe, keine Muße kennt, das nachts von Kurszetteln träumt und die schwarze Sorge im Nacken hat bei Wein und Weib, bei Jubel und Gesang. Dies ameisenhafte Schaffen bemächtigt sich der Gemüter mit der Ausschließlichkeit einer fixen Idee, und die reiche Menschenseele mit ihren tausend Kräften und Empfindungen kommt in die Tretmühle des Geistes und stapft und stapft. Es fördert vielleicht, nur nicht sich selbst. Des Lebens Reiz verblaßt, und die ungeübten Kräfte versagen endlich ihren Dienst. Weihnachten kommt mit seinen roten Backen an Äpfeln und Kindern; verlegen lächelnd steht er vor dem Lichtermeer und denkt an das Meer da draußen, auf dem seine Schiffe tanzen. Ein Jugendfreund kommt; „o

ging er wieder!" ist alles, was er fühlt. Seine Schwester stirbt, er erbricht den schwarzgeränderten Brief und liest und kann nicht weinen. Spät nachts wirft er sich aufs Lager, die Erinnerung ärmerer Tage beschleicht ihn, er sieht sich wieder spielen in seines Vaters Garten und — die Träne kommt. Aber sie gilt nicht der toten Schwester, sie gilt ihm selbst.

Glückliches Volk im Süden, das lacht und träumt! Armes, reiches Volk mit deinem Leben ein Sturm.

Siebentes Kapitel

Der verengländerte Deutsche

Einer meiner Freunde erzählte mir: Gebrüder Miller sind eine wohlbekannte Firma in der City von London. Vor Zeiten hießen sie Müller und waren so loyale Berliner, wie sie das Spandauer Viertel nur je in seiner Mitte sah. Vor zehn Jahren vertauschten sie die Papenstraße mit Morgate-Street und ersetzten den heimatlichen Klappkragen durch aufrechtstehende Vatermörder. An diese — fuhr mein Freund fort — hatt' ich einen Kreditbrief in der Tasche. Guten Mutes trat ich bei ihnen ein, und mich gegen zwei blonde Männer verbeugend, die am Pult einander gegenüberstanden, fragt' ich, auf deutsch, ob ich die Ehre habe, Gebrüder Müller ..., „our name is Miller!" unterbrach mich der Angeredete und schrieb weiter. „Ich bringe Ihnen Grüße vom Bankier Meyerheim ..." „very much obliged!..." „und wollte mir erlauben, Ihnen diese Zeilen persönlich zu übergeben." Müller II. nahm den Brief in Empfang, durchflog ihn und antwortete dann: „To-morrow, Sir! ten o'clock if you please." Das war mir zuviel, und beide Arme in die Seite stemmend, schnarrte ich im entschiedensten

Jargon unserer Heimat: „Wat! zwee Berliner un keen Wort deitsch nich? Shame, indeed!“

Ob wahr oder erfunden (mein Freund exzelliert in Anekdoten), jedenfalls darf ich versichern, daß die Gebrüder Miller aus dem Leben gegriffene Typen sind. Unter hunderterlei Namen bin ich ihnen in allen Kreisen der Gesellschaft begegnet, und dem Niederdrückenden dieser Erfahrung hab' ich nur den einen Trost entgegenzuhalten, daß das Jahr 48 dieser nationalen Verkommenheit ein Ende gemacht zu haben scheint. Was von dieser Misere bisher mir in den Weg trat, war in vormärzlicher Zeit über den Kanal gegangen. Nicht als ob ich — wie man geneigt sein könnte, aus diesem Lob zu schließen — den unbedingten Bewunderern jener Bewegungsepoche angehörte. Keineswegs. Aber die Untreue und die Maßlosigkeit, die Illoyalität und die Verkehrtheit jener Zeit, die so oft und so gebührend verurteilt worden sind, sollten uns die nationale Seite, diesen gesunden Kern jener Erhebung, nicht undankbar verkennen lassen und uns nicht blind gegen die Tatsache machen, daß ein deutscher Geist, wie ihn die Freiheitskriege sahen, erst unter den Gewehrschüssen des 18. März wieder erwachte, ähnlich wie der Frühling unter Donnerschlägen seinen Einzug zu halten liebt.

Selten nur trifft man im bunten Treiben der Weltstadt auf einzelne jener Flüchtlinge, die der Sturm der letzten Jahre an die englische Küste geworfen hat; sie lieben Zurückgezogenheit und verkehren (mit Ausnahme eines in Kneipenroheit verkommenen Abhubs) geräuschlos untereinander. Aber häufiger fast, als einem lieb ist, begegnet man den „Landsleuten aus der alten Schule“. Überall in der City — in den Lesezimmern des Lloyd wie an der Kornbörse in Mark-Lane, in den Dockskellern wie an den Eßtischen des Mr. Simpson — stößt man auf ihre unerquicklichen Gesichter; keiner aber lernt sie besser kennen als der Beneidenswerte, der, in einer Kaufmannsstadt an der Nord- oder Ostsee zu Haus, ein Empfehlungsschreiben

an diese oder jene deutsch-englische Firma in seinem Lederkoffer mit herüberbringt — und an die Erfahrungen solcher Bevorzugten richt' ich jetzt die Frage: ob es etwas Trostloseres gibt als die Gestalt des „verengländerten Deutschen".

Der englische Kaufmann ist praktisch, ist auf Erwerb aus, ist Kaufmann durch und durch. Aber — vorausgesetzt, daß er jemals die Ader eines Gentleman in sich hatte — so bleibt ihm diese wie eine Schutz- und Grenzlinie gegen den Schacher durch alle Phasen seines Lebens hindurch, und wenn er begreiflicherweise auch in der Einseitigkeit und Ausschließlichkeit seines Strebens nach Erwerb kein Gegenstand unserer besonderen Zuneigung werden kann, so können wir ihm doch um der Klugheit seiner Kombination und der Energie, Ruhe und Gradheit seiner Handelsweise willen, unsere Hochachtung nicht versagen. — Wie anders der deutsche Kaufmann, der herüberkommt! Ängstlich bemüht, an den englischen Kaufmann gleichsam hinanzuwachsen, hat er bei seinem Betreten britischen Bodens nichts Eilfertigeres zu tun, als unter der Aufschrift: „Sachen ohne Wert" das bißchen deutsche Liebenswürdigkeit, das er in Gestalt von Bonhomie, gemütlichem Spießbürgertum, Ungeniertheit und derben Witze mit herüberbrachte, in die väterliche Wohnung zurückzuschicken, und ohne im geringsten das feine Auge für all die Vorzüge zu haben, die den englischen Kaufmann — und sei er der erwerbslustigste — noch immer charakterisieren, setzt er seinen ganzen Eifer daran, ihn in allerhand Manieren (natürlich immer die schlechtesten) zu erreichen, in Manipulationen und Kunstgriffen, die freilich am meisten in die Augen springen, aber den echten Engländer so wenig ausmachen wie etwa das Dreinschlagen mit Kolben einen tüchtigen Offizier.

Dennoch ist der verengländerte Deutsche innerhalb der Geschäfts- und Handelssphäre nur halb er selbst. Bereicherung! steht auf der Fahne jedes Kaufmanns, und die un-

geschickteren Hände, mit denen die deutsche Kopie des englischen Kaufmanns im Golde wühlt, die gierigeren Augen, mit denen er es verschlingt, wollen wir ihm nicht zu hoch in Rechnung stellen. Er ist eben nur eine Steigerung dessen, was jeder Kaufmann, auch der englische, mit ihm teilt, und selbst das Übermaß seiner Erwerbslust ist immer noch gleichsam zu Haus innerhalb des kaufmännischen Berufs. Aber widerlich wird diese Goldjagd auf andern Gebieten und um so widerwärtiger, je geistiger das Gebiet ist, das der verengländerte Deutsche nicht verschmäht, durch seinen Schacher (wofür er den Ausdruck „praktische Richtung" hat) zu verunglimpfen. Die Künstler, die Schriftsteller, die Gelehrten — sobald sie dieser englischen Krankheit verfallen, machen ihr ganzes Tun zum bloßen Gewerbe, und von einer liebenden Hingabe an die Sache findet sich keine Spur mehr. Kunst und Wissenschaft werden sich in solchen Händen niemals Zweck; sie sind nur Mittel. Nicht Mittel in jenem hohen Sinne wie innerhalb der christlichen Kunst des Mittelalters; auch Mittel nicht in jenem erlaubten Sinne, wo sich das Leben selbst als Zweck ergibt; nein, Mittel in jenem schlechtesten Sinne, Mittel zum Reichwerden, zur plötzlichen Erhebung und zum endlichen Nichtstun als süßem Lohn kurzer, lügnerischer Arbeit. Das Trostloseste sind die deutschen Ärzte, über die das Engländertum hereingebrochen ist. Ich wohnte mit einem solchen zusammen; er forderte und erhielt für ein kuriertes Schnupfenfieber 20 L.St. (130 Rtlr.) und erzählte mir unter Lachen den Fischzug, den er gehalten habe. Ich kannte auch das Opfer dieser Prellerei und habe die betreffende Rechnung mit Augen gesehen. Man spricht in Deutschland von interessanten Fällen, und unsere Patienten sträuben sich dagegen, ein solcher zu sein. Verarg' es ihnen, wer mag. Aber unter allen Umständen sind sie, um eben ihres Leidens willen, einer lebhaften nnd gleichsam nobeln Teilnahme von seiten ihres Arztes sicher. Solche interessanten Fälle

kennt der deutsch-englische Arzt nicht; mit der Wissenschaft hat er abgeschlossen, lernen oder verdummen gilt ihm gleich, und nur ein interessanter Fall ist für ihn geblieben: die gefüllte Börse eines Westendlords oder eines Citykaufmanns aus dem Ostindienviertel.

Ich habe mich bisher bemüht, ein Charakterbild des Deutsch-Engländers zu geben; wende ich mich jetzt seiner mehr äußeren Erscheinung zu. Er spricht alle Sprachen mit Ausnahme des Deutschen. In seiner Tracht und Haltung überengländert er den Engländer. Er hat beständig schwarzen Flor um den Hut, trägt Röcke, deren Taille mehr dem südlichen Wendekreis des Steinbocks als dem mittellinigen Äquator entspricht, exzelliert in buntfarbigen Sommerkrawatten, scheitelt sein Haar in der Mitte des Kopfes und verwendet alle möglichen Pasten und Schönheitswässer zur Herstellung des (unübersetzbaren) „egalen Teints", dieses entscheidenden Kennzeichens des echten Gentleman. O ja, sie lernen ihm ab, wie er sich räuspert und wie er spuckt, und nur ein letztes Etwas entgeht entweder ihrem Auge oder liegt jenseit ihres Nachahmungstalentes. Dies Etwas ist es dann, was schließlich doch einen Strich durch die Rechnung macht.

Ihre Taschen liegen sämtlich unterm Schutz eines Brama-Schlosses, zu dem der Schlüssel verlorengegangen ist. Für schlechtweg Bedürftige haben sie ein stereotypes Achselzucken und für die Flüchtlinge der letzten Jahre einen bequemen und billigen Hohn.

Begegnet man ihnen in der Gesellschaft, so suchen sie das Flachsenfingen, wo ihre Wiege gestanden, bis zum Äußersten hin zu verleugnen. Fallen sie der Ehrlichkeit des vorstellenden Wirts aber dennoch zum Opfer und zieht Neugier oder Spottlust sie in eine vornehme Unterhaltung mit dem jungen Huronen, der keine glanzledernen Stiefel trägt und das Unglück hat, Deutschland sein Vaterland zu nennen, so beginnen sie

(versteht sich englisch): „Wie befindet sich Ihr König? Alles noch wohlauf bei Hofe? Kein neuer Orden kreiert? Kein Gardeleutnant zum Kultusminister avanciert, oder kein Altlutheraner General der Kavallerie geworden?"

So geht es fort. Wer möchte ihnen die Anerkennung versagen, daß die Pfeile ihres Spottes gelegentlich treffen; aber diese Renegaten und verkommenen Söhne eines auch in seinen Schwächen noch großen und herrlichen Vaterlandes haben nicht das Recht, diese Pfeile abzudrücken. Ihr Wesen geht auf in Lieblosigkeit und Undankbarkeit gegen den Boden, der sie gebar. Sie kennen nur Schattenseiten und vergessen, daß hier, wie überall, der Schatten das Licht voraussetzt. Sie verwechseln die eigene Verkommenheit mit der vorgeblichen des Volkes, dem sie angehörten, und halten die Einflüsterungen eines bornierten und selbstgefälligen Egoismus für die Stimme der Freiheit und politischen Weisheit.

Der einsichtige Engländer (freilich wie überall ein kleiner Bruchteil) blickt bescheiden auf die Besonderheit seines durch Lage und Gang der Geschichte bevorzugten Landes und ist weitab, sich persönlich das Verdienst von Dingen zuzumessen, die Gottes Ratschluß ungleich mehr als der englische Nationalcharakter, geschweige dessen modernste Erscheinung, hervorgerufen hat. Wilhelm III. konnte unterliegen, und England wäre unterm Zepter der katholischen Stuarts denselben Weg wie die Staaten des Kontinents gegangen. Das verhehlt sich kein gebildeter Brite.

England ist kein Polizeistaat; aber warum nicht? weil es keiner zu sein braucht. Disraëli selber sprach es aus: unser Land hat keine Ahnung von der Macht und Ausdehnung jener Umsturzpartei, die auf dem Kontinent ihr Wesen treibt. Hätten wir Ähnliches, wir würden zu ähnlichen Mitteln greifen müssen, und der Londoner Philister, der seit 40 Jahren gewöhnt ist, seinen Morgenimbiß in Gesellschaft der Times oder Morning

Post zu nehmen, würde sich daran gewöhnen müssen, seinen Frühstücksgefährten von Zeit zu Zeit nicht erscheinen zu sehen.

So sprechen Engländer. Der verengländerte Deutsche aber schimpft über Polizei und Soldateska, spricht von der Teilung Deutschlands wie von einer abgemachten Sache, nennt Leibniz einen Schleppenträger des Newton und Goethe-Schiller die Aushökerer des Shakespeare. „Ihr habt nichts als den Hegel" — so schließt er — „und den lassen wir euch." Ihn widerlegen, hieße ihn ehren; man läßt lächelnd einen Strom solcher Torheiten über sich ergehen und schreibt abends ins Tagebuch: bei Mr. N. einen Landsmann aus der alten Schule getroffen; einer wie alle: flach, eitel, undankbar!

Achtes Kapitel

Miß Jane.

Ich hatte Empfehlungsbriefe an Miß Jane. Als ich sie abgab, war sie aufs Land. Wochen vergingen; ich hatte die Briefe vergessen. Eines Morgens beim Frühstück erhielt ich folgende Zeilen:

10 Angel Terrace, New-Road (Pentonville).

Miß W. empfiehlt sich Herrn F. und drückt ihm ihr lebhaftes Bedauern darüber aus, daß sie außerhalb der Stadt war, als Mr. F. die freundlichen Zeilen aus Deutschland ihr in Person zu überbringen gedachte. Miß W. würde sich Herrn F. sehr verpflichtet fühlen, wenn er ihr Gelegenheit zu mündlicher Äußerung ihres Dankes geben wollte, und erlaubt sich ihm anzuzeigen, daß sie allabendlich nach 7 Uhr zu Hause ist. — Freitag Nachmittag.

Andren Tages schickt' ich mich an, dieser freundlichen Aufforderung nachzukommen. Es war Sonnabend und einer jener schwülen, staubigen Tage, wo man die Luft Londons wie den Puls eines Fieberkranken fühlte. Von meiner Wohnung aus bis Angel-Terrace war nicht allzuweit. Ich passierte Euston-Square und bog in die nördliche Lebensader Londons ein, die unter dem Namen New-Road von Paddington und Bayswater bis Pentonville und Islington läuft. Mein Weg führte gradaus; ich konnte nicht fehlen. Von Zeit zu Zeit blieb ich stehen und ließ den Wirrwarr der Szene an mir vorüberziehn. Es war das erstemal, daß ich in diese Gegend kam, und so gewiß es London war, das nur ein neues Blatt seines Wanderbuches vor mir aufschlug, so gewiß doch war dies Blatt eben neu, und fast vergaß ich im Anschauen dieses wechselnden Treibens, daß mich andres hierhergeführt hatte als die Lust an einer Straßenstudie. Dieselbe Fülle von Leben lag hier vor mir wie in Piccadilly und Oxford-Street, und doch hatte alles wieder einen andern, zum Teil völlig abweichenden Charakter. Die blitzenden Kaufläden fehlten ganz, Cabs und Gigs waren selten, kein modischer Frack in ganz New-Road, geschweige das Baregekleid einer Lady von Stande. Nur Omnibus auf Omnibus jagte vorüber, Arbeiter in Jacke und Mütze hockten oben auf; — ein Augenblick Halt! und wieder weiter trabend wirbelte eine neue Staubwolke in den Straßenstaub hinein. Trödelläden überall und Magazine für Auswanderer; an den Ecken aber das unvermeidliche Bierhaus. Freilich auch Reizendes bot sich dar. Die Breite der chaussierten Straße und ihre Bäume und Gärten taten dem Auge wohl; und der Goldregen, der bestaubt über die Eisengitter hing, dazu das Auf und Nieder des Terrains, vor allem aber die dämmerblauen Hügel von Highgate, die von fernher in dies wüste Treiben niederblickten, gaben dem ganzen Weg, der sich vor mir hinzog, einen wunderlichen Mischcharakter von Landstraße und Weltstadt.

Kings-Croß hatt' ich passiert; die Häuser zur Rechten wurden eleganter, Mädchenpensionate lagen hinter den Gittern und kündigten sich durch klösterliche Stille noch deutlicher an als durch Inschriften oder das messingne Klingelschild ihrer Mistreß. So erreicht' ich Angel-Terrace. Als ich die Gittertür hinter mir zuwarf, war es, als sei ich in eine neue Welt getreten. Das Gitter und das hohe Strauchwerk, das sich an ihm entlang zog, lagen wie eine Scheidewand zwischen hier und draußen. Der Staub drang nicht durch und gönnte mir wieder einen freien Atemzug; selbst der Lärm brach sich an jener hohen grünen Wand und klang wie fernes Summen und Rauschen. Heiter schritt ich den Kiesgang entlang, der zwischen zwei blumenlosen und doch so erquicklichen Rasenplätzen hinlief, und war eben im Begriff, den Klopfer zu fassen, als die Tür sich wie von selber öffnete und ein alter Herr mit freundlicher Stimme mir zurief: „Kommen Sie nur, Jane wartet schon!" Es war ihr Vater. Wir traten in ein Zimmer zur Linken. Sein Anblick bot nichts Besonderes dar; englische parlours gleichen sich wie ein Ei dem andern. Miß Jane trat mir entgegen und reichte mir nach schöner englischer Sitte ihre Hand. Es war eine weiße vornehme Hand. Die gewöhnlichen Begrüßungsworte wurden gewechselt; dann nahm ich Platz. Das Wasser im Kessel siedete, der Alte nahm die Tassen vom cubboard, Miß Jane löste die Schalen von den zierlichen kleinen Krebschen, die auf dem Tische standen, und sprach und fragte zu mir herüber. Sie war nicht schön, nur ihre Augen waren es. Es lag ein Etwas in ihnen, als lachten sie gern, und zugleich doch sah man, sie hatten viel geweint. Ich kannte die Geschichte Miß Janes; hätt' ich sie nicht gekannt, ich hätte sie aus diesen Augen lesen können.

Ihr Vater war nach Deutschland gegangen, als sie noch ein Kind war. Damals war er reich gewesen, fast ein Millionär. Unter Glanz und Fülle war Miß Jane herangewachsen; sie

sang, sie spielte, sie hatte berühmte Lehrer gehabt, sie hatte in Konzerten gesungen und den Ertrag ihres Spiels der Armut in den Schoß geschüttet. Nun sang sie auch und spielte und lehrte, aber nur für sich und ihren Vater. Sie waren selber arm geworden. Das verwöhnte Kind, die vornehme Dame erwarb ihr Brot jetzt als englische Governeß. — Die Armut in Deutschland hatte sie leicht getragen; sie hatte Freunde gehabt, deutsche Freunde, die den Menschen nicht nach Guineen wägen — und in fremden Häusern weiter genießend, was sie einst im eigenen geboten hatte, war sie arm geworden, ohne zu fühlen, was Armut sei. Aber diese Tage des halben Glücks hatten nicht angedauert. Der alte Kaufmannsgeist war wieder über den Vater gekommen, es hatte ihn zurückgezogen nach England, nach London, nach der City, nach der alma mater des Handels; — er wollte wieder reich werden, wie er arm geworden war, und Jane hatte ihn begleiten müssen. Sie hatten Wohnung genommen in der City, auf deren finsteren Kontoren der Alte wieder saß und rechnete wie 30 Jahre früher; er hatte das Glück aufs neue versucht und vergessen, daß die Göttin nur die Jugend liebt und vorbeigeht an jedem weißen, sorgenvollen Haupt. Alles schlug fehl; schwere Tage kamen; Miß Jane war entschlossen und suchte ihre Bücher und ihre Noten hervor. O, sie war klug und ihre Stimme glockenhell, sie brauchte sich nicht lange umzutun, und die Demütigung wenigstens blieb ihr erspart, ihre Dienste vergeblich angeboten zu haben. Die mühevollen Tage einer governess begannen für sie. Frühmorgens nach King Croß, um den Omnibus abzuwarten, spätabends heim mit dem Notenbuch unterm Arm. Wie viele dieser blassen, abgehärmten Gesichter sah ich auf meinen Kreuz- und Querzügen, wenn ich von London-Bridge bis Chelsea fuhr — wie eilten sie die Treppe hinunter, um den Steamer nicht zu verpassen, und wie schnell ging's wieder über die hölzerne Brücke und über den schwankenden Pier hinweg,

wenn das Boot anhielt bei Lambeth Palace oder Vauxhall-Bridge! Wie oft hatte ich teilnahmsvoll in solche stillklagende Augen geblickt, nicht ahnend, daß ich ihnen einst so nahe gegenübersitzen sollte.

Und saß ich solchen Augen denn gegenüber? War das noch dieselbe Miß Jane, waren das noch die umflorten Augen, die mich bei meinem Eintritt begrüßt hatten? Sie lachten jetzt, als hätten sie nie geweint. Ein Zauber war wirksam geworden, und dieser Zauber hieß Deutschland und deutsches Wort. Der Alte selbst ging auf in den Jubel seiner Tochter, und die Erinnerung an zwanzig glückliche Jahre, die er unter uns verbracht, ließ ihn sein Engländertum und die fixe Idee neu zu erwerbenden Reichtums vergessen. Sein Herz floß über von Liebe und Dankbarkeit gegen unser Land, und mehr denn einmal rief er: „Bei ihnen gibt es Menschen und Herzen, aber dies England hat nur Beine und Börsen." Vater und Tochter wetteiferten, und der ganze Reichtum deutschen Lebens wurde mir an dieser Stätte gegenwärtig wie nie zuvor. Hundert kleine Züge unsres Lebens, übersehen sonst um ihrer Alltäglichkeit willen, machte mir hier die dankbare Rückerinnerung dieser beiden wie zum Geschenk, und ich erschien mir gleich dem reichen Hypochonder, der über Not und Elend klagt, weil er die Schätze seines Nachbars nicht mitbesitzt, bis ihm plötzlich die schwarze Binde vom Auge fällt und er sieht, was er lange hätte sehen können, daß er reich ist und immer war.

Von dem Abend an war ich ein häufiger Gast in Angel-Terrace; jede Klage über das selbstische England und jede Sehnsucht nach Deutschland hin fand dort ein lautes Echo. Wollt' ich Herzen haben, die sich mit mir freuten über Empfang eines Briefes aus der Heimat, so richtete ich meine Schritte New-Road hinauf, und als ich zum letzten Male diesen Weg ging, war mir's, als sollt' ich eine zweite Heimat aufgeben, um die erste wieder zu gewinnen.

Der Abschied war kurz; Miß Janes Augen lachten nicht mehr; der Alte war schweigsam. „Unsre Wünsche begleiten Sie; könnten wir es selbst!“ Das waren ihre letzten Worte.

Neuntes Kapitel

The hospitable English house

Lieber kleiner Mr. Burford, wie gern gedenk' ich deiner! Es sind nun volle acht Jahr, daß ich an deinem Tische saß, aber dein gastlich Haus ist unvergessen geblieben. Ich habe auch diesmal nach dir gefragt, aber man kannte dich nicht mehr. Bist du hinüber? Ach, mit dir ist vieles andere noch gestorben — die ganze Hospitalität deines Landes. Mag der Tag mir wieder lebendig werden, wo ich zum ersten Male durch die Gänge deines Parkes schritt, und die Sonne so freundlich lachte und deine Augen dazu.

Es war in einem Londoner Hotel; meine deutsche Reisegesellschaft hatte mich im Stich gelassen; unter lauter fremden Gesichtern saß ich an der Table d'hote. Bald merkte ich, daß ich der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit war: es galt damals noch was, ein Fremder zu sein. Einige Worte wurden gewechselt; man fragte mich, wie lange ich in London sei, was ich gesehen habe, und da ich eben aus der Vernon-Galerie kam, waren wir bald in lebhaftem Gespräch über englische Maler und Malerei. Als ich nicht ohne Absicht hinwarf, daß David Wilkie und neuerdings namentlich Landseer bei uns in Deutschland sehr wohl gekannt und gewürdigt seien, konnte ich deutlich wahrnehmen, welche Freude das auf allen Gesichtern hervorrief; sowie ich denn — damals wie jetzt — vielfach zu be-

merken Gelegenheit fand, daß Selbstgefühl und Bewußtsein eigenen Wertes die Engländer gegen Anerkennung von außenher durchaus nicht unempfindlich gemacht hat. Es ist mit dem Nationalgefühl wie mit dem Künstlerstolz: wie guten Grund sie haben mögen, über Schmeichelei sind beide nicht erhaben.

Mein Nachbar zur Rechten, ein kleiner hage[illegible]ann, dessen Gesicht unerschöpfliches Wohlwollen ausdrü[illegible]schloß mich ganz besonders in sein Herz, und lange bevor es mit der Tafel zur Neige ging, erklang das bekannte, alle Freundschaft einleitende Wort: Can I have the honour to drink a glass of wine with you? Ich war begreiflicherweise nicht abgeneigt, mich bei einem vortrefflichen Sherry nach bester Kraft zu beteiligen, und als wir nach einer lebhaft durchschwatzten Stunde uns erhoben, war die Freundschaft geschlossen. Beim Abschied lud mich der kleine Mann ein, ihn nächsten Sonntag auf seiner Villa zu besuchen, entwarf in aller Eile einen Reiseplan für mich und schied dann, nachdem ich frohen Herzens zugesagt hatte. Das englische, schwer zugängliche Familienleben kennenzulernen, war mein lebhafter Wunsch gewesen; er sollte mir nun erfüllt werden.

Sonntag, mit dem Frühzuge, der damals (bis Croydon wenigstens) für Dover und Brighton noch ein gemeinschaftlicher war, brach ich auf; bald war Annerley-Station erreicht; hier stieg ich aus, um den Rest meiner kleinen Reise zu Fuß zu machen. Es mochte noch eine halbe deutsche Meile sein. Der Weg führte mich abwechselnd durch Saatfelder, Dörfer, Laubholz, Hecken, Bruch und Weideland; es war nur eine halbe Meile, aber die Grafschaft Kent, der Garten Englands, rollte alle hundert Schritt ein andres Bild vor mir auf und ließ in einer Stunde mich mehr sehen als manche Tagereise, die ich durch märkischen Sand gemacht habe. Wir haben in unsern Niederungen, z. B. im Oderbruch, etwas Ähnliches,

aber hier ist der Kreis von Gegenständen schnell erschöpft; der rasche Wechsel der Dinge ist auch vorhanden, aber die Zahl, die Mannigfaltigkeit alles dessen, was da wechselt, ist ungleich geringer.

Ich werde jenen Sonntagvormittag nicht leicht vergessen. Kirchenstill lag es über der Landschaft; nur hier und da spielten sonntäglich geputzte Kinder vor den sauberen Häuschen, oder Fink und Amsel schlugen, wenn ich durch Laubholz schritt. Überall trat mir ein Geist der Ordnung, eine Zierlichkeit, eine Kulturstufe der ländlichen Bevölkerung entgegen, wie sie bei uns selbst in der Nähe großer Städte nicht zu finden ist. Es war unzweifelhaft eine Nebenstraße, auf der ich vorwärts schritt, und doch war der Weg chausstiert; zu beiden Seiten befanden sich breite Abzugsgräben, hier und da selbst Rasenbänke für den Fußgänger. Der Eindruck der ganzen Landschaft war der eines großen Parks.

Gegen 11 war ich bei Mr. Burford. Seine zierliche Villa bildete den Mittelpunkt einer Parkanlage, die in nächster Nähe des Hauses ein üppiger Blumengarten, an der äußersten Grenze aber ein Stück Wald war. Fast herrschte zuviel Symmetrie in dem Ganzen; von den Blumenbeeten aus sah man es nach allen Richtungen hin sich staffelweis erheben; erst Weißdorn, dann Goldregen, dann spanischer Flieder und Haselstrauch, bis endlich über Akazie und Sykomore hinweg Ahorn und Rüster hoch in die Lüfte stiegen.

Mr. Burford stand vor der Tür seines Hauses und war eben beschäftigt, in Aquarellmanier einen besonders hübschen Teil seines Gartens aufzunehmen und auszuführen, als ich eintrat. Er ließ sich nicht stören, bat im Interesse seines Bildes um Entschuldigung und überwies mich vorläufig seinen beiden Söhnen, von denen der eine achtzehn, der andre ein paar Jahre weniger zählen mochte. Wir schlenderten durch die Gänge des Parks: zu beiden Seiten dichtes Buschwerk, das sich oft zur

Laube über uns wölbte, dann wieder ein blauer, lachender Himmelsstreif; im Gehölz der pickende Specht, auf der Hanfstaude der sich schaukelnde Hänfling; von Zeit zu Zeit ein prächtiger Silberfasan, der kreischend vor uns aufflog.

Als wir von unserm Spaziergang zurückkehrten, war das Aquarellbild fertig. Mr. Burford führte mich in eine Art Vorhalle, wo ich seinen Damen und einigen inzwischen angelangten Gästen vorgestellt wurde. Die Unterhaltung war anfangs dürftig, wie das in deutschen Landen wohl auch zu sein pflegt; auch das Hilfs- und Auskunftsmittel war dasselbe: Bücher und Kupferstiche, die auf verschiedenen Tischen vor uns ausgebreitet lagen.

Es ging zu Tisch, früher als es in England gemeinhin Brauch ist. Wir wollten noch ein paar Nachmittagsstunden zu Ausflügen in die Umgegend gewinnen. Die Mahlzeit war nach englischen Begriffen glänzend. In Champagner wurde tapfer angestoßen oder richtiger getoastet, da unser deutsches Anklingen mit den Gläsern gegen die Landessitte verstößt. Dort sieht man einander bloß an, läßt die Augen einige Zärtlichkeiten sagen, macht dabei mit Glas und Hand eine halbkreisförmige Bewegung und trinkt. Auch Reden wurden gehalten. Mr. Burford, dessen Unterhaltungsgabe sich unter dem Einflusse von fünf Sorten Wein bis zur Schwatzhaftigkeit gesteigert hatte, platzte zunächst mit einem „Germany for ever!“ heraus; doch damit war's ihm nicht genug. Auf die ewige Freundschaft beider stammverwandten Länder wurde Glas auf Glas geleert, und als es schließlich in Mr. Burfords Kopfe selbst sehr kriegerisch geworden war, trank er auf ein zweites Waterloo, wenn's wieder einmal gelte, gleichviel gegen alte oder neue Feinde. Alles stimmte ein, und in der mutigsten Stimmung von der Welt standen wir auf, um uns von Tisch in den Garten zu begeben. „Nun zu den Gipsies, Vater!“ rief das jüngste Kind, ein reizender Junge von sechs

Jahren; und groß und klein lärmte lachend mit: „Zu den Gipsies!" Gipsies sind Zigeuner. Man hält sie in England für Söhne Ägyptens, woraus sich im Laufe der Zeit die Benennung „Gipsies" (Ägypter) gebildet hat. Wir waren noch nicht allzuweit gegangen, als wir auf freiem Felde ein Gipsiesnest entdeckten. Tief in einer Lehmgrube, um Schutz gegen den Wind zu finden, lagen drei zerlumpte Gestalten eng zusammengekauert; sie mochten frieren. Kaum daß sie uns gewahrten, so sprangen sie auf und gingen ihrem Geschäft nach, d. h. bettelten uns mit einer Beharrlichkeit an, der der endliche Erfolg nicht fehlen konnte. Wir erfuhren von ihnen, daß Großmutter zu Hause sei, und gingen nun, um Ihrer Majestät der Zigeunerkönigin unsern schuldigen Besuch zu machen. Ich hatte mich auf ein poetisches Zigeunerschloß: dichte Hecken als Wände, Moos und Flechten als Teppich, Baumstümpfe als Sessel, gefaßt gemacht — statt dessen ward ich in ein freundliches, grün abgeputztes Haus geführt, worin soeben ein lustiges Kaminfeuer hoch aufprasselte. Die Zigeunerkönigin war eifrig beschäftigt, sich und ihrem Mitregenten, einem steinalten Männchen, Kartoffeln zu kochen. Unser Erscheinen indes war ganz ersichtlich keine unwillkommene Störung; sie trat uns entgegen, und die kohlschwarzen, trotz hohen Alters noch immer funkelnden Augen lachten freundlich, fast herzgewinnend, aus dem braunen, pockennarbigen Gesicht heraus. Es schien mir aus allem hervorzugehen, daß Mr. Burford ihr und dem alten Manne dies Häuschen für den Rest ihrer Tage geschenkt und sie überhaupt unterstützt habe; wenigstens trug ihr ganzes Tun, trotz mancher derben Keckheit, den unverkennbaren Stempel der Dankbarkeit. Ich erregte ihre Neugier, und sie drang darauf, daß sie mir wahrsagen müsse. Erst sträubte ich mich in einer Art abergläubischer Furcht; die freundlichen Augen aber machten mir Mut, und ich gab ihr lachend meine Hand. Bald war ich erlöst: „Drei Frauen und ...," aber ehe sie enden

konnte, rief ich ein lautes „Stop!“ dazwischen; — schon diese Aussicht auf die Lebensreise schien mir des Guten zuviel. Unter dem Jubel und Spott der ganzen Gesellschaft trat ich wieder ins Freie.

Es mochte gegen Abend sein, als wir in die Villa zurückkehrten. Der allgemeine Wunsch war jetzt — Musik. Man drang in mich, ich möchte spielen; ich sei ja ein Deutscher, und jeder Deutsche spiele Klavier. Nur allzu wahr! Nach meinen Beteuerungen indes vom Gegenteil, nahm Mrs. Burford als erste Virtuosin der Familie am Fortepiano Platz und spielte auf einem hackbrettartigen Instrumente Walzer und Polonaisen noch um etwas schlechter, als man denselben diesseits und jenseits des Kanals zu begegnen pflegt. Die Familie war entzückt und klatschte Bravo. Das natürliche Gefühl für den Wohlklang scheint dem Engländer zu fehlen. Und doch war dies Klavierkonzert nur ein schwacher Anfang: Mr. Burford zeigte alsbald der Gesellschaft an, daß er Volkslieder singen werde. „The black-eyed Susan“ und „The girl I left behind me“ klingen mir noch im Ohr; ich habe Ähnliches zum Glück nie wieder gehört.

Endlich schwieg er. Es schien der eigenen Familie doch fast zuviel gewesen zu sein; man war wie verlegen und drang aufs neue in mich, meine Gesangskunst zu zeigen. „A german song!“ scholl es von allen Seiten. Deutschland gilt nun mal als das liederreiche Land. Ich singe nie, am wenigsten öffentlich; aber nach *solchem* Vorgänger glaubt' ich alles wagen zu dürfen und mit dem süßen Gefühl künstlerischer Überlegenheit hob ich das Hauffsche Lied an: „Steh' ich in finstrer Mitternacht.“ Am Schluß der ersten Strophe fühlt' ich zwar, daß mir der Text keineswegs geläufig sei, doch mit schneller Geistesgegenwart riß ich mich aus meiner üblen Lage und sang (niemand verstand eine Silbe Deutsch) fünfmal hintereinander denselben Vers. Der Beifall wollte nicht enden, ich aber verbeugte mich mit der verlegenen Bescheidenheit eines echten Künstlers.

Der Musik folgte die Dichtkunst; Shakespeare wurde geholt. Man war nicht wenig erstaunt, daß ich die bekanntesten Monologe aus Macbeth, Heinrich IV. und Hamlet auswendig wußte. Um so lebhafter war der Wunsch, mich irgendeine Stelle vortragen zu hören; man wollte gern erfahren, welchen Ton und Akzent wir für die poetische Sprache hätten, die, wie überall so auch in England, von der alltäglichen Redeweise abweicht. Ich wählte den Monolog Macbeths: „Is this a dagger which I see before me?" Jetzt war ich der Ausgelachte; ich konnte deutlich sehen, wie man, obwohl vergeblich, das Gekicher zu verbergen suchte. Gewiß hatte ich komische Fehler gemacht; außerdem aber, wie ich bald merken sollte, mußte ihnen die Art und Weise meines Vortrags saft- und kraftlos erschienen sein.

Der älteste Sohn, der, seitdem man den Shakespeare vom Bücherbrett geholt hatte, mit heiligem Eifer bei der Sache war, gab mir zu verstehen, daß er mir jetzt zeigen wolle, was es mit diesem Macbeth-Monolog eigentlich auf sich habe. Er las laut, mit beinahe ängstlicher Lebendigkeit und unter begleitenden Gestikulationen. Der Vortrag hatte ihn wie erschöpft. Die Familie schien überaus befriedigt, und als ich leise Zweifel über die Zulässigkeit dieses Kraftmaßes äußerte und gegen den begleitenden Veitstanz geradezu protestierte, sagte man mir: so pflege der berühmte Macready (seitdem ins Privatleben zurückgetreten), der erste Schauspieler Englands, diese Stelle vorzutragen. Ich mußte mich um so eher bescheiden, als ich zufällig an die in Deutschland Mode gewordene Vortragsweise des Mephisto nach der Seydelmannschen Schablone dachte und mir sagen mußte, daß diese bei uns so gefeierte Gesichterschneiderei und bausbackige Sprechweise vor der Kritik eines unbefangenen Fremden vermutlich ebensowenig bestehen würde.

Es war spät geworden; zum Schluß hatt' ich mich in ein halbes Dutzend Albums mit Stellen aus Byron, Young und

Shakespeare einzuschreiben, wobei der zweite Sohn mir ein Gegengeschenk machte, und zwar mein Porträt — eine allerliebste Bleistiftzeichnung, die er, während ich las, aufs Papier geworfen hatte. Ich stieg zwei Treppen hoch in das mit englischem Komfort eingerichtete Schlafzimmer und nahm den frohverlebten Tag mit in meinen Traum.

Das war vor Jahren. — Nun sitz' ich wiederum tagtäglich an offener Wirtstafel und schwatze mit meinen Nachbarn rechts und links; aber kein Mr. Burford ist unter ihnen, und „The hospitable English house" ist eine jener verbrauchten Redewendungen geworden, die wie schlechtes Papiergeld dann am meisten kursieren, wenn die Sache zu fehlen beginnt, darauf sie sich stützen.

Zehntes Kapitel

Very, le Pays, und die „tönernen Füße" Englands

„Der größte Segen alles Reisens ist der, daß man sein Vaterland wieder lieben lernt", sagte mal ein Franzos in der guten alten Zeit, und ich glaube — er wußte, was er sprach. Über wie vieles wetterte ich nicht, als ich noch das schmale Trottoir unsrer Straßen trat (z. B. über eben die Schmalheit dieses Trottoirs), und was hab' ich seitdem nicht alles lieben gelernt: Hofjäger und Frühkonzerte, Zeltenbier und Vossische Zeitung, Murmelspiel und Drachensteigen; aber eines mehr als alles, dich warme Zufluchtsstätte erfrorener Chambregarnisten, dich freundlichen Mann, wenn alles scheel sieht, dich barmherzigen Samariter, der, wenn wir „weiß" befehlen,

die warme Milch des Lebens in unsre Tassen gießt — dich Spargnapani! Ach, ein süßer Heimwehschauer überläuft mich, sooft ich deinen Namen spreche, und wenn dir nicht die Ohren geklungen, so klingen sie keinem mehr. Verschwenderischer fast als König Richard bot ich manchmal in verzweifelten Momenten: „Ganz London für deine kleinste Tasse Kaffee!“ Und wer das Übertreibung schilt, der komm' und seh' und seufze und schüttle mir dann in schweigendem Einverständnis die Hand.

Es gibt auch hier Konditoreien, aber sie verdienen kaum den Namen. Weder die „Kuchenläden“, in denen der Engländer stehenden Fußes seine Stachelbeertorte verzehrt, noch die „Kaffeehäuser“, in denen er hinter seiner Zeitung wie hinter einem Bettschirm sitzt, haben irgend etwas von dem Zauber unsrer Konditoreien an sich, deren Reiz, nebst vielem anderen, gewiß in der gleichmäßigen Pflege besteht, deren sich Körper und Geist in ihnen erfreuen. Um der hunderttausend Fremden willen, die tagtäglich Londons Straßen durchfluten, haben sich natürlich, wie „um einem tiefgefühlten Bedürfnis abzuhelfen“, auch hier Lokale aufgetan, die abweichen von der langweilig-steifen Kaffeehaussitte Alt-Englands; aber dem Deutschen ist wenig damit geholfen. Die Cafetiers in Regent-Street und Pall-Mall, in gründlicher und echtbritischer Verachtung alles Deutschen, haben es verschmäht, sich auch jenseit des Rheines nach Vorbildern umzutun, und sind lediglich nach Paris gegangen, um mit einer vagen Vorstellung vom Palais-Royal und einem usurpierten Namen zurückzukehren. Sie nennen sich sämtlich „Very“ und haben auf diesen Ehrentitel ohngefähr so viel Anspruch wie jene Farinas, die sich zu Köln am Rhein so pfiffig, klug und weise um den alten echten Jean Maria herum gelagert haben.

Der absolute Wert dieser Prätendenten ist nur gering, ihr relativer desto größer. In London mögen sie immerhin als

Rettungsinstitute betrachtet werden, ohne deren belebenden Sauerstoff der Fremde im Nebel der Langenweile ersticken müßte. Im Gegensatz zu der Stille und Einförmigkeit englischer Kaffeehäuser bieten sie wenigstens Leben, Auswahl und Mannigfaltigkeit, an Erfrischungen sowohl wie an Zeitungen und — Gesichtern. Zweimal des Tages wechseln diese Etablissements ihre Physiognomie total, und der Vormittags-Very sieht dem Very am Abend so unähnlich wie eine Dame mit aufgewickelten Locken der blendenden Schönheit, die abends in den Ballsaal tritt. Wer mittags bei Very vorspricht, findet es dort leer. Am Büfett sitzt eine dicke Dame in schwarzem Kamelottkleid und schwitzt unter der Last beständigen Nichtstuns; an verschiedenen Marmortischen aber gewahrt man bärtige Fremde: Polen, Franzosen und Italiener. Sie spielen Domino und — gähnen. Das ist mittags. Abends aber um die zehnte Stunde blitzt Very wie ein Feentempel. Dreißig Gasflammen machen die Nacht zum Tag; im Schaufenster plätschern die kleinen Kaskaden, Goldfischchen glitzern im Bassin, und aus und ein, wie Göttinnen auf Wolken, schweben in ihren luftigen Barege-kleidern die — vielgefeierten Schönheiten der Regentstraße. Ihre Tugend ist eine Klippe. Immer bang vor Verfolgung, blicken sie um sich wie die gescheuchten Rehe und suchen Schutz unter deinem Arm. Ihre Anhänglichkeit ist rührend, und ihre Macht ist groß. Sie sind Frau Venus, und ich hörte von manchem Tannhäuser.

Mag sein, daß ich aus Furcht vor ihnen den Morgen-Very zu meinem Freunde erkoren habe; jedenfalls kann man mich dort, alltäglich um die zwölfte Stunde und so sicher wie die Uhr schlägt, die Worte sprechen hören: „Garçon, la Gazette de Cologne!“ Der Kellner, ein freundlicher Mensch, reicht sie mir vom nächsten Tisch. Heut aber fehlen der Kellner und die Kölnische Zeitung: und mich umschauend nach ausnahmsweiser Lektüre, erblick' ich das Pays, das neue kaiserliche Journal, und

zieh' es mit einem „Pardon!" unter dem Ellenbogen eines knebelbärtigen, sein rechtes Bein in der linken Hand haltenden Dominospielers hervor.

Ich habe Glück; ein seltsamer Artikel fällt mir sofort ins Auge, dessen Inhalt ein Kratzfuß gegen Rußland, ein Achselzucken über Österreich und Preußen und schließlich ein vornehmes Lächeln über England ist. „England sei ein Koloß auf tönernen Füßen." Der Leser darf mich nicht verantwortlich machen für die Gemeinplätzigkeit dieser Wendung — sie ist eben Zitat. Auch wird die Form zur Nebensache bei der Wichtigkeit der Anklage selbst.

Steht England wirklich auf tönernen Füßen? Ich glaube „ja!", aber es sind nicht die, von denen der Verfasser jenes Artikels spricht. Es ist weder der Katholizismus (der in der protestantischen Kraft eben dieses und vielleicht nur dieses Landes sein Gegengewicht findet), noch auch der Radikalismus (dessen Unbedeutendheit 1848 in geradezu lächerlicher Weise zutage trat), von woher dem Riesen England irgendwelche Gefahr droht, sondern — um's kurz zu machen — es ist das gelbe Fieber des Goldes, es ist das Verkauftsein aller Seelen an den Mammonsteufel, was nach meinem innigsten Dafürhalten die Axt an diesen stolzen Baum gelegt hat. Die Krankheit ist da und wühlt zerstörend wie ein Gift im Körper, aber unberechenbar ist es, wann die Verfaultheit sichtbarlich an die Oberfläche treten wird. England in äußere, selbst unglückliche Kriege verwickelt, mag die roten Backen der Gesundheit noch ein Jahrhundert und darüber zur Schau tragen, aber das Lager von Boulogne in einer Nebelnacht zehn Meilen nördlich verpflanzt, und — der Goliath liegt am Boden. England gleicht den alten Teutonen mit ihren langen weitreichenden Lanzen: sie beschrieben einen Kreis damit, und wer an den Kreis kam, der war des Todes. Aber einmal keck in den Kreis hineingesprungen, so war die Lanze kein Schrecken

mehr, sondern eine Last, und das kurze römische Schwert fuhr tödlich zwischen die Rippen des Riesen. England ist ein Simson, aber erfaßt am eigenen Herde, sind ihm die Locken seiner Kraft genommen, und einmal gedemütigt würd' es sich schwer zu neuem Mut erheben, jener starken Dogge ähnlich, die den Kampf selbst gegen den Schwächeren nicht wieder wagt, der sie einmal besiegt. Der Engländer flieht schwer; wenn er flieht, flieht er gründlich, und der Schrecken würde panisch sein wie zu den Zeiten der Jeanne d'Arc. Auf eignem Boden angegriffen, war diese Insel immer schwach. Die Römer, die Sachsen, die Dänen, die Normannen, alle kostete es nur eine Schlacht, um sich zu Herren und Meistern des Landes zu machen und, um ein Beispiel auch aus neuerer Zeit zu geben: der letzte Stuart drang mit wenig mehr als zweitausend Hochländern bis in die Nähe des bereits zitternden und total verwirrten Londons vor. Hiesige Spießbürger (die immer noch die Waterlooschlacht allein gewonnen haben und von den Preußen weiter nichts wissen als deren Niederlage bei Ligny) schwatzen natürlich, als würden sie vorkommenden Falls jeder ein Palafox sein und die Tage von Saragossa vergleichsweise zu einem bloßen Puppenspiele machen, aber wir wissen's besser und wissen recht gut, auf welchem Boden das Urbild zum Falstaff gewachsen ist. Ich habe in einem früheren Briefe von der Macht des englischen Nationalgefühls gesprochen, und diese Macht ist da, aber die Klinge, die eine Eisenstange durchhaut, zerbricht umgekehrt wie Glas, und unter dem Schweiß dieses gelderjagenden Volkes rostet jene Klinge von Tag zu Tag und verliert ihren Zauber und ihre Kraft, unbemerkt, aber sicher[1]). Weder Volk

[1]) Seit ich das Obige niederschrieb, sind anderthalb Jahre vergangen. Die Ereignisse dieser letzten Wochen sind mir kein Beweis, daß ich damals nur Gespenster gesehn und die Dinge trostloser geschildert hätte, als sie seien. Und wenn die nächsten Tage die Nachricht brächten, daß Kronstadt oder Sebastopol ein Schutthaufen sei, wenn innerhalb

noch Parlament, weder Adel noch Geistlichkeit beherrschen England, sondern die Herren in Liverpool und in der City von London. Der Handel hat zu allen Zeiten groß gemacht, aber auch klein: groß nach außenhin, aber klein im Herzen. Er kauft den Mut; er hat ihn nicht selbst — und hier liegt die Gefahr. Lübeck konnte Kriege führen mit Königreichen, aber selbst zu den Zeiten seiner höchsten Macht würden ein paar hundert dänische Söldner — mit Hilfe einer Überrumpelung mitten in die Stadt geführt — völlig ausgereicht haben, den ganzen stolzen Bau zu Fall zu bringen. Wenn keines Journalisten Blut jemals das Pflaster färbte, so sicherlich auch keines Kaufherrn. Der Handel hat nie größere Zwecke als sich selbst, und seine erste Bedingnis ist — die Ruhe. Ein Gewinn in Aussicht gestellt, und die City von London geht mit jeder Dynastie.

Wende man mir nicht ein, daß ich mich um Dinge erhitze, die jenseits aller Möglichkeit lägen, und daß es sei, als wollt' ich die Welt mit Timur oder Dschingiskhan ängstigen, die längst alles Zeitliche gesegnet haben. Die Welt hat die Tragödie gestürzter Hoheit zu allen Zeiten gesehen. Wer, als der königliche Weise von Sanssouci der bewunderte Stern Europas war und ganz Preußen dastand stolz und aufrecht in dem Gefühl erfochtener Siege, wer hätte es damals möglich geglaubt, daß kaum ein Menschenalter später sieben lange Jahre hindurch die Eisenfaust eines fremden Eroberers auf eben diesem Lande ruhen werde? Die Rettungsstunde schlug, aufraffte sich die alte Kraft des Landes; und Bewunderung vor jenen Taten, die damals geschahen! Aber verhehlen wir uns nicht, daß auch

---

der nächsten zehn Jahre Hinterindien und China zu britischen Provinzen würden, dennoch ist es wahr, daß die rätselhafte Geisterhand, die dem Belsazar erschien, auch diesem übermütigen England schon das Mene Tekel Upharsin an seine goldenen Wände geschrieben hat, und daß, wie ein Engländer selbst ahnungsvoll ausrief, „der Anfang vom Ende da ist".

andre Elemente vorhanden waren: Berliner Vollblut drängte sich danach, unter der Leibgarde Marschall Victors zu sein, und viele der Guten und Besten selbst träumten von einer Weltmonarchie. Die Rettungsstunde schlug, aber, Hand aufs Herz: der sie schlagen ließ, war Gott selbst, und das Gegenteil lag nicht außer der Natur der Dinge. Was uns geschehen mochte, kann überall geschehen; denn ich bin weitab davon, unser Volk niedriger zu stellen als irgendeins, das englische nicht ausgenommen.

Elftes Kapitel

Parallelen

Es gibt Leute, die alles Räsonnement über den Charakter eines Volkes, geschweige ein Parallelenziehen zwischen dem einen und dem andern, eine müßige Beschäftigung nennen und einem versichern, daß man von Glück sagen könne, in Darlegung solcher Ansichten nicht jedesmal die Kehrseite der Wahrheit zu seinem Glaubensbekenntnis gemacht zu haben. Ich gebe das teilweis zu; aber es hat mir jederzeit auch ferngelegen, dem Leser Weisheit zu predigen oder ihm tiefste Anschauungen und Aufschlüsse geben zu wollen. Die immer nur beziehungs- und bedingungsweise Richtigkeit alles dessen, womit ich meine Briefe vielleicht mehr erweitert als bereichert habe, ist von Anfang an niemandem einleuchtender gewesen als mir selbst, und dem eigentlichsten Zweck dieser Zeilen: zu unterhalten und anzuregen, hat immer nur das Verlangen eines unumwundenen, mir selber Bedürfnis gewordenen Bekenntnisses zur Seite gestanden, aus dem — teils im Zusammenklang, teils im Widerstreit mit andern Meinungen — sich eine Wahrheit entwickeln möchte.

So schreit' ich denn heut zu Parallelen zwischen deutschem und englischem Wesen, unbekümmert um die Müßigkeit oder Gewagtheit des Vorhabens, und benutze diese meine letzten Tage auf Londoner Grund und Boden zum Niederschreiben von Vergleichungen, wie sie sich meinem Aug' und Urteil im Laufe eines halbjährigen Aufenthaltes aufgedrängt haben.

England und Deutschland verhalten sich zueinander wie Form und Inhalt, wie Schein und Sein. Im Gegensatz zu den Dingen, die — von der Tubularbrücke an bis nieder zur winzigsten Stecknadel — in keinem Lande der Welt eine ähnliche, auf den Kern gerichtete Gediegenheit aufweisen wie in England, entscheidet unter den Menschen die Form, die alleräußerlichste Verpackung. Du brauchst kein Gentleman zu sein, du mußt nur die Mittel haben, als solcher zu erscheinen, und du bist es. Du brauchst nicht recht zu haben; du mußt nur innerhalb der Formen des Rechtes dich befinden, und du hast recht. Du brauchst kein Gelehrter zu sein, du mußt nur Lust und Talent haben, durch Mäzenatentum oder Mitgliedschaft wissenschaftlicher Vereine, durch Aufstöberung und Edierung alter, längstvergessener Schwarten, vielleicht auch durch Benutzung vertraulicher Mitteilungen die Rolle des Gelehrten zu spielen, und du bist ein Gelehrter. Überall Schein. Nirgends ist dem Charlatanunwesen so Tür und Tor geöffnet wie auf dieser britischen Insel, nirgends verfährt man kritikloser, und nirgends ist man geneigter, dem bloßen Glanz und Schimmer eines Namens sich blindlings zu überliefern.

Der Deutsche lebt, um zu leben, der Engländer lebt, um zu repräsentieren. In Deutschland lebt man glücklich, wenn man behaglich lebt, in England, wenn man beneidet wird. Der Deutsche lebt um seinetwegen, der Engländer — versteht sich in egoistischem Sinne — um andrer willen. Er will ihnen nichts geben, aber er will empfangen: Lob, Ehre, Bewunderung. Der Engländer repräsentiert immer, ich glaube, auch

wenn er allein ist. Er weiß: Übung macht den Meister, und man hat in der Öffentlichkeit nur das, was man im geheimen übt. Man spricht von englischem Komfort, und mit Recht; aber man darf das Wort nicht falsch übersetzen. Der Engländer hat tausend Bequemlichkeiten, aber er hat keine Bequemlichkeit. Er hat die weichsten Teppiche, die besten Polster, die schärfsten Rasiermesser; sein Toilettentisch ist ein Basar, eine Ausstellung im kleinen; er hat Regenschirme, die man in die Tasche stecken kann, und Sackpaletots, die dem Komfort auf Kosten der Schönheit huldigen, er hat das alles und dennoch — keine Bequemlichkeit. Woher das? Der Engländer lebt wie ein Fürst, zum mindesten wie ein Minister: an die Stelle der Bequemlichkeit tritt der Ehrgeiz. Er ist immer bereit zu empfangen, Audienz zu erteilen, den Wirt des Hauses, den Vertreter einer Firma, eines Amtes, eines Namens zu machen; er wechselt dreimal des Tages seinen Anzug; er beobachtet bei Tisch — im sitting- und im drawingroom — bestimmt vorgeschriebene Anstandsgesetze, er ist ein feiner Mann, eine Erscheinung, die uns imponiert, ein Lehrer, bei dem wir nolens volens in die Schule gehen, er ist alles mögliche Gute und Große, aber er ist langweilig, und mitten in unser Staunen hinein mischt sich eine unendliche Sehnsucht zurück nach unserm kleinbürgerlichen Deutschland, wo man so gar nicht zu repräsentieren, aber so prächtig, so bequem und gemütlich zu leben versteht.

Ich deutete wohl schon anderen Orts darauf hin, wie das Repräsentationsgelüst den Engländer mit der Macht einer fixen Idee beherrscht. Dies Gelüst erzeugt natürlich auch eine besondere Begabung, und der allerunbedeutendste Engländer hat mehr Form, Haltung und Rednertalent als ein ganzes Kollegium deutscher Stadträte zusammengenommen. Ich wohnte mit einem jungen Walliser zusammen, einem Menschen von gewöhnlicher Bildung und mäßigen Naturanlagen.

Als aber sein Geburtstag herankam und wir ihn mit einer lustigen Festlichkeit überraschten, verbeugte er sich gegen uns ohne einen Anflug von Verlegenheit und hielt eine Ansprache, die mich durch ihre Feinheit und Abrundung in Erstaunen setzte. In Deutschland hätten wir unter einer gewissen gemütlichen Gesichterschneiderei jedem einzelnen die Hand gedrückt und hinterher erklärt, vor Rührung nicht sprechen zu können. Ob diese repräsentativen Gaben der englischen Nation die Ursache oder die Folge jener großen Repräsentation sind, die an der Spitze des Landes steht, dürfte schwer zu entscheiden sein. Ich glaube, daß eine Wechselwirkung stattfindet, und daß in demselben Maße, wie jenes Repräsentationsbedürfnis einst die Parlamente schuf, diese hinwiederum das Bedürfnis und die Begabung zu jener Höhe gesteigert haben, auf der wir sie jetzt erblicken.

Das deutsche Leben hat etwas von einem Gymnasium, das englische von einem Kadettenhaus. Wie Mannigfaltigkeit und Uniformität stehen sie sich einander gegenüber. Man trete in eine Gymnasialklasse — welche Buntheit! Neben dem Sohn des Edelmannes, der beim Direktor eine hohe Pension bezahlt und mit Sporen in die Klasse kommt, sitzt der Sohn des Dorfschulzen, der eine Bodenkammer bewohnt und allsonnabendlich eine Kiste voll Viktualien als Nahrung für sich und als Miete für seine Wirtin erhält. Er trägt einen langen blauen Rock und einen Einsegnungshut. Er hat kein Silber in der Tasche, geschweige einen Goldstreifen um die Mütze, wie sein adliger Nachbar, der Rappé schnupft und den Lehrer verachtet, der noch bei Nessing und Karotten steht. Aber das Bauernkind darf seine Armut leichten Sinnes tragen, denn es ist klug und fleißig und gescheit und überholt den noblen Pensionär, der auf einer der letzten Bänke Damenbrett und Sechsundsechzig spielt. Die Fadenscheinigkeit des Rocks gilt bei uns noch als Nebensache, und wer was kann und weiß, der ist

der erste. Die Gaben des Geistes rangieren vor den Gaben der Geburt.

In dem Kadettenhaus England ist es anders. Eine aristokratische Haltung zieht sich durch das Ganze. Das Äußere tritt sofort in sein Recht, um nicht zu sagen in den Vordergrund. Die Gleichheit in Erscheinung und Lebensweise ist frappant. Die Taillen sind gleich lang, die Krawatten gleich steif; der Scheitel sitzt auf jedem Kopf an derselben Stelle, und die Gleichartigkeit des Anstands macht es schwer, zwischen hoch und niedrig zu unterscheiden. Die Eßzimmer, die Speisen selbst bieten eine überraschende Ähnlichkeit, und die erste und letzte Klasse, gleich steif bei Tische sitzend, handhaben Messer und Gabel in derselben vorschriftsmäßig gentilen Weise. Die Wissenschaften werden gepflegt, und die Auszeichnung innerhalb ihrer wird belobt, aber die adlige Haltung der Schule bringt es mit sich, daß ein Howard, ein Mowbray, ein Sutherland die ersten Plätze einnehmen, auch wenn sie nichts haben als ihren Namen und Titel — und der Glanz hinwiederum, nach dem das Ganze strebt, macht den Reichtum zum Nebenbuhler des Geburtsadels, und beide — wie verfeindet untereinander — zu Siegern über den Geist.

Mit kurzen Worten: England ist aristokratisch, Deutschland demokratisch. Wir sprechen tagaus, tagein von englischer Freiheit und sehnen uns nach einer Habeas corpus-Akte und einem Parlamente, das mehr hat als das bloße Recht zu reden. Aber unsere Demokraten, zumal solche, die England je mit Augen gesehen, wissen sehr wohl, was sie tun, wenn sie den ganzen englischen „Plunder" (wie sie sich auszudrücken lieben) bekämpfen oder bespötteln. Es gibt kein Land, das — seiner bürgerlichen Freiheiten ungeachtet — der Demokratie so fernstünde wie England und begieriger wäre, teils um die Gunst des Adels zu buhlen, teils den Glanz und Schimmer desselben zu kopieren. Daher die stereotypen Formen des englischen

Lebens: der Kleine wetteifert mit dem Großen, der Arme mit dem Reichen, und innerhalb dieses Wettkampfes zieht der Niedrigstehende doch wiederum den Hut vor dem Lord, dessen Gig an dem seinen vorüberjagt, und betrachtet das Kindeskind eines Baronets oder Members of Parliament als einen Gegenstand seiner besonderen Rücksicht und Devotion. Es ist charakteristisch, was Thackeray — ein Schriftsteller, von dem man mit gutem Gewissen behaupten kann: „jeder Zoll ein Engländer"— über dies bis zur Widerwärtigkeit sich steigernde Gebaren sagt. In seinem berühmten Romane „Vanity Fair", in dem er wie kein zweiter (am wenigsten Boz-Dickens) das Londoner Leben vor dem Auge des Lesers erschließt, äußert er sich, wie folgt: „Es war am 15. Juni 1815; die Engländer in Brüssel, Napoleon vor den Toren; drei Tage später fielen die Würfel bei Waterloo. Die Herzogin von Richmond gab einen Ball. Der Zudrang nach Billetts, das Intrigieren und das Betteln darum erreichte eine Höhe, wie sie nur der begreifen kann, der die Sucht des Engländers, Zutritt in die Kreise der Großen und Vornehmen seines Volkes zu gewinnen, jemals mit Augen gesehen hat, und ich wage die Behauptung, daß die Frage ‚ob eingeladen oder nicht' ganze Kreise unsrer Landsleute damals lebhafter beschäftigte als die Möglichkeit von Sieg oder Niederlage."

Soweit Thackeray. Und Deutschland? Wir haben Bevormundung und Polizei, und der „beschränkte Untertanenverstand" bildet immer noch die Basis von allerhand Gut- und Schlechtgemeintem; wir werden klein genommen und sind's in unsrer Jagd nach Titel und Orden, wir sind zu hunderttausenden noch die Philister und Krähwinkler der Weltgeschichte und stehen doch da als die Träger und Apostel einer echten Demokratie. Das Wort von der Freiheit und Gleichheit ist nirgends weniger eine Phrase als bei uns. Wir haben keine politische Demokratie, aber eine soziale. Wir haben Klassen,

aber keinen englisch-chinesischen Kastengeist; wir haben Schranken, aber keine Kluft. Wir haben — Ausnahmen bestätigen die Regel — ein Nebeneinandergehen der verschiedenen Stände, von dem man in England keine Ahnung hat, und wenn es dort dem Reichtum, dem Amt und der Berühmtheit, also wiederum einer Art von Adel, gelingt, sich neben dem Vorzug der Geburt zur Geltung zu bringen, so ist es bei uns das Allgemeingut der Bildung, das ein unsichtbares Band zwischen den Ständen webt und uns die Zutrittskarten schreibt, die niemand zurückzuweisen wagt.

Und um fortzufahren: Englands Kraft besteht in der anspruchsvollen Schätzung seiner selbst, Deutschlands Größe in der bescheidenen Würdigung alles Fremden. England ist selbstsüchtig bis zur Begriffsverwirrung, Deutschland gerecht bis zur eigenen Preisgebung.

Und nun zum Schluß: England ist praktisch, Deutschland ideal. Wunderbarer Widerspruch! Dasselbe Volk, das den Schein über die Wahrheit setzt, das Millionen im Götzendienst der Eitelkeit und hohler Repräsentation verprunkt, das Himmel und Hölle in Bewegung setzt, um beim Herzog von Wellington vorfahren und dem alten Herrn einen Kratzfuß machen zu können — dasselbe Volk ist praktisch vom Wirbel bis zur Zeh, von der magna charta an bis zur neupatentierten Häckselade, und erobert die Welt, nicht — wie sonst wohl Eroberer — aus Ruhm und Tatendurst, sondern um unterm Zusammenströmen aller Schätze daheim einen praktischen Nutzen und einen komfortablen Platz am Kamin zu haben. Und wir?! Dasselbe Volk, das die Wahrheit liebt und dem Wesen der Dinge nachforscht, es verliert im Suchen nach dem Wirklichsten die Wirklichkeit unter den Händen und wird zum Träumer, dem das Leben in seiner Welt über die Welt da draußen geht.

Sei's drum! und spotten wir seiner nicht; sprechen wir vielmehr mit jenem liebenswürdigen Landsmann, dessen Haus

mir allabendlich offensteht und dessen Seele ferngeblieben ist dem Engländertum so vieler seiner Freunde und Bekannten: Yes, England, that's the first country of the world, but — Germany still a little before it[1]).

---

[1]) Ja, England ist das erste Land der Welt, doch — Deutschland noch ein wenig vorher.

* * *

Aus: Christian Friedrich Scherenberg und das literarische Berlin von 1840 bis 1860.

Erstes Kapitel

Meine persönlichen Beziehungen zu Scherenberg

Um meine persönlichen Beziehungen zu Scherenberg zu schildern, hab' ich zunächst auf das Jahr 1844 zurückzugreifen. Um diese Zeit trat ich in den Tunnel und machte seine Bekanntschaft. Strachwitz hatte kurz vorher Berlin verlassen, Geibel sein Zelt unter uns noch nicht aufgeschlagen, und so war denn Cook, wie seinerzeit erzählt, der unbestrittene Tunnelbeherrscher und um so mehr vielleicht, als er diese Herrschaft nie geltend machte, wovor ihn ebenso seine Klugheit wie seine Herzensgüte bewahrte.

Das Wohlwollen, das er jedermann bezeigte, kam auch mir zugute; waren doch Neid und Spott Dinge, die seiner edlen Natur durchaus fern lagen. Allen jüngeren Mitstrebenden gegenüber erwies er sich verbindlich und anerkennend und erleichterte speziell auch mir mein Heimischwerden und Wurzelfassen in der Gesellschaft.

Daß ich ihm dafür aus ganzem Herzen gedankt hätte, kann ich leider nicht sagen, ich blieb kühl und darf mir doch andererseits keinen Vorwurf daraus machen, damals solche

Kühle gezeigt und mich nur zögernd (wenn überhaupt) vor seinen Triumphwagen gespannt zu haben. Rund heraus, ich konnte der Bewunderung nicht folgen, die dem „Lieblinge" von allen Seiten her gezollt wurde, bei welcher Gelegenheit ich übrigens bemerken möchte, daß es auch später Eintretenden, unter ihnen namentlich Paul Heyse, nicht besser erging. Es war eben nötig, den ganzen Scherenberg zu kennen, um ihm und seinem Talente gerecht zu werden. Sah man sich aber umgekehrt auf einzelnes angewiesen, auf einzelnes, das oft sehr zu wünschen übrigließ, so rieb man sich die Stirn und kam in eine leise Verstimmung, sich fragend, „ob es einem selber oder aber den andern an Urteil gebräche".

So war und blieb meine Stimmung durch drei Jahre hin, von 44 bis 46, um welche Zeit Scherenberg in der Tat nur sehr Mäßiges leistete. Seine guten und bedeutenden Sachen waren entweder schon vorher geschrieben oder folgten in einer späteren Epoche nach, während er in der Mitte der 40er Jahre in einer Art Mauserung begriffen war, die für den Tunnel nur Nebensächliches abfallen ließ. Ich habe denn auch noch deutlich in Erinnerung, daß ich mich zum Entsetzen einiger seiner Enthusiasten auf einem Tunnelheimwege dahin äußerte, „der sentimentale Scherenberg sei mir einfach zu sentimental, und was nun gar den humoristischen angehe, so sei das nach dieser Seite hin von ihm Geleistete eigentlich nur Beobachter an der Spreepoesie. Daß in seinem Humor alles feiner und espritvoller appretiert werde, dies zu bestreiten falle mir nicht ein, aber ich würde dieser Appretur nicht froh. Alle seine Geistreichigkeiten kämen mir hypergeistreich vor und gereichten mehr dem umgänglich unterhaltenden Menschen als dem Poeten, mehr seiner Konversation und Gesellschaftlichkeit als seiner Dichtung zur Ehre".

So damals.

Und die Wahrheit zu gestehen, denk' ich über die jener Zwischenzeit angehörigen Hervorbringungen seiner Muse heute

noch ebenso. Meine Bekehrung kam erst, als ich sein „Ligny" und „Waterloo", ganz besonders aber die groß und leidenschaftlich empfundenen Dichtungen seiner früheren Epoche kennenlernte. Das stand aber noch weit aus, und bevor diese Zeit da war, sah ich mich in meinen Zweifeln eher bestärkt als herabgemindert, wozu noch ganz besonders eine Begegnung beitrug, von der ich in Nachstehendem erzählen möchte.

Winter 45 auf 46 war es, daß ich unsern Dichter nicht bloß mehr im Tunnel, sondern auch in Gesellschaften traf. Unter andern bei B. von Lepel. Dieser war um die genannte Zeit Offizier im Franz-Regiment und bewohnte zwei Zimmer in der jetzt ohne weiteres als Spukhaus zu bezeichnenden alten Franz-Kaserne, vor der einem freilich auch damals schon ein leiser Gruseł befiel, wenn man, bei zufälliger Passierung der Neuen Friedrichstraße, zu dem furchtbaren alten Adler über dem Eingangsportal hinaufsah. Unmittelbar links neben diesem Adler, so daß man vom Fenster aus die Flügel desselben packen konnte, lagen Lepels Zimmer, die, wie herkömmlich, von einem Offiziersburschen in Ordnung gehalten wurden. Der 45er Bursche hieß „König", der 46er „Volk", was immer bespöttelt und auf ein verstecktes Gothanertum — das übrigens seinem Namen nach damals noch gar nicht existierte — gedeutet wurde. Die Burschen hatten keinen leichten Dienst, was daher kam, daß das Lepelsche Wohnzimmer nicht bloß eine Leutnantsstube, sondern auch ein Duodezmuseum war, in dem sich so ziemlich alles beisammen befand, was der Bewohner desselben von seinen verschiedenen italienischen Reisen mit heimgebracht hatte. Vor dem von Efeuwänden flankierten Trumeau stand ein Tischchen mit der „Venus von Medici", zu deren Seiten rechts und links, wie Drachen zu Füßen einer Heiligen, zwei riesige Haarbürsten lagen. In solchen über alles Konventionelle sich kühn hinwegsetzenden Zusammenstellungen

bewegte sich die ganze Zimmereinrichtung, und während ein Ajax von der Ofenecke her auf ein grüngeblümtes Schlafsofa niedersah, sah ein auf niedriger Konsole stehender Faun zu dem Amor- und Psychere lief hinauf, das sich friesartig über dem Klaviere hinzog. Alte Pistolen, Teebüchsen und Eau-de-Cologne-Flaschen vollendeten das Arrangement.

Und doch, wieviel glückliche Stunden hab' ich in dieser ganz nach Künstler- und Poetenart ausgestatteten Kasernenstube zugebracht, in der nicht bloß Mitternacht, sondern oft auch der nächste Morgen herangewacht wurde.

Schon die Vorbereitungen zu diesen Plauderabenden waren ganz apart. Aus der mittleren Stadt von einem Besuch oder einem gemeinsamen Spaziergange heimkehrend, wurden in der Königstraße von dem liebenswürdigsten der Wirte kleine Leckerbissen allerpersönlichst eingekauft, um daheim die Tugend der Gastlichkeit bis zum Extrem üben zu können. Erleichtert wurden ihm diese sonst lästigen Einkaufsprozeduren dadurch, daß er, weil selber ein Italianissimus, mit der gesamten, aus dem Engadin stammenden Schweizerkonditoreiwelt auf einem geschäftlich-freundschaftlichen Fuße lebte, vor allem mit „Courtin neben der Post" und einem in demselben Hause befindlichen Italiener, aus dessen Laden Sardinen, Feigen und Datteln und last not least eine feinste Sorte von Pekkoblüten entnommen wurde. Denn wir verstanden uns bereits auf Tee, was in dem damaligen Berlin nicht viel weniger bedeutete, wie Verse machen können. Der große Militärmantel mit seinen zwei Taschen ermöglichte das Unterbringen all dieser Herrlichkeiten, und um die neunte Stunde traten wir von der dunklen und von wer weiß wieviel Grenadiersohlen längst abgelaufenen Treppe her in das vordere Zimmer ein, wo die Lampen und Lichter schon brannten, und auf einem weißgedeckten Tisch eine Rubinglasschale mit einem aufgetürmten Zuckerberge stand.

Und nun fielen wir in die bequemen, aber niedrigen Fauteuils, und während Ajax von seiner Ofenecke, der tanzende Faun aber von seiner Konsole her auf uns niedersah, wurd' ein Akt aus Niccolinis Arnoldo da Brescia oder ein Gesang aus dem Inferno gelesen, wenn wir nicht unsern eigenen Terzinen, an denen nie Mangel war, vor denen des großen Florentiners den Vorzug gaben. So ging es bis Mitternacht. Überkam mich dann eine plötzliche Müdigkeit, so wurde der Tee zunächst nur stärker gemacht, bis sich, wenn auch das versagte, der nicht bloß gegen alle Schwachheit gefeite, sondern zum Überfluß auch noch mit allen möglichen Talenten ausgerüstete Wirt am Klaviere niederließ, um hier, unter Ziehung des Pedals, mir ins Gewissen hineinzuzitieren: „Wo bist du, Faust, des Stimme mir erklang," und damit unerbittlich fortzufahren, bis ich bei dem fortissimo vorgetragenen Schlußzuruf: „Ein furchtsam weggekrümmter Wurm" aus meiner Schlaftrunkenheit wieder auffuhr.

So verliefen die Zusammenkünfte, wenn wir allein waren, aber öfter noch waren es Gesellschaftsabende, zu denen, außer einigen Regimentskameraden, auch eine Tunnelelite geladen zu werden pflegte. Denn Lepel rivalisierte damals mit dem Friedbergschen Hause darin, daß er die talentvolleren Vereinsmitglieder nach stattgehabter Sitzung auch noch gesellschaftlich um sich versammelte.

Neben dem jüngeren Gaudy, der später (1866) als Oberstleutnant im Franz-Regiment bei Alt-Rognitz fiel, waren es vorzugsweise Werner Hahn, Boßhart, Widmann und Orelli, deren *nähere* Bekanntschaft ich um jene Zeit machte, während ich andre, die nicht dem Tunnel als solchem, wohl aber dem damaligen literarischen Berlin angehörten, überhaupt erst in diesem Lepelschen Kreise kennenlernte.

Zu diesen letzteren gehörte Baron A. *von Sternberg*, der, eben damals auf der Höhe seines Ruhmes stehend, als

Berliner Novelliſt eine Rolle ſpielte. Nicht mit Unrecht. Ja, ſein Talent war derart, daß er bei mehr Anſtrengung und weniger Depraviertheit etwas Hervorragendes hätte leiſten müſſen. Sein Dünkel freilich war grenzenlos und wurde dadurch nicht akzeptabler, daß er ihn ſtark durch die ariſtokratiſche Küpe gezogen hatte. Von ſeiten Lepels, mit dem er ſehr gut ſtand, waren wiederholentlich Verſuche gemacht worden, ihn für den Tunnel zu gewinnen, was Sternberg aber jedesmal mit dem Bemerken abgelehnt hatte: „Nein, lieber Lepel. Und um was auch? Ich bin jetzt wohl oder übel ein gefeierter, jedenfalls ein geleſener und gut bezahlter Schriftſteller. Welche Veranlaſſung könnt' ich haben, mir in Ihrem berühmten Tunnel durch einen jungen Studenten oder Kommis (denn auch derlei haben Sie ja) mit bewährter deutſcher Biedermannsmiene verſichern zu laſſen, daß meine Novellen nichts taugten. Ich liebe dergleichen nicht. Aber auch, wenn ich perſönlich darüber hinwegſehen wollte, Buchhändler X. oder Y. würde ſchwerlich ein gleiches tun, ſondern höchſtwahrſcheinlich auf den Einfall kommen, mir meine Honorare beſchneiden zu wollen. Und nach der Seite hin bin ich empfindlich." In dieſem Tone ſprach er gern, und ich ſelber — freilich nicht ohne Schuld — fiel einmal ſeinem Sarkasmus als Opfer, als ich ihm über den Tiſch hin von einem jungen Schriftſteller erzählte, der mir am Tage zuvor mit einem dicken Manuſkript, alſo ſehr wahrſcheinlich mit einem Roman unterm Arm, in der Friedrichſtraße begegnet ſei. Sternberg fühlte den Lyrikerhochmut ſofort heraus und replizierte mit ſchneidendem Hohn: „Es können ſchließlich auch lyriſche Gedichte geweſen ſein."

Aber zurück zu Lepel und ſeinen Abenden.

An einem dieſer Abende war es, daß ich, wie ſchon angedeutet, in eine gewiſſe geſellſchaftliche Beziehung zu Scherenberg trat, der durch den gerade damals in Berlin anweſenden Geibel aufgefordert worden war, eins ſeiner Luſtſpiele vorleſen

zu wollen, „am besten bei Lepel in der Kaserne". Was denn auch ohne weiteres akzeptiert worden war.

Und nun saßen wir $8\frac{1}{2}$ Uhr zu dritt zusammen: Geibel, Lepel und ich, und warteten auf den Vorleser. Er schien uns aber in infinitum weiter warten lassen zu wollen. Endlich gegen 10 Uhr kam er zu Fuß von der Bendlerstraße her angewirbelt und entschuldigte sich damit, daß er mit der Umarbeitung des Stückes, trotzdem er sich schon gestern daran gemacht habe, nicht eher fertig geworden sei. Ja, das Stück sei sein Schmerzenskind oder doch das Kind seiner besonderen Müh' und Sorge, denn diese letzte Bearbeitung sei bereits die vierzehnte. Geibel lachte herzlich. Ob er's glaubte, weiß ich nicht. Gleichviel, alles was der so spät Erschienene sagte, wurde in einer nervösen Erregung gesprochen, während welcher er sein Manuskript immer wieder auf- und zurollte. Von Behaglichkeit keine Rede. „Nun aber anfangen," kommandierte Lepel. Und die Venus von Medici samt ihren zwei borstigen Schildhaltern vom Spiegeltisch herabnehmend, erhob er diesen, mit zwei Leuchtern darauf, zum Vorlesertisch.

Und wirklich, keine drei Minuten mehr, so hatte Scherenberg, der sonst der Mann der Einleitungen und Kommentare war, seine Vorlesung begonnen und jagte ventre à terre durch alle fünf Lustspielakte hin. Ich glaube nicht, daß es länger als eine Stunde dauerte. Als er fertig war, sahen wir uns an und wußten nicht, was wir sagen sollten, denn alles, was wir gehört hatten, erschien uns als ein absolutes Nichts. Der ganze Witz, wenn ich die Sache noch recht im Gedächtnis habe, lief darauf hinaus, daß die Hauptperson beständig die Versicherung abgab: „Ich heiße anders", was einmal über das andere zu sonderbaren Mißverständnissen führte, weil der betreffende wirklich „Anders" hieß. Mit andern Worten, ein höchst kümmerlicher Kalauer war zum Drehpunkt eines fünfaktigen Stückes gemacht! Unsre Verlegenheit wäre grenzen-

los gewesen, wenn uns nicht Scherenberg selbst aus ihr befreit hätte. Sein Manuskript rasch wieder zusammenrollend, schwor er hoch und teuer, auf der Stelle wieder nach Hause zu müssen, und brach auch wirklich auf, ohne an dem kleinen Souper, das folgte, teilgenommen zu haben. Lepel machte den Versuch, alles „auf Genialität" hin auslegen zu wollen, was ihm dem unendlich gütigen und von allen Menschen immer das Beste glaubenden Geibel gegenüber auch sehr wahrscheinlich gelang, ich meinerseits aber sprach ziemlich ungeniert von „Verrücktheit" und „Komödiantenkram".

Auch dieser Abend also hatte mich weder dem Menschen noch dem Dichter näher geführt. Eher das Gegenteil. Und so blieb es noch jahrelang, bis der Winter 49 auf 50 endlich Wandel schaffte.

Zu dieser Zeit bereitete Scherenberg die zweite Auflage seiner Gedichte vor, die, fast um das Doppelte vermehrt, nicht mehr bei Enslin, sondern wie „Ligny" und „Waterloo" bei A. W. Hayn erscheinen sollte. Von Anfang an, oder mit andern Worten, solange er dem Tunnel angehörte, hatte sich unser Poet daran gewöhnt, alles, was von seinen Dichtungen in die Druckerei ging, entweder Friedberg oder W. von Loos zur letzten Begutachtung beziehungsweise zur Korrektur vorzulegen, und weil sich's traf, daß im Winter 49 auf 50 Friedberg als Oberstaatsanwalt in Greifswald, W. von Loos aber als Militärattaché bei der Pariser Gesandtschaft fungierte, so fragte Scherenberg bei mir an, ob wir nicht die Durchsicht und „letzte Feile" der der Sammlung neu einzuverleibenden Gedichte gemeinschaftlich vornehmen wollten. Ob er dabei wirklich ein Vertrauen zu meinem kritischen Gefühl oder bloß die nur zu berechtigte Vorstellung hatte, daß es, „wenn nichts helfen, so doch schließlich auch nichts schaden könne", mag dahingestellt bleiben, jedenfalls ging ich damals mit großer Freudigkeit auf den mir

schmeichelhaften Vorschlag ein und kam dadurch in die glückliche Lage, Scherenberg ein paar Wochen lang täglich bei mir erscheinen zu sehen. Auf eine pointilliöse Durchsicht der Gesamtheit der neu aufzunehmenden Gedichte wurde von vornherein verzichtet, dafür aber alle Kraft und Zeit auf einige derselben, und zwar insonderheit auf das lange Schlußgedicht: „Abu Abdallah el Zogoibi, der letzte Maurenkönig," konzentriert. Dasselbe zählt zu Scherenbergs schönsten Arbeiten und wird, wenn überhaupt, nur von ganz wenigem noch übertroffen, was er geschrieben hat. Ich darf ihm dies Zeugnis hier ausstellen, ohne damit einen heimlichen Kratzfuß gegen mich selbst zu machen, denn die damals von mir beiseite gelegten und jetzt einen Erinnerungsschatz für mich bildenden Korrekturbogen lassen mich nur zu deutlich erkennen, wie vollkommen überflüssig, wenn nicht geradezu schädlich, all die „Verbesserungen" gewesen sind, die während der Durchsicht durch mich beliebt und seitens des superioren und über mein Besserwissen vielleicht lächelnden Dichters akzeptiert wurden.

Diese zunächst dem Maurenkönig Abu Abdallah, aber doch auch andern Dichtungen geltenden Korrekturen, die wir abwechselnd vor- und nachmittags auf einem hochlehnigen und fußligen Chambregarniesofa, bei sehr mäßigem Mokka und versteht sich in eine riesige Tabaksdampfwolke gehüllt, vornahmen, veränderten sehr rasch meine Stellung zu Scherenberg, dessen beste Sachen ich nun erst einsah, und führten dahin, mich aus einem Antagonisten in einen aufrichtigen, wenn auch noch immer nicht unbedingten Verehrer umzuwandeln. Aus welcher Umwandlung dann wiederum resultierte, daß ich, als es sich bald danach um eine Scherenberg-Biographie für die damalige Preußische (Adler-) Zeitung handelte, mit Abfassung derselben betraut wurde. Den Stoff dazu konnt' und wollt' ich nur persönlichen Mitteilungen des Dichters selbst entnehmen, der mir denn auch auf längeren und

kürzeren Spaziergängen, am häufigsten aber in meiner intensiv prosaisch zwischen Charité und Tierarzneischule gelegenen Wohnung allerlei Schilderungen aus seinem Leben machte, dabei mit Vorliebe bei seinen Magdeburger Tagen, dem Donatair-Prozeß und seiner zu wesentlichem Teile durch seine Schuld unglücklichen ersten Ehe verweilend. Alles oder doch das meiste, was ich in dem entsprechenden Kapitel über diese Dinge mitgeteilt habe, stammt aus solchen, im Frühjahr 1850 mit ihm geführten Gesprächen. Er war dabei vorsichtig und offen zugleich und überraschte mich mehr als einmal durch die Tatsache, daß er mir Dinge mitteilte, die vielleicht besser verschwiegen, und dann wieder Dinge verschwieg, die vielleicht besser erzählt worden wären.

Wie die nach diesem Material damals von mir entworfene Lebensskizze den Dichter berührt hat, hab' ich nie gehört, doch kann der Eindruck kein allzu schlechter gewesen sein, weil er mir nicht nur seine Freundschaft erhielt, sondern mir bald danach auch einen besonderen Beweis derselben gab. Er vermittelte nämlich, als es sich in eben jenem Sommer um die Herausgabe meiner ersten patriotischen Gedichte handelte, meine persönliche Bekanntschaft mit dem damals auf seiner Verlegerhöhe stehenden A. W. Hayn, an den ich schon vorher durch L. Schneider brieflich empfohlen worden war.

Der Tag, der zu dieser persönlichen Bekanntschaft führte, steht mir noch deutlich vor der Seele. Scherenberg, der, von mir aus gerechnet, auf halbem Wege wohnte, hatte mich gebeten, ihn von seiner Bendlerstraßenecke her abzuholen, und so pilgerten wir an einem heißen Sonntagvormittage nach Schöneberg hinaus, wo Hayn eine Sommerwohnung hatte.

Die lange Potsdamer Straße, die damals in ihrer Langweiligkeit und Öde womöglich noch länger war als jetzt, wollte kein Ende nehmen und um so weniger, als das Gespräch zwischen

uns beständig stockte. Scherenberg, sonst ein Causeur comme il faut, schwieg sich aus und war, obschon er mir das Anerbieten meiner persönlichen Einführung bei Hayn aus freien Stücken gemacht hatte, ganz ersichtlich verlegen, sei es, weil er meiner Haltung oder der Hayns mißtraute. So still nebeneinander hertrottend, kamen wir endlich an und traten, als man uns gesagt hatte, „daß der Herr Kommissionsrat in seinem Pavillon sei", von dem schattigen Flur her in einen halb herrschaftlichen, halb bäuerlichen Garten, von dem ich (vielleicht irrtümlich) nur noch die Vorstellung einer grandiosen Anhäufung von Feuerlilien und Kaiserkronen bewahrt habe. Hayn selber, wie hier vorausgreifend bemerkt werden mag, war ein Gemisch von beiden.

Und nun hielten wir vor einem Gartenhäuschen, in dessen offenstehende Tür die Sonne nicht nur grell einfiel, sondern auch eine ganz im Hintergrunde stehende Gestalt von der einen Seite her beleuchtete. Diese Gestalt war A. W. Hayn. Er hatte, wie nicht geleugnet werden soll, etwas in seiner Art Imponierendes und erinnerte mich lebhaft an die Generäle mit Pontacnasen aus der Zeit Friedrich Wilhelms I., deren Porträts man bis diese Stunde noch im Feldmarschallsaale des Lichterfelder Kadettenkorps bewundern kann. Dieser Eindruck des generalhaft Imponierenden erlitt auch weder durch den langen Schlafrock, den er trug, noch durch eine neben ihm stehende Weißbierstange sonderlichen Abbruch, vielmehr überwand seine Persönlichkeit all diese Bourgeoisattribute leicht und siegreich und schuf den momentan aufsteigenden Hang zum Lachen immer wieder in ein aufrichtiges Angstgefühl oder doch mindestens in den Wunsch um, aus diesem Löwenzwinger erst wieder heil heraus zu sein. Er war eben der typische Cholericus mit Anlehnung an Apoplexie, lauter Dinge, denen ich, als Bittsteller, weder Trost noch Behagen entnehmen konnte.

Was nun gesprochen wurde, hab' ich im einzelnen vergessen, trotzdem es sich um die Herausgabe meiner ersten Gedichte handelte; soviel aber ist mir mit Sicherheit in Erinnerung geblieben, daß mein Name nur sehr selten, der Scherenbergs dagegen in einem fort und allemal in einem baßtiefen Bewunderungston genannt wurde. Nie war ich mir kleiner vorgekommen; ich schämte mich, auf der Welt zu sein. Endlich aber wurden wir entlassen: ich de haut en bas, Scherenberg unter erneuten Huldigungen.

Auf dem Heimwege gelang es uns, mittels Rekapitulierung einiger orakelhafter Sätze, wenigstens so viel festzustellen, daß ich aufgefordert worden war, an die Verlagshandlung zu schreiben und unter Einsendung des Manuskripts mein „Anliegen und meine Honorarbedingungen" vorzutragen. Und demgemäß verfuhr ich denn auch, siegelte meine zu jener Zeit die bescheidene Zahl acht nicht übersteigenden patriotischen Gedichte (von denen die Mehrzahl kurz vorher im L. Schneiderschen Soldatenfreund abgedruckt worden war) ein und fügte, wie mir aufgetragen, meinem Begleitbriefe meine Honorarforderung bei. Diese belief sich auf acht Louisdor.

Statt erwarteter brieflicher Antwort erschien zwei Tage später ein Abgesandter der Handlung in Person, der sich beauftragt erklärte, die Sache mündlich mit mir zu regeln.

Ich sehe noch den merkwürdigen „coup d'œil de l'aigle", mit dem dieser Abgesandte schon von der Tür her meine Zimmereinrichtung musterte, dabei sofort erkennend, daß es im vorliegenden Falle gefahrlos sein würde, die Honorarforderung einfach auf die Hälfte herabzusetzen. Er hatte sich denn auch nicht getäuscht, und nach gegenseitiger Anlächlung, er spöttisch, ich verächtlich, nahm ich seine vier Louisdor in Empfang. Sie brannten mir aber doch in der Hand.

Eine halbe Woche später fand sich Scherenberg bei mir ein, um anzufragen, „wie's stehe". Und siehe da, die Vier-

Louisdor-Geschichte war kaum erzählt, als ein Briefträger eintrat und mit der bekannten, der Wichtigkeit des Moments entsprechenden Feierlichkeit einen Geldbrief bei mir abgab, dessen Aufschrift mich den Absender unschwer erraten ließ: L. Schneider. Und wirklich, so war es. Der Brief selbst aber lautete: „Von den acht patriotischen Gedichten, die Sie, lieber Lafontaine, die Freundlichkeit hatten, auf meinen Wunsch und vor einiger Zeit schon an mich gelangen zu lassen, sind sechs, und zwar der alte Derfflinger, der alte Ziethen und der alte Dessauer, sowie Schwer'n, Seydlitz und Keith mit zusammen 280 Zeilen im Soldatenfreunde zum Abdruck gekommen. Da das Honorar, das der Soldatenfreund zahlt, einen halben Groschen pro Zeile beträgt, so bitte ich, im beifolgenden Ihnen die Summe von 4 Taler 20 Groschen als Gesamtbetrag übersenden zu dürfen. Ihr herzlich ergebener Campe de Caraïbe, vulgo L. Schneider.

Ich schob Scherenberg den Brief hin und sagte: „Sehen Sie, Cook, so hängt Gewicht sich an Gewicht. Zweimal in einer Woche das große Los. Wahrhaftig, ich werde schließlich noch ein Rothschild oder irgendein anderer General-Geldscheffelmeister werden."

Es sollte heiter und aufgeräumt klingen, klang aber wohl recht bitter, denn Scherenberg, der auf den Punkt hin mehr als irgendwer erfahren hatte, sagte, während er mich liebevoll streichelte: „Ja, lieber Freund, das ist nun mal nicht anders. Das ist unser Weg. Wir müssen uns wohl oder übel mit unserm Schiller und der ‚Teilung der Erde' trösten. Und wenn es zum Schlimmsten kommt, immer wieder Schiller: Resignation. ‚Auch ich war in Arkadien geboren."

* * *

Aus:

Von vor und nach der Reise

Erstes Kapitel

Onkel Dodo

(1886)

Es war im Hochsommer, als ich in Beantwortung eines an einen gutsbesitzenden Freund gerichteten Briefes folgende Zeilen empfing:

„Insleben a. Harz, den 20. Juli.

Lieber Freund! Es freut sich alles hier, Dich wiederzusehen, am meisten meine Frau, die nun mal von den großstädtischen Neigungen und Gewohnheiten nicht lassen kann. Du wirst auf der Veranda die herkömmlichen Dreistundengespräche mit ihr führen und neben Literatur und Theater vielleicht auch die kirchliche Kontroverse mit bekannter Unparteilichkeit beleuchten. Aber sei nicht zu gerecht. Frauen sind für Parteinahme, versteht sich, wenn es ihrer Partei zugute kommt. Um diese Plaudereien, so denk' ich mir, wirst Du nicht herumkommen, auch kaum herumkommen wollen, wenn Du nicht inzwischen ein anderer geworden bist. Im übrigen, und dies ist die Hauptsache, werden wir sorglich im Auge behalten, was Dich zu uns führt: Du sollst von niemandem gestört werden und ganz Deiner Erholung leben können. Sollte sich ein anderer Besuch einfinden, was nicht

wahrscheinlich, aber bei der Nähe des Harzes und seiner sommerlichen Anziehungskraft immerhin möglich ist, so kennst Du ja unser Haus, und weißt, daß es Raum genug hat, sich darin zurückziehen zu können. Karoline vereinigt ihre Grüße mit den meinigen. Auch die Kinder freuen sich und sind im voraus angewiesen, ihr Gepolter auf Flur und Treppen zu mäßigen. Komme denn also, je früher, je besser, und je länger, je besser. Ich denke, Du sollst alles finden, was Du suchest, am meisten aber Ruhe.

Dein Otto."

Zwei Tage später traf ich in Insleben ein und freute mich, die lieben Gesichter wiederzusehen. Alle Kinder traten an: Albert, der Älteste, war gewachsen, Alfred hatte sich embelliert, Artur desgleichen, und nur Leopold, der Jüngste, hatte nach wie vor sein gutmütig, breites Gesicht und seine Sommersprossen. Am meisten aber erfreuten mich Alice und Maud, die zu kleinen Damen herangewachsen waren. Es fehlte nicht an den üblichen Scherzen und Vergleichen, denn mein Freund, wie der Leser bereits bemerkt haben wird, hatte bei der Namensgebung an seine Kinder die britische Königsfamilie als Muster genommen. Ja, es war ein glückliches Wiedersehen, der Hausherr zeigte sich unverändert in seiner Freundschaft, und die noch schöne Mutter erschien unter ihren Kindern immer nur als die älteste Schwester. Auch die Plauderlust war geblieben, und wir saßen gleich am ersten Abend noch auf der Veranda, als das Dorf schon schlief und in dem ausgedehnten Parke vor uns nichts weiter hörbar war als das Wasser, das über eine Wehr fiel. Alles war so still, und die Lampe vor uns flackerte kaum.

Es war sehr spät, als ich treppauf in meine Stube ging. Sie hatte nur ein breites Fenster, ein sogenanntes Fall- oder Schiebefenster, an das ich mich nun setzte. Der Blick war derselbe wie von der Veranda aus, aber schöner und freier, und

ich sah in die Sterne hinauf und atmete höher und tiefer. Und bei jedem Atemzuge war mir, als ob ich Genesung tränke. Dann ging ich zu Bett, und die lieblichen Bilder der eben erst durchlebten Stunden setzten sich in meinem Traume fort. Ich sah grüne Wiesen, und Maud und Alice beim Reifenspiel, und die Reifen flogen bis an den Himmel und fielen nicht wieder nieder. Und auf einer Graswalze saß die schöne Frau und sah dem Spiele zu, das die Mädchen mit einem leisen Gesange zu begleiten begannen. Aber die Mutter verbot es: „Er schläft und wir wollen ihn nicht wecken, auch nicht mit Gesang."

Ich war früh auf, ging durch den Park und hatte den ganzen Tag über ein Gefühl, als ob sich mein Leben nach dem Traume der letzten Nacht gestalten solle: Kein lauter Ton traf mein Ohr, und alt und jung übte die Rücksicht, mich frei schalten und walten zu lassen. Ich wußte wohl, wem ich dies alles, und damit zugleich ein rascheres Fortschreiten meiner Rekonvaleszenz zu danken hatte. Luft und Licht heilen, und Ruhe heilt, aber den besten Balsam spendet doch ein gütiges Herz.

Es war noch keine Woche vergangen, und ich fühlte mich schon ein durchaus anderer. „Du bist ja wie ausgetauscht," sagte Freund Otto beim Morgenkaffee. „Ich denke, Karoline, wir dürfen ihm jetzt ein zweites Frühstücksei verordnen. Und noch eine Woche, dann kriegt er einen gerösteten Speck. Und haben wir dich erst bei dem Mausebraten, so haben wir dich auch in der Falle, und du kommst so bald nicht wieder fort."

Ich stimmte zu, nahm an der Heiterkeit von ganzem Herzen teil und machte, nachdem ich mich auf eine halbe Stunde verabschiedet hatte, meinen gewöhnlichen Morgenspaziergang. Als ich zurückkam, war der Frühstückstisch noch nicht abgeräumt, vielmehr fand ich das Ehepaar über Briefen, die mittlerweile vom Postboten abgegeben waren. Einige dieser Briefe reichte

Otto zu seiner Frau hinüber. Ich konnte deutlich wahrnehmen, daß sich ein Lächeln um ihren Mund zog, als sie die eine Handschrift erkannte. Bald aber sah ich auch, daß sie mich von der Seite her anblickte, wie wenn sie mir etwas nicht ganz Angenehmes mitzuteilen habe. Sie besann sich aber wieder und sagte halblaut zu ihrem Manne: „Es wird schon gehen, Otto," was dieser durch ein Kopfnicken bestätigte. Trotzdem konnt' ich den ganzen Tag über eine gewisse Zerstreutheit an ihr bemerken, zugleich eine größere Heiterkeit, als ihr sonst wohl natürlich war, und die, weil nicht ganz natürlich, mit Anflügen leiser Verlegenheit wechselte. Dies alles entging mir nicht, aber ich legte kein Gewicht darauf, und erst am andern Morgen war es mir zweifellos geworden, daß man ein Geheimnis vor mir habe.

Der Tag war heiß, dazu hatte mein Zimmer die Vormittagssonne; links neben dem Fenster aber lag alles in Schatten, und an diese Schattenstelle schob ich jetzt Tisch und Stuhl und las. Freilich nur kurze Zeit. Eine Müdigkeit überfiel mich, die mir freilich unendlich wohltat und um so wohler, als ich darin ein neues Zeichen wiederkehrender Genesung sah. So tat ich denn das Buch aus der Hand und lehnte mich in den Stuhl zurück. In dieser Lage mocht' ich zehn Minuten oder auch mehr in einem erquicklichen Halbschlummer zugebracht haben, als ich durch ein lautes Getöse geweckt wurde, laut, wie wenn die wilde Jagd die Treppe heraufkäme. Und ehe ich mich noch zurechtfinden konnte, ward auch schon die Tür aufgerissen, und der jüngste Sommersprossige stürzte mit dem Ruf auf mich zu: „Er ist da, er ist da!"

„Wer denn?"

„Onkel Dodo."

Ich wußte nicht, wer Onkel Dodo war, war aber verständig genug, mich ohne weiteres zu freuen. „Ei, das ist schön," sagte ich.

„Freilich," rief der Junge. „Freilich ist das schön."

Und damit war er wieder hinaus.

Eine Viertelstunde später kam der Diener, um mich zum zweiten Frühstück zu rufen. Es sei heut etwas früher, weil der „alte Herr" eben angekommen sei.

„Onkel Dodo?"

„Zu Befehl."

„Aber sagen Sie, Friedrich, wer ist das?

„Das ist der Mutter-Bruder der gnädigen Frau. Regierungs- und Baurat. Aber schon lang a. D."

„Verheiratet?"

„Nein. Alter Junggesell."

„Nun gut. Ich komme gleich."

Und da man auf dem Lande nicht warten lassen darf, am wenigsten, wenn ein Besuch angekommen ist, so war ich in fünf Minuten unten und wurde vorgestellt.

Onkel Dodo schüttelte mir die Hand und lachte herzlich. „Sie werden mir vorgestellt, aber ich nicht Ihnen. Meine liebe Karoline behandelt mich immer wie eine historische Person, die man kennen muß. Sagen wir wie Bismarck. Und ich habe doch nur dies hier mit ihm gemein." Und dabei wies er auf die Stirn. „Aber ich meine nicht den Kopf. In dem, mein lieber Doktor, ist er mir über."

„Ich bin ohne Titel, Herr Regierungsrat, absolut ohne Titel."

„Desto besser! Übrigens, was ich sagen wollte, Kopf hin, Kopf her, es braucht nicht jeder ein Gehirn zu haben wie Kant oder wie Schopenhauer. Oder gar wie Helmholtz. Sie kennen Helmholtz? Der soll die größte Stirnweite haben, noch mehr als Kant, der im übrigen mein Liebling ist, von wegen dem kategorischen Imperativ. Aber das lassen wir bis später, das sind so Gespräche für eine Nachmittagspartie nach dem Waldkater oder der Roßtrappe. Denn es ist dummes Zeug, daß

man unterwegs oder beim Steigen nicht sprechen solle. Gerade da. Das dehnt aus, und der Sauerstoff strömt nur so in die Lunge. Natürlich muß man eine Lunge haben. Nu, Gott sei Dank, ich hab' eine. Und du auch, Leopold, nicht wahr, Junge? Wer Sommersprossen hat, wird doch wohl eine Lunge haben? Hast du?"

„Freilich, Onkel. Aber hast du uns auch was mitgebracht?"

„Prächtiger Kerl, Praktikus. Vor dem ist mir nicht bange. Natürlich hab' ich was mitgebracht, natürlich. Und hier ist der Schlüssel, dieser dritte, und nun lauf' auf mein Zimmer und schließe den Reisesack auf und pack' aus. Ich komme gleich nach und werd' alles verteilen, an Gerechte und Ungerechte. Oder seid ihr alle Gerechte? Oder alle Ungerechte?"

„Ungerechte, Onkel."

„Das ist brav, Ungerechte! Die Gerechtigkeit ist bloß für die Komik. Da hab' ich vorigen Winter was gelesen, ich glaube, ‚die drei gerechten Amtmänner' ..."

„Kammacher," verbesserte Karoline.

„Richtig, Kammacher. Versteht sich, versteht sich, Kammmacher. Amtmänner ist Unsinn, Amtmänner sind nie gerecht ... Aber da kommt ja der Lammbraten. Das ist brav, Karoline. Du kennst meine schwache Seite; Lammbraten, er hat soviel Alttestamentarisches, so was Ur- und Erzväterliches." Und dabei nahm er Platz und band sich die Serviette vor. „Aber nicht aus der Keule, lieber Otto," fuhr er fort. „Wenn ich bitten darf, eine Rippe, das heißt ein paar; ich bin fürs Knaupeln, und was am Knochen sitzt, ist immer das Beste."

So sprach er weiter, und weil ihn das Sprechen und Knaupeln ganz in Anspruch nahm, konnt' ich ihn, ohne daß er's merkte, gut beobachten. Er mochte Mitte Fünfzig sein, eher drüber als drunter, und konnte füglich als das Bild eines alten behäbigen Garçons gelten. Er war ganz und gar in blanke graue Leinwand gekleidet, die fast einen Seidenschimmer hatte;

die Weste war derartig weit ausgeschnitten, daß man hätte zweifeln können, ob er überhaupt eine trüge, wenn nicht vorne, ganz nach unten zu, zwei kleine Knöpfe mit einem dazugehörigen Stück Zeug sichtbar geworden wären. Auch der Rock wirkte zeugknapp und fipperich, eine seiner Seitentaschen aber, aus der ein großes Taschentuch heraushing, stand weitab, und das wenige blonde Haar, dessen er selbst schon scherzhaft erwähnt hatte, war in zwei graugelben Strähnen links und rechts hinter das Ohr gestrichen. Demohnerachtet — wie schon die seidenglänzende Leinwand verriet — gebrach es ihm nicht an einer gewissen Eleganz. Um den Hemdkragen, der halb hochstand, halb niedergeklappt war, war ein seidenes Tuch geschlungen, vorn durch einen Ring zusammengehalten, während auf seiner fleischigen und etwas großporigen Nase eine goldene Brille saß. Letztere war in gewissem Sinne das wichtigste Stück seiner Ausrüstung. Er nahm sie beständig ab, sah sich, zugekniffenen Auges, die Gläser an, zog aus der abstehenden Tasche sein Taschentuch und begann zu reiben, zu hauchen und wieder zu reiben. Dann fuhr er mit dem Tuche nach der Stirn, tupfte sich die Schweißtropfen fort und setzte die Brille wieder auf, um nach fünf Minuten denselben Prozeß aufs neue zu beginnen. Alles übrigens, ohne seinen Redestrom auch nur einen Augenblick zu unterbrechen.

An mir schien er allmählich ein Interesse zu nehmen und befragte mich nun mit seinen Augen. Aber es war kein eigentlich schmeichelhaftes Interesse, sondern nur ein solches, das ein Arzt an seinem Kranken nimmt. Er hatte schon gehört, daß ich Angegriffenheit halber aufs Land gekommen sei, was, neben einiger Mißbilligung, viel Heiterkeit in ihm wachgerufen hatte. „Das kenn' ich, das kenn' ich; das sind diese modernen Einbildungen. Ich habe mir von diesen nervösen Herrchen erzählen lassen. Denke dir, Karoline, von einem hab' ich gehört, er könne nur in Blau leben und in Rot schlafen. Ei, da

bin ich doch besser dran, ich sage dir, ich schlafe den ganzen Tuschkasten durch. Übrigens mit diesem hier ist es nicht so schlimm. Er hat sich verweichlicht und ist bloß deshalb nicht recht im Zug. Aber sein Material ist gut, und ich will von heut ab von Tee und englischen Biskuits leben, wenn ich ihn nicht in acht Tagen wieder auf die Beine bringe. Laß mich nur machen. Er muß nur erst wieder Vertrauen zu sich selbst fassen und einsehen lernen, daß er, wenn nötig, einen Baum ausreißen kann. Es sind das Patienten, die durch wohltätigen Zwang oder, wenn du willst, durch den kategorischen Imperativ, durch eine höhere Willenskraft wiederhergestellt werden müssen."

Ich war gleich nach dem gemeinsam eingenommenen Frühstück auf mein Zimmer zurückgekehrt und ohne jedes Wissen und Ahnen, welches Gespräch inzwischen über mich geführt wurde, hatte ich doch ein sehr bestimmtes Gefühl, daß nach Eintreffen dieses Besuches meine glücklichen Tage gezählt seien. Ich empfand, daß ein Wirbelwind in der Luft sei, der mich jeden Augenblick fassen könne, und so warf ich mich in einen Lehnstuhl und seufzte: „Meine Ruh' ist hin."

Es schien aber fast, als ob ich mich geirrt haben sollte, die nächsten Stunden vergingen stiller und ungestörter als gewöhnlich, und eine flüchtige Hoffnung überkam mich, meine Situation doch für schlimmer und verzweifelter als nötig angesehen zu haben. Ich las also wieder, schrieb einen langen Brief und fütterte die Vögel, die sich auf mein Fensterbrett gesetzt hatten — dann vernahm ich von fernher das Rufen des Kuckucks und fragte ihn: „Wieviel Tage bleib' ich noch?" „Kuckuck" und dann schwieg er wieder. „Nur einen Tag!" Das schien mir doch zu wenig, und ich mußte lachen!

Eine halbe Stunde später klangen die bekannten drei Schläge zu mir herauf, die regelmäßig zu Tisch riefen, denn im Hause meines Freundes wurde nicht geläutet, sondern mit

einem Paukenstocke gegen ein chinesisches oder mexikanisches Schild geschlagen. Es war immer, als begänne der Opferdienst in Ferdinand Cortez.

Ich beeilte mich wie gewöhnlich, war aber doch der letzte (Maud ausgenommen, die dafür einen strafenden Blick erhielt) und, gleich danach wahrnehmend, daß Onkel Dodo den Arm der Hausfrau nahm, nahm ich Maud am zweiten Finger ihrer linken Hand und sagte: „Daß du mich gut unterhältst, Maud."

„Geht nicht. Und ist auch nicht nötig."

„Aber warum nicht?"

Ich fühlte, wie sie, während ich so fragte, mit dem Finger schelmisch in meiner Handfläche kribbelte. Zugleich hob sie sich auf die Zehenspitzen und flüsterte mir zu: „Onkel Dodo."

Natürlich war es so, wir verstanden uns, und kaum, daß sie das aufschlußgebende Wort gesprochen hatte, so nahmen wir auch schon unsre Plätze, die nicht mehr dieselben waren wie die Tage vorher. Ich saß heute zwischen Maud und Alice, der Hausfrau gegenüber, die wiederum ihrerseits zwischen ihrem Gatten und Onkel Dodo placiert war oder auch sich selber placiert hatte. Das Tischgebet, das sonst, trotz tiefwurzelnden Rationalismus im Inslebener Herrenhause Haussitte war, fiel aus Rücksicht für Onkel Dodo fort, der, um ihn selber redend einzuführen, „solche Kinkerlitzchen" nicht liebte.

Wir hatten unsre Servietten eben erst auseinandergeschlagen und uns über die große schöne Melone, die der Gärtner uns auf den Tisch gesetzt hatte, noch nicht ganz ausbewundert, als ich auch schon wußte, weshalb wir im Hause, zwischen Frühstück und Mittag, drei stille Stunden verlebt hatten: Onkel Dodo war mit den vier Jungen im Park gewesen, um in einem breiten stillen Wasser, das hier floß, ein paar neue, für Alfred und Artur mitgebrachte Angelruten zu probieren. Sie hatten auch was gefangen, einen fetten Aland, der jetzt als zweites, etwas fragwürdiges Gericht in Aussicht stand.

Alles ließ sich gut und heiter an und Onkel Dodo vor allem, nachdem er die Serviette bandelierartig umgeknotet und seine Brille, zu vorläufiger Rast, unter den Rand der Melonenschüssel geschoben hatte, konnte füglich als ein Bild des Frohsinns und Behagens gelten. Und ihm war auch so, wie er aussah. Als er aber den dritten Löffel Suppe genommen hatte, zog er sein Sacktuch aus der Tasche, wischte sich die Schweißtropfen von Stirn und Nasensattel und sagte, während er sich ostentativ fächelte: „Kinder, es ist reizend bei euch, aber eine kannibalische Hitze: wenn ich nicht Maud und Alice vis-à-vis hätte, würd' ich glauben, in einem russischen Bade zu sitzen. Oder doch in einem römischen, was um einen Grad anständiger und zivilisierter ist. Ich bitte, das Fenster aufmachen zu dürfen."

Und er wollte sich erheben. Aber Karoline sagte: „Du mußt verzeihen, lieber Onkel, unser Freund ist Rekonvaleszent und sehr empfindlich gegen Zug."

Onkel Dodo lachte. „Zug, Zug. Es ist noch kein halbes Jahr, daß ich mit einem Australier, einem älteren Herrn aus Melbourne oder Sydney, von Meiningen nach Kissingen fuhr. Charmanter Kerl, noch frisch trotz seiner Fünfzig. Er sagte mir, daß er alle zwei Jahre herüberkäme, Geschäfte halber, und das erste Wort, das er jedesmal höre, wäre ‚es zieht'. Und gleich darauf würd' alles heruntergelassen und hermetisch verschlossen. Ja, liebe Karoline, so sprechen Australier über Deutschland, Antipoden, Papuas und halbe Känguruhvettern. Und was das schlimmste ist, sie haben recht. Es gibt viele Lächerlichkeiten, aber das lächerlichste ist die Furcht vor dem Zug. Und damit müssen wir brechen. Denn was ist Zug? Zug ist eine Art Doppelluft. Und nun frag' ich dich, ist eine Doppelkrone schlechter als eine einfache? Besser ist sie. Was gut ist, wird in der Steigerung besser."

Ein paar Fensterflügel waren inzwischen aufgemacht worden, und Onkel Dodo, nachdem er ein paar Luftzüge getan

und tief aufgeatmet hatte, fuhr fort: „Ich halte Luft für das nötigste Bedürfnis, anregend und nervenstärkend, und bei Tisch ersetzt es mir den Tischwein. Und nun noch eins, lieber Doktor, worüber wir uns notwendig verständigen müssen. Ich hasse nichts mehr als Zudringlichkeit mit Ratschlägen, lasse grundsätzlich alles gehen und kümmere mich um nichts, aber dies Unbekümmertsein hat schließlich seine durch Moral und Christenpflicht gezogenen Grenzen, und wenn ein Kind über einen Schießplatz laufen will, so halt' ich es zurück, und wenn einer auf dem Punkt ist zu sticken, so bring' ich ihn aus der Stickluft ins Freie. Doktor, Doktor, ich bitte Sie! Drinnen in der Stadt laß ich es mir gefallen, laß ich mir alles gefallen; gut, gut, ich bin kein Tyrann. Aber Sie sind jetzt grad eine Woche hier, hier am Fuße des Harzes, und fürchten sich vor Luft? Unerhört, unbegreiflich. Um was sind Sie denn hier? Um Bilder und Bücher willen? Oder um die Wache heraustreten zu sehen, wenn eine Prinzessin vorbeifährt? Um was geht man denn aufs Land? Um frischer Luft willen. Und nun haben Sie sie, können sie jeden Augenblick in vollen Zügen trinken und wollen den Erfrischungsbecher, um dessentwillen Sie hier sind, freventlich zurückschieben. Ich sehe wohl, ich bin zu rechter Zeit gekommen. Und wäre ich gleich hier gewesen, so säh' es bereits anders mit Ihnen aus. Luft, Wasser, Bewegung — alles andere ist Gift. Ich wecke Sie morgen früh und dann beginnen wir unsre Kur. Um 6 Uhr ein Bad, natürlich kalt, daß uns die Zähne klappern, und dann abgerieben, bis wir rot wie die Krebse sind, und dann angezogen und eine Stunde durch den Park. Und danach das Frühstück. Und wenn wir dann morgen mittag einen Zug hier haben, daß die Servietten flattern, als hingen sie noch draußen auf der Leine, — glauben Sie mir, es tut Ihnen nichts. Immer nur Courage haben und Vertrauen zu sich selbst. In jedem von uns steckt ein Held und ein Weichling, und es ist ganz in unsern Willen ge-

geben, ob wir's mit der Kraft oder mit der Unkraft halten wollen. Ich habe meine Wahl getroffen und hab' auch schon manchen bekehrt. Und nun sind Sie dran, das heißt am Bekehrtwerden zu Kraft und Genesung, und in vierzehn Tagen ist es Ihnen gleich, ob wir einen Nordost oder eine Windstille haben."

Ich blickte verlegen vor mich hin und sagte dann, er habe gewiß recht, und ich wolle auch keinen Versuch machen, ihn mit eigener Weisheit zu widerlegen. Ich berief mich nur auf den Sprichwörterschatz deutscher Nation und erlaubte mir, ihm zwei davon in Erinnerung zu bringen: „Alte Bäume dürften nicht verpflanzt werden", das sei das eine, und das andre: „Aus einem Hasen sei kein Löwe zu machen."

Er lachte herzlich und fuhr dann seinerseits fort: „Hören Sie, Doktor, das gefällt mir. Sie sagen, aus einem Hasen sei kein Löwe zu machen. Sehen Sie, wer sich so preisgibt, mit dem hat es noch gute Wege. Ja, Doktor. Und dann, was heißt Hase? Seien Sie nur ein richtiger, ein richtiger Hase könnt' Ihnen Muster und Vorbild sein. Immer wachsam, immer im Kohl und, wenn's not tut, anderthalb Meilen in zehn Minuten. Eine solche Forcetour und Sie sind für immer aus der Misere heraus."

„Ich glaub' es."

„Und Sie sind für immer aus der Misere heraus," wiederholte Onkel Dodo mit Nachdruck, ohne meiner leiser Verspottung zu achten.

Ich hatte so gesessen, daß ich bei Schluß der Mahlzeit ein Reißen in der ganzen rechten Seite fühlte, schwieg aber und führte Maud auf die Veranda, wo jetzt der Kaffee genommen wurde.

Dies war ein reizender, von wildem Wein überwachsener Platz, nach vorn hin offen, mit einem freien Blick auf einen quadratischen und von einer Böschung eingefaßten Teich. Auf

dem Wasser schwammen Schwäne, und eine Strickfähre führte nach der von Baumgruppen umstellten Parkwiese hinüber, die sich jenseits des Teiches dehnte. Weit zurück aber, und über einen abschließenden Waldstrich hinweg, ragte der Brocken auf, mit seinem in der klaren Luft deutlich erkennbaren Brockenhause. Nähe und Ferne gleich schön. Um den Tisch her standen Garten- und Schaukelstühle, und Alice, die die Häusliche war, goß den Kaffee in die kleinen Meißner Tassen. Ein Diener reichte herum, während ein zweiter, ein Tablett in der Hand, je nach Wahl einen Kognak oder Allasch oder ein Basler Kirschwasser in die kleinen Kristallgläschen schenkte. „Ah, das ist gut," sagte Onkel Dodo. „Ich hasse, was sich ‚Likör' nennt, und wenn er auf ‚sette' endigt, so hass' ich ihn doppelt. Es hat etwas Französisches, etwas Süßliches, ein Anisette, eine Noisette, ein Rosette. Aber wo die gebrannten Wasser anfangen, fang' ich auch an. Wasser ist immer gut, gebrannt oder nicht. Ah, ein delikates Kirschwasser ..."

In diesem Augenblick sah er, daß ich dankte. „Präsentieren Sie dem Doktor nur noch mal; er wird schon nehmen. Ein solcher Nachenputzer ist auch ein kategorischer Imperativ. Er hat was Männliches und sonderbar, ich bin abhängig von solchen Dingen. Ich kann Freundschaft halten mit Leuten, die sich einen Rettich oder einen Limburger aufs Brot legen und zwei, drei Nordhäuser herunterkippen, aber ich könnte nicht Freundschaft halten mit einem Manne, der von Baisertorte lebt und Crême de Cacao nippt."

Ich verneigte mich gegen ihn und sagte, daß ich ihm darin vollkommen beipflichtete. Nichtsdestoweniger könnt' ich ihm nicht zu Diensten sein, ich hätte sehr empfindliche Membranen, und mein Zäpfchen entzündete sich leicht.

Er lachte wieder. „Ein Zäpfchen. Und nun gar ein entzündetes Zäpfchen. Aber woher das alles? Alles von dem unglücklichen Flanell und den Binden und Bandagen, die schon auf

dem Fechtboden ein Unsinn sind und nun mit doppelter Watte mit ins Philisterium hinübergenommen werden. Immer Tücher und Krawatten, heute seidene, morgen wollene, ja, einen kannt' ich, der beständig ein rotes Florettband trug, wahrhaftig, wie, wegen geheimnisvollen Mordes, vom Scharfrichter appliziert. Und es war noch ein Glück, daß ihm's die Leute nicht zutrauten und auch nicht zutrauen konnten, denn er war die größte Milchsuppe, die mir in meinem Leben vorgekommen ist. Ich bitte Sie, was soll Ihnen die hohe Krawatte, die Sie da tragen und die vielleicht noch gefüttert ist. Ein Kopf muß so frei sitzen, wie wenn er sagen wollte: ‚Hier bin ich.' Das kleidet. Und dazu braucht man einen uneingeschnürten Hals, einen Hals au naturel. Ein entzündetes Zäpfchen. Hab' ich je so was gehört! Aber lassen wir's. Und nun sage mir, Otto, fahren wir in den Wald oder bleiben wir?"

„Ich denke, wir bleiben," bat Alice.

„Ja, Kind, das ist leicht gesagt, wir bleiben. Aber was nehmen wir vor? Wir können hier doch nicht vier Stunden auf der Veranda sitzen und darauf warten, ob die Brockenhausfenster in der untergehenden Sonne glühen werden oder nicht."

„O wir spielen."

„Spielen. Gut; meinetwegen. Aber was mein kleiner Schatz, was? Ist eine Kegelbahn da?"

Der Hausherr zuckte die Achseln.

„Dacht' ich's doch. Ich glaube, Otto, du hältst das Kegeln für nicht fein und vornehm genug, ist dir zu spießbürgerlich und ärgerst dich, wenn die Kugel so hindonnert und der Junge, der im besten Fall immer nur ein Hemd und eine Hose anhat, alle Neune schreit. Aber du hast unrecht, Otto. Nichts ist fein oder unfein an sich, es kommt lediglich darauf an, wozu wir die Dinge machen oder wie wir uns dazu stellen. Das Allergewöhnlichste kann auch wieder das Aparteste sein. Ich sage

dir, eine gute Kegelpartie geht über alles: Rock und Weste weg und den Gurt angezogen und nun die Kugel in der flachen Hand gewogen, als ob es die Weltkugel wär' oder die Schicksalskugel und es hinge Leben und Sterben dran. Und nun richtig aufgesetzt, und siehe da, alle Hälse recken sich und am weitesten der, der an dem schwarzen Schreibebrett sitzt, und ‚baff', da liegen sie wie gemäht. Und nun werden die alten Kegelwitze laut, und der alte Konrektor sagt: ‚Wie Grummet sah man unsre Leute die Türkenglieder mähn.' O, ich sage dir, Otto, das ist wohl hübsch. Aber du willst nicht, und so haben wir denn bloß die Wahl zwischen Boccia und Kricket."

„Boccia," sagte Maud.

„Ich bin für Kricket," unterbrach Onkel Dodo, „trotzdem es englisch ist und alles Englische mir wider den Strich geht. Aber Kricket ist was Gutes (mehr als Boccia), und da heißt es denn aufpassen und die Beine in die Hand nehmen. Ich schlage den Ball, und der Doktor muß laufen, und ich freue mich schon kündisch darauf, ihn laufen zu sehn. Er muß laufen, bis er fällt, und wenn er, drüben auf der Wiese, die paar hundert Schritt zwischen dem Teich und der Sonnenuhr erst ein dutzendmal auf und ab gelaufen ist und sich den rechten Arm beim Ballwerfen dreimal verrenkt hat, so hat er gar kein Zäpfchen mehr und trinkt morgen ein Basler Kirschwasser mit mir um die Wette und übermorgen ein Danziger Goldwasser."

Und während er noch so sprach, war schon alles die Böschung hinab ins Boot, und die Kinder zogen am Strick, bis die Fähre drüben landete. Dann kam das Spiel, an dem ich anfangs widerwillig, dann aber vergnüglich teilnahm, bis der Abend da war. Alles hatte mich erfreut und erquickt, und ich stand einen Augenblick schon auf dem Punkt, mich mit meinem Schicksal, das doch nicht so schlimm sei, zu versöhnen. Als ich aber um die neunte Stunde, wie gewöhnlich, in mein Zimmer hinaufwollte, legte sich eine schwere Hand auf meine Schulter,

eine Hand, die mich gleich fühlen ließ, wessen sie war, und Onkel Dodo sagte mit jener Miene von Wohlwollen und Bestimmtheit, der nicht zu widerstehen war: „O nicht doch, Doktor, Sie dürfen noch nicht zur Ruhe. Ich habe schon mit Otto gesprochen, und die Kinder folgen und tragen die Fackeln."

„Aber, mein Gott, was gibt es? Soll wer begraben werden?"

„Im gewissen Sinne, ja. Wir wollen nämlich Hechte stechen, ich habe Harpunen mitgebracht."

Als ich um Mitternacht den Tag überdachte, war es mir, als hätt' ich bis zu dem Erscheinen Onkel Dodos in Insleben nicht länger als anderthalb Stunden, nach seinem Erscheinen aber wenigstens anderthalb Wochen zugebracht. Es schwirrte mir der Kopf, und ich wußte nur nicht, ob ich mehr betäubt war von dem, was mir die letzten vierundzwanzig Stunden gebracht hatten, oder mehr in Angst und Sorge vor dem, was mir mutmaßlich bevorstand. Soviel war gewiß, aus dem stillen Schäferspiel war im Handumdrehen eins jener unruhigen Verwechslungs- und Verwandlungsstücke geworden, in denen an der Hinterkulisse der Bühne wenigstens drei Türen und drei Fenster sind, in die beständig aus- und eingegangen oder hinaus- und hineingeklettert wird, und unter jeder Tischdecke hockt einer, und in jedem Kleiderschranke hat sich einer versteckt.

Im übrigen schlief ich leidlich und war gleich nach sechs auf. Am Frühstückstische traf ich Onkel Dodo, der sich allerpersönlichst unter eine Flut von Vorwürfen stellte, und zwar darüber, daß er die schönste Tageszeit verschlafen habe. Als ich ihm erwiderte, es sei ja kaum sieben, überkam ihn wieder einer seiner großen Heiterkeitsanfälle, die jedesmal etwas Elementares hatten. „Erst sieben," prustete er heraus. „Auf dem Lande ... drei Stunden nach Sonnenaufgang ... und erst sieben." Endlich zur Ruhe gekommen, schlug er das zu seinem

Frühstück gehörige rohe Ei mit der Spitze auf und sagte, während er es ziemlich geräuschvoll in einem Zuge austrank: „Freu' mich über Sie. Sie haben seit gestern mittag ordentlich Farbe gekriegt, und ich sag' Ihnen, noch drei Tage, und Sie wundern sich über sich selbst und kommen sich, Pardon, selber höchst komisch vor, mal von Zug und Zäpfchen gesprochen zu haben. Ein entzündetes Zäpfchen. Kapital; wundervoll! Aber wenn geholfen werden soll, so muß System in die Sache kommen. Ich kann Sie nicht mit einem bißchen Kricket kurieren und auch nicht mit Hechtstechen. All das laß ich mir als hors d'œuvre gefallen, aber ohne Regelmäßigkeit in der Anwendung der Mittel gibt es keine Kur. Es trifft sich gut, daß unsre liebenswürdigen Wirte für den Augenblick nicht zugegen sind, und so schlage ich denn vor, wir machen ein Programm oder, wenn Sie wollen, einen Stundenplan. Denn in der Tat, eine jede Stunde muß herangezogen werden. Und da denk' ich mir denn ... aber bitte, schieben Sie mir das kalte Huhn heran, ich will es noch mal damit versuchen. Karoline sprach von jungen Hühnern; nun gut, sie mag es so nennen, aber alt und jung ist ein dehnbarer Begriff, und ich darf sagen, ich habe jüngere gegessen. Otto, der beste Mensch von der Welt, hat hundert Vorzüge, nur Gourmand ist er nicht. Ich auch nicht, aber ich kann wenigstens ein altes Huhn von einem jungen unterscheiden."

Ich lachte, was ihm wohltat, denn er hatte das Bedürfnis, seine Jovialität auch anerkannt zu sehen. „Ah, Sie lachen. Sehen Sie, das gefällt mir. Sie wissen, im Mittelalter, in den alten Zeiten, als der Aberglaube und der schwarze Tod Arm in Arm über die Welt gingen, wenn da wer nieste, so galt es als ein gutes Omen, und unser einfaches ‚Zur Gesundheit' soll sich aus jenen Zeiten herschreiben. Aber was ist das Niesen gegen das Lachen! Und soviel ist gewiß, wenn ich einen herzlich lachen höre, so möcht' ich ihm immer ‚zur Gesundheit'

zurufen. Ja, Doktor, gratulor. Sie sind jetzt wirklich Rekonvaleszent, und ich biete jede Wette, daß ich in acht Tagen Staat mit Ihnen mache. Denn Sie haben auch die Tugend, gehorsam zu sein."

Ich wollte mich dagegen verwahren, er schnitt mir aber die Gelegenheit dazu nicht nur durch eine Handbewegung, sondern auch durch ein lauteres Sprechen seinerseits ab und fuhr fort: „Also das Programm. Unser Sechs-Uhr-Bad haben wir versäumt, und ein Bad unmittelbar nach dem Frühstück geht nicht. So geb' ich Sie denn bis 9 Uhr frei. Sie sehn, ich bin nicht so schlimm, wie Sie vielleicht meinen. Auch weiß ich recht gut, ein Mann wie Sie will sich mal sammeln oder einen Brief schreiben. Nicht wahr? Ich seh's Ihnen an, daß Sie viel Briefe schreiben, eine schreckliche Angewohnheit, und wer sie mal hat, wird sie nicht wieder los. Also bis neun. Und um 9 gehen wir eine Stunde spazieren, halten uns an dem Inslebener See hin und nehmen das versäumte Frühbad nach ... Sie schwimmen doch?"

Ich schüttelte den Kopf.

„Ei, ei. Aber es tut nichts, und wenn etwas passiert, ich kann tauchen und hole Sie wieder herauf. Unser zweites Frühstück nehmen wir dann unmittelbar nach dem Bade. Für den Platz lassen Sie mich sorgen. Keine tausend Schritt hinter dem See liegt der Burgberg, hundertachtzig Stufen, etwas steil; da klettern wir hinauf, setzen uns auf eine Steinbank und haben das schattige Buchengezweig über und die sonnige Landschaft vor uns: erst den See mit dem breiten Rohrgürtel und den wilden Enten, die beständig auffliegen und niederfallen, mal schwimmen und mal tauchen und bei dieser Gelegenheit ihres Daseins besseren Teil in den blauen Himmel strecken. Und dann kommt ein Wind über den See und fächelt uns an und schüttelt die Bucheckern vom Baum, wenn es schon welche gibt, ich bin meiner Sache nicht sicher, und dabei sitzen

wir und verzehren ein Solei und überfliegen den blauen Strich der Berge bis zu dem alten Brocken hinauf, der mit seinem Backofenprofil die ganze Vorgrundsherrlichkeit überragt."

Ich sah ihn verwundert an, ihn mit soviel poetischer Emphase sprechen zu hören, aber er wiederholte nur „... der die ganze Vorgrundsherrlichkeit überragt und, was am meisten in Betracht kommt, uns mit aller Dringlichkeit einlädt, ihn zu besuchen. Und er soll nicht lange mehr auf uns warten. Heut ist es zu spät; wir haben (mir immer wieder ein Vorwurf) die besten Stunden verschlafen, aber morgen, morgen. Wir machen's in einem Tag, und bei Sonnenuntergang sind wir wieder zurück."

„Aber der Sonnenuntergang ist ja gerade das Beste."

„Torheit. Erstens ist der Mittag ebensogut wie der Abend, und wenn es blendet, was vorkommt, so setzen wir eine blaue Brille auf. Und dann zweitens, und das ist die Hauptsache: ‚Das Ziel ist nichts, und der Weg ist alles,' ohne welche Wahrheit und Reiseweisheit die ganze Brockenreputation sich keinen Sommer lang halten könnte. Denn haben Sie schon je wen gesprochen, der vom Brocken aus was gesehen hätte? Ich nicht. Und ist auch nicht nötig. Worauf es ankommt, das sind die Stationen: in Hohenstein einen Wachholder, auf der steinernen Rinne was Belegtes, in Schierke zwei Seidel und auf dem Brocken zu Mittag. Aber im Freien. Und wenn es dann so fegt und bläst und man erst seinen Reisestock und dann einen Stein aufs Tischtuch legt, damit es nicht weggeblasen wird, sehen Sie, Doktor, das ist die Freude, darin steckt die Genesung. Ob Sie die Türme von Magdeburg sehn, ist gleichgültig und hat noch keinen gesund gemacht. Aber der Wind. Im Wind steckt alles; kennen Sie die Geschichte von Christus und Petrus? Ohne Wind wär' alles Pest und Tod. Es wär' eine mephitische Welt, wenn der Wind nicht wäre. Hab' ich recht? Der Wind ist die Gesundheit und das Leben, und es wundert mich, daß

die Griechen keinen großen Windgott gehabt haben. Einen kleinen hatten sie."

Ich bestätigte.

„Nun sehn Sie. Ja, der Wind, auf den kommt es an, und haben Sie den erst liebgewonnen, so wollen Sie jeden dritten Tag hinauf. Und soweit bring' ich Sie noch. Und wenn mal ein Wetter kommt und einen in die Hütte treibt, zu Köhlervolk oder andern blutarmen Leuten, und wenn man dann das Wasser aus dem Schuh gießt und sich einen Friesrock anzieht, bis alles wieder an einer langen Ofenstrippe getrocknet ist — sehen Sie, Doktor, das heißt leben und Leben genießen. Und so was müssen wir als Ziel im Auge behalten. Aber das alles ist Zukunftsprogramm, und vorläufig und für heute (Sie werden doch nicht ausspannen) sind wir noch auf dem Burgberg und begnügen uns mit ihm und marschieren, statt auf den Brocken, in weitem Bogen auf die Pfarre zu, wo wir Hochwürden, ich wette zehn gegen eins, bei seiner Zeitung treffen werden. Ein scharmanter Mann, nur ein bißchen zu seßhaft und nicht loszukriegen von seinem knarrigen Reitstuhl... Ich glaube, er bildet sich wirklich ein, er säße zu Pferde... Nun, da haben wir denn unser Gespräch. Er hält zu Falk und will nicht nach Canossa. Sie doch auch nicht? Aber ich will Sie nicht in Verlegenheit bringen. Apropos, haben Sie denn schon die Inslebener Kirche gesehen und die Gruft?"

„Nein."

„Nun, dann muß der Küster aufschließen, und Sie müssen wohl oder übel vom Pastor aus — der uns, wenn er nicht zu bequem ist, dabei begleiten kann — in die Gruft hinabsteigen und die Mumien sehn. Das ist eine Besonderheit dieser Gegenden und eigentlich unaufgeklärt. Und sie liegen da (denn es sind ihrer mehrere) wie noch lebendig, und die Haut gibt nach und macht eine Kute, wenn Sie mit dem Finger drauf drücken... Und dann zurück und zu Tisch..."

„Könnten wir nicht vielleicht," unterbrach ich, „erst in die Gruft steigen und dann in die Pfarre ..."

„Meinetwegen. Versteh', versteh'. Ist Ihnen fatal, von der Mumie direkt hier wieder einzutreffen und gleich danach zu Tische zu gehn. Aber ich bitte Sie, Doktor, wie kann man so feinfühlig sein? Da hört zuletzt alles auf, und Sie können kein belegtes Butterbrot essen, wenn zufällig einer begraben wird."

„Kann ich auch wirklich nicht."

„Prachtvoll. Was im Zeitalter der angegriffenen Nerven alles vorkommt ... Aber wie Sie wollen ... Erst in die Gruft also und dann zum Pastor. Und dann nach Haus und zu Tisch."

„Und dann?"

„Ich denke, wir überlassen das der historischen Entwicklung."

„Offen gestanden, mich persönlich würd' es beruhigen, genau zu wissen, was vorliegt und was in Sicht steht."

„Gut. Meinetwegen auch das. Und so schlag' ich denn vor, wir bestimmen Otto, gleich nach Tisch den Pürschwagen anspannen zu lassen. Er stößt etwas, aber das gehört mit dazu. Dann besuchen wir den alten Oberförster. Er ist froh, wenn er mal ein andres Gesicht sieht. Und dann in den Wald hinein oder noch besser draußen am Wald entlang. Es ist jetzt freilich nicht viel los, und die Hirsch' und Rehe schreiten einher wie im Paradiese (beiläufig, ich habe solche Bilder gesehen, ich glaube in Florenz), aber in drei Stunden wird doch wohl was zum Schuß kommen. Vesper fällt aus, und für einen Nordhäuser sorgt der Oberförster. Das ist wichtig, denn bei Sonnenuntergang wird's kühl. Und dann nach Haus, wo uns die Jungens erwarten. Und ich glaube mit Sehnsucht. Denn wir wollen am Abend noch ein Feuerwerk abbrennen, auf der Liebesinsel, immer vorausgesetzt, daß der gute Otto, wegen seiner

Eremitage, nichts dagegen hat. Und nun Gott befohlen. Ich sehe, daß Friedrich uns schon auf die Finger guckt und abräumen will. Und hat auch recht. Alle Wetter, schon 8 ... Au revoir, Doktor. In einer Stunde draußen auf dem Vorplatz. Aber präzise, präzise."

Der Tag verlief programmäßig, und die Dämmerung war längst angebrochen, als wir nach mehrstündiger Fahrt im Walde durch die hier und da schon ein paar Lichter zeigende Dorfstraße heimkehrten und vor dem etwas zurückgelegenen Herrenhause hielten. Ich war zu Schuß gekommen, selbstverständlich ohne zu treffen, Otto dagegen hatte zwei Birkhühner in seiner Jagdtasche. Schon auf der Vortreppe sahen wir uns von den Kindern umringt, die, voll Eifer und unter beständigem Ausschauen nach ihm, auf die Rückkehr des Onkels gewartet hatten. Dieser kannte nichts Schöneres als solche Neugier und Ungeduld und war gleich wieder unten, um den Kasten mit Feuerwerk auf eine kleine Gondel zu verladen, auf der man, unter Benutzung eines vom Teich aus durch alle Partien des Parkes sich hinschlängelnden Grabens, bis an die ziemlich weitab gelegene Liebesinsel fahren wollte. Was nicht Platz hatte, ging zu Fuß und benutzte die kleine Bogenbrücke. Die Aufregung, in der sich alles befand, gestattete mir, unbemerkt im Hintergrunde zu bleiben und mich auf mein Zimmer zurückzuziehen. Ich war todmüde von dem Bad und dem Pastor und dem Pürschwagen und warf mich aufs Sofa und schlief ein.

Eine Stunde mochte ich so geschlafen haben, als ich von einem seltsamen Summen und Dröhnen erwachte. Mein erster Gedanke war, daß es Kopfweh sei, vielleicht von Erkältung, und so ging ich denn auf das noch offen stehende Fenster zu, um es zu schließen. Aber wie war ich überrascht und erschrocken, als ich im selben Augenblick einen Feuerschein über

den Parkbäumen wahrnahm und nun auch in aller Deutlichkeit hörte, daß es die Feuerglocke war, die mir das Summen und Dröhnen im Kopfe verursacht hatte. Da hinaus lag die Liebesinsel, und keine fünfzig Schritte weiter rechts standen die Dorfscheunen am Rande des Parkes hin. Ich lief treppab, um zu fragen; aber niemand war da, den alten Hühnerhund abgerechnet, der mir, von seiner Binsenmatte her, wedelnd entgegenkam und mich ansah, als ob er fragen wollte, was denn eigentlich los sei. „Ja, Karo, wer es wüßte! Ich weiß es auch nicht."

So trat ich denn, um doch etwas zu tun, auf die Veranda hinaus, zählte die dumpfen, langsamen Schläge, die sich fortpflanzten, und mitunter war es mir, als ob auch von Binsund Minsleben her die Sturmglocke dazwischenklänge.

So horchend und zählend, sah ich endlich, daß Maud und Alice den schräg über die Parkwiese laufenden Kiesweg herunterkamen. Gott sei Dank. Und nun sprangen sie, während sie schon von drüben her grüßten, in die Strickfähre und zogen sich bis zu mir herüber.

„Ich bitt' euch, Kinder, was gibt es?"

„Alles schon vorbei."

Und nun erzählten sie, daß eine der Onkel Dodoschen Raketen auf das alte Dach der Eremitage gefallen und infolge davon der ganze Rohr- und Rindenbau rasch niedergebrannt sei. „Wir kriegen nun eine bessere," sagte Alice. „Papa war auch in Sorge der Scheunen halber, und Alfred lief, um die Spritze zu holen. Und deshalb haben sie gestürmt. Es war aber eigentlich nicht nötig."

„Und die Mama?"

„Nun, die kriegte natürlich ihren Weinkrampf. Als aber Onkel eine Nessel ausriß und sie damit schlagen wollte, weil er sagte, „das hülfe", da schlug es um, und sie kriegte nun ihren Lachkrampf, und gleich darauf erholte sie sich wieder."

„Und kommen sie bald?"

„Ich wundre mich, daß sie noch nicht da sind."

Ich meinerseits hatte nicht Lust, der Entwicklung dieser Tragikomödie beizuwohnen, und bat deshalb die Kinder, mich bei den Eltern entschuldigen zu wollen. Ich hätte Kopfweh. Und unter diesen Worten zog ich mich auch wirklich zurück und schlief bald ein. Aber es war kein rechter Schlaf. Immer sah ich eine Rakete steigen, und dann gab es einen Puff, und dann fielen drei Leuchtkugeln nieder, und dazwischen stürmte die Feuerglocke. Menschen sah ich nicht, mit Ausnahme Frau Karolinens, die, weißgekleidet und weinend, auf einer Rasenböschung saß, und vor ihr Onkel Dodo mit einer Nessel. Ich konnte den Traum nicht abschütteln und war froh, als ich um 5 Uhr aufwachte. „Früh, sehr früh." Aber es paßte mir gerade, daß es so früh war, und rasch aufspringend, zog ich mich an und ging auf die Veranda hinunter, wo die beiden Ehegatten um Punkt 6 Uhr ihr erstes Frühstück zu nehmen pflegten.

Ich wollte mit ihnen allein sein und ihnen mein Herz ausschütten.

Es war gut geplant und auch wieder nicht. Denn eigentlich hätt' ich den Mißerfolg, der meiner harrte, voraussehen müssen. Ich fand nämlich Onkel Dodo bereits vor und wurde von ihm mit scherzhaften Vorwürfen darüber überschüttet, erst beim Feuerwerk, dann beim Feuer und zuletzt bei der Kondolenz gefehlt zu haben. Ich entschuldigte mich, so gut es ging, und da Freund Otto mir von der Stirn herunterlesen mochte, daß ich allerlei zu sagen hätte, was Onkel Dodo nicht hören solle, so nahm er diesen beim Arm und sagte: „Komm, ich muß dir noch unsre neue Torfmaschine zeigen. Für den Doktor, wie du ihn nennst, ist es nichts."

Und so gingen sie.

Karoline wies auf einen Schaukelstuhl und klingelte, daß man mir den Kaffee bringe. Dann sah sie mich freundlich an

und sagte: „Nun, was gibt es, lieber Freund? Ich sehe, Sie haben was auf dem Herzen, und ich will es Ihnen leicht machen. Ich fürchte, Sie wollen fort."

„Ja, meine teuerste Freundin."

„Und keine Möglichkeit?"

„Keine ... Denken Sie doch, er will mich in die Berge schleppen. Auf den Brocken und in einem Tage hin und zurück. Und überall ein Goldwasser oder ein Kirschwasser. Und ich mache mir aus beiden nichts. Und was soll ich auf dem Brocken? Er sagt ja selber, daß man nicht sehen könne. Und im Freien will er mit mir zu Mittag essen, und wir sollen einen Stein auf das Tischtuch legen, damit es nicht fortfliegt. Ich bitte Sie ..."

Sie lachte herzlich und sagte dann: „Sie müssen fester sein und eigensinniger und nicht gehorchen."

„Ach, meine teuerste Freundin," nahm ich wieder das Wort. „Sie wissen ja selbst, daß das nicht geht. Einem unleidlichen Menschen gegenüber hat man ein leichtes Spiel, man kann ihm aus dem Wege gehn oder ihm in seiner Sprache antworten, und er wird sich weder groß darüber wundern, noch es einem sonderlich übelnehmen. Aber gegen die Bonhomie gibt es kein Mittel. Es ist damit — Pardon, Ihr eignes Haus ist liberal, und ich bin es auch — es ist damit wie mit dem Liberalismus: er ist immer gut, schon um seiner selbst willen, ob er nun passen mag oder nicht. Und wer da widerspricht oder auch nur leise zweifelt, ist ein schlechter Mensch. Es gibt nichts Schrecklicheres als die Menschheitsbeglücker par force, die gewaltsam heilen, helfen oder gar selig machen wollen. Ich habe nichts gegen das Seligwerden, aber, um den ewig alten Satz zu zitieren, wenn's sein kann, auf meine Fasson. Und so möcht' ich auch geheilt werden auf meine Fasson. Deshalb kam ich hierher, deshalb zu Ihnen, teure Freundin, die Sie gelernt haben, die Freiheit des Individuums zu respektieren. Oder

auch nicht gelernt haben, denn dergleichen lernt man nicht; das Beste hat man immer von Natur. Und deshalb war ich so glücklich hier. Es ist mir hier immer, als fiele ein leiser sommerlicher Sprühregen vom Himmel und nehme mich unter seinen weichen und wohligen Mantel. Ja, teure Freundin, so war es auch diesmal wieder. Da, mit einem Male bricht Onkel Dodo herein und alles ist hin. Er hat nicht den weichen und wohligen Mantel, der Ruh' und Frieden oder doch äußere Stille bedeutet, er hat nur Dr. Fausts Sturmmantel, der überall hinfegt und segelt, und je schneller es geht und je mehr Zug und Wind es gibt, desto schöner dünkt es ihm. Ich habe nichts dagegen; es mag für ihn passen, aber nicht für mich. Und so will ich denn fort, heute noch. Um 12 geht der Zug von Halberstadt. Ich denke, wenn ich um 11 Uhr fahre, komm' ich gerade zu rechter Zeit. Oder sagen wir lieber um halb 11."

Frau Karoline nahm meine Hand. „Ich sehe schon. Es sind ja nur vierzig Minuten von hier bis an den Bahnhof, aber Sie zittern schon bei der bloßen Möglichkeit einer Zugversäumnis. Und so will ich Sie nicht weiter bitten. Im September ist Kaltwasserkongreß in Wiesbaden, wohin der Onkel unweigerlich geht. Und so glaub' ich mich denn (immer vorausgesetzt, daß Sie wollen), dafür verbürgen zu können, daß Sie den Faden, den Sie heute selbst durchschneiden, um jene Zeit ungestört wieder anknüpfen können. Der Herbst ist unsre beste Zeit, und Sie sind, wie Sie wissen, immer le bienvenu. Und nun geben Sie mir den Arm, daß wir noch einen Spaziergang machen. Ich habe noch allerhand Fragen auf dem Herzen: die Kinder müssen aus dem Haus, Albert gewiß und auch Alfred und Artur. Aber ich schwanke noch, wohin, und bin außerdem, aus Prinzip, gegen denselben Ort und dieselbe Schule für alle drei. Da hängen sie dann zusammen und leben sich in sich hinein, anstatt sich aus sich heraus zu leben."

Und damit fuhren wir auf die Parkwiese hinüber und gingen in Geplauder den schräglaufenden Kiesweg hinauf, auf dem am Abend vorher Alice und Maud in fliegender Hast herabgekommen waren.

Es war eine mich erquickende halbe Stunde, denn ich kenne nichts Schöneres als den Einblick in eine ruhige, von keiner Leidenschaft getrübte Frauenseele. Als wir von unsrem Spaziergange heimkehrten, empfingen uns die Kinder, und alles war Glück und Friede. Die Freundin übernahm es, mit Otto zu sprechen. „Und um 11 Uhr der Wagen," schloß sie. „Nicht früher."

Und nun schlug es 11, und mit dem Glockenschlag erschien Friedrich auf meinem Zimmer, um meinen Koffer in den Wagen zu tragen. Ich folgte rasch, nahm Abschied von den Kindern, groß und klein, die mich auf dem Hausflur unten umstanden, und trat, einigermaßen erregt und bewegt, auf die Freitreppe hinaus, auf der ich Karolinen und Otto bereits erkannt hatte. Wer aber beschreibt mein Erstaunen, als ich neben ihnen Onkel Dodo stehen sah, der eben ein paar dänisch lederne Handschuh anzog und dadurch andeutete, daß er mich begleiten wolle. Mein nicht geringer Schrecken wurde nur durch das Komische seiner Erscheinung einigermaßen ausgeglichen. Er hatte nämlich, tags vorher, seinen breitkrempigen Strohhut verloren und sich infolge davon unter Ottos Vorrat eine höchst merkwürdige Kopfbedeckung ausgesucht, die, gerade Mode, zwischen Bienenkorb und Feuerwehrhelm die Mitte hielt und mit der alten Krempentradition ein für allemal gebrochen zu haben schien. Ich wollt' ihn daraufhin ansprechen, er aber, mit jener Hast und Quickheit, der meine Langsamkeit nicht annähernd gewachsen war, überholte mich und teilte mir in abwechselnd kurzen und dann wieder weit ausgeführten Sätzen mit, daß er vor dreizehn Minuten ein Telegramm erhalten habe, wonach,

gegen Erwarten, morgen schon der Delegiertentag der „Turner und Hygienisten von Ober- und Niederbarnim" abgehalten werden solle. Natürlich in Eberswalde. Da dürfe er nicht fehlen, und zwar um so weniger, als, unter Anlehnung an den Doktor Tannerschen Fall, die Frage nach der Nahrungsfähigkeit des Wassers in einer Komiteesitzung zur Erörterung kommen solle. Für ihn persönlich stehe die Sache fest und bedürfe nur noch gewisser Einschränkungen. Über sogenanntes „Himmelswasser", eine von ihm herrührende Bezeichnung, unter der er, namentlich in Gebirgsgegenden, Regen und Tau verstehe, möge sich, hinsichtlich seiner Nährkraft, streiten lassen, aber was Fluß- und Quell- oder gar Teich- und Seewasser angehe, so sei dasselbe seiner Natur nach ein Infusum, ein Aufguß, sozusagen Erd-Tee, drin sich, verdünnt oder auch konzentriert, der Nährstoff aus hunderttausend Wurzeln befinde. Gott sei Dank werde man Ende September, in Wiesbaden, in der Lage sein, der Frage näherzurücken und endgültige Beschlüsse zu fassen.

Die letzten Worte, von lebhaften Gestikulationen begleitet, wurden schon auf dem Wagentritt gesprochen, und kaum, daß wir saßen und unsre Hüte noch einmal zum Abschied gelüftet hatten, als auch die Pferde bereits anzogen und uns vom Hof hinunter in das Dorf und gleich danach in die fruchtbare, mit Fabriken und Rübenfeldern überdeckte Landschaft hinaustrugen.

„Eine prächtige Brise," sagte Onkel Dodo, während ich gerade den Rockkragen in die Höhe klappte.

Beinah gleichzeitig mit uns fuhr, von der andern Seite her, der Zug in den Bahnhof ein, und, in dem Menschenknäuel und einer echten Bahnhofsverwirrung auseinandergekommen, erfüllte mich eine Minute lang die Hoffnung, in ein Nichtraucherkupee retirieren und so vielleicht entwischen zu können ... Aber Onkel Dodo war auch Nichtraucher, und da saßen wir

denn, unsrer Versicherung nach, wieder glücklich beisammen und „freuten" uns, nicht getrennt worden zu sein. „Bis Berlin hin," begann er, „läßt sich schon was reden. Wir haben übrigens durchgehende Wagen. Es ist Ihnen doch recht, meine Damen, wenn ich Luft mache?"

Diese letzten Worte waren an vier Damen gerichtet, die klugerweise bereits die Rücksitze des Wagens eingenommen hatten. Und so kam ich denn an das offne Fenster und hatte die frische Luft eines Schnellzuges aus erster Hand. Ich hätte protestieren und auf Schließung wenigstens eines Fensters dringen können, aber ich kannte meinen Partner zu gut, um mich auf Erfolglosigkeiten einzulassen.

Um 6 trafen wir auf dem Friedrichsstraßenbahnhof ein. Eine geplante „gemeinschaftliche Droschke" — die übrigens, bei dem mir längst angeflogenen Kopf- und Zahnreißen, ziemlich irrelevant gewesen wäre — ging an mir vorüber, und Gott sei Dank einsamen Betrachtungen über „les défauts des vertus" der besten Menschen hingegeben, fuhr ich, zwischen den Pferdebahngeleisen der Dorotheenstraße, dem Tiergarten und meiner Wohnung zu.

Wie sich denken läßt, harrte meiner eine fiebrige Nacht.

Am andern Morgen aber, als ich mich matt und angegriffen an meinen Frühstückstisch setzte, fand ich bereits, unter Kreuzband, eine kleine Sendung vor. In der linken Unterecke stand Onkel Dodos Namen, mit der Zubemerkung: „In Eil." Es waren zwei von ihm selbst verfaßte Broschüren, eine kleinere: „In balneis salus" und eine größere, die den Titel führte: „Beiträge zur Wiederherstellung des Menschengeschlechts." Aber auch hier war ein Stück Latinität nicht vergessen, und sowohl das Motto wie die Schlußzeile der Broschüre lautete: mens sana in corpore sano.

* * *

Zweites Kapitel

Der alte Wilhelm

(1892)

Erst an dem Kretscham und gleich dahinter an dem katholischen Kapellchen vorbei zieht sich, allmählich ansteigend, die Dorfstraße, von der aus kleine Seitenwege zu reizenden, inmitten von Wiesen und Feldern gelegenen und von den Fremden ganz besonders bevorzugten Sommerhäusern hinüberführen. In einem dieser Häuser — eigentlich einem ganzen Wirtschaftsgewese, das, weil es unter Birken lag, den hübschen Zunamen „das Birkicht" führte — war auch ich untergebracht worden und verlebte daselbst eine Reihe sehr angenehmer Tage. Was schließlich nicht wundernehmen durfte, weil überaus liebenswürdige Damen, alte und junge, die Mitbewohnerschaft ausmachten. Das Hauptkontingent stellte die Generalswitwe v. W. mit ihren sieben hübschen Töchtern, deren Gatte bzw. Vater im siebentägigen Kriege gegen Österreich tapfer und ruhmreich gefallen war, leider „ohne Dotation". Jeden Nachmittag unternahmen die v. W.schen Damen, denen sich einige Geheimrätinnen — natürlich auch Witwen und auch mit Töchtern — anschlossen, ausgedehnte Partien ins Gebirge, von denen ich mich grundsätzlich ausschloß, dafür aber das Hüteramt des Hauses übernahm, was mir hoch angerechnet wurde. Daß ich es damit sonderlich streng genommen hätte, kann ich nicht sagen. Ich setzte mich in der Regel unter eine dicht vor dem Hauseingange stehende Hängebirke, von der aus ich einem von einer Berglehne herabkommenden und unter einer kleinen Steinbrücke hinwegschäumenden Bache zusah. Ich verfiel dabei regelmäßig in Träumereien, aus denen ich immer nur auffuhr, wenn draußen auf dem Flur die Wanduhr schlug oder einer der lang herabhängenden Birkenzweige mir in leisem Luftzuge die Stirn streifte. Kamen dann die

Damen, entzückt von ihrem Ausfluge, wieder zurück, so trat ich jedesmal dienstlich an die Generalin heran und meldete: „Nichts Neues vor Paris."

Eines Sonnabends saß ich auch wieder so da, das schäumende Wasser vor mir, als ich, in Entfernung von nicht viel mehr als hundert Schritt, eines alten Mannes ansichtig wurde, der, eine Karre vor sich, auf einem vom Kretscham her zwischen Kleefeldern sich hinschlängelnden Fußpfade herankam. Ich ging ihm ein Stückchen Weges entgegen und trat dann, als ich nah an ihn heran war, beiseit, um ihn bequemer an mir vorbei zu lassen. Dabei begrüßten wir uns. Was auf der Karre lag, war nicht viel: ein Bettsack und darüber ein zweites kleineres Bündel, drin anscheinend einige Kleidungsstücke zusammengeschnürt waren. Eine Meerschaumpfeife mit Silberbeschlag und eine ziemlich abgebrauchte Bürste waren zuletzt noch dicht unter dem Knoten mit eingeschoben worden. Als Abschluß und Krönung des Ganzen aber balancierte noch ein etwas zugespitzter Zylinderhut auf dem oberen Bündel. Der Alte selber war sauber, wenn auch ärmlich gekleidet, und, was am meisten auffiel — ohne Kopfbedeckung. Er fuhr, wie jemand, der Bescheid weiß und außerdem ein Recht hat, ruhig auf das Birkicht zu, passierte den Brückenbogen und lenkte gleich dahinter auf eine rechtwinklig zu dem Wohnhause stehende Scheune hinüber, in deren offenstehendes Tor er mit einer geschickten Wendung einbog. Sein Gebaren, weil in allem den Stempel des Zuständigen tragend, erfüllte mich mit so viel Vertrauen, daß ich es mit meinem Hüteramt für durchaus vereinbar hielt, auf jede weitere Kontrolle zu verzichten und meine Schritte nach dem Kretscham hinaufzulenken, wo ich hoffen durfte, gute Gesellschaft zu finden. Das war denn auch der Fall. Ich blieb da bei Skat und Bier, bis 11 Uhr heran war, und als ich, unter glitzerndem Sternenhimmel, in meine Behausung zurückkehrte, schlief schon alles.

Wie der letzte zu Bett, so war ich natürlich auch der letzte wieder auf und durfte mich, als ich endlich auf dem von Birken überschatteten Vorplatz erschien, nicht sonderlich wundern, von seiten der Wirtin zu hören, es sei schon alles ausgeflogen, nach Agnetendorf hinunter, in die Kirche — die gnäd'gen Fräuleins schon gleich nach 7. Ich nickte nur wie bestätigend dazu, weil ich von andern Sonntagen her wußte, wie die Fräuleins zu dieser Frage standen. In die Kirche gehen, war korrekt und standesgemäß und schickte sich für Adlige; Nichtadlige mochten faul sein und schlafen. Und die Fräuleins hatten darin ganz recht.

Es war ein wunderschöner Morgen, warm und frisch zugleich, denn es wehte leise vom Gebirge her. Der Kaffee wurde mir gebracht; dann ging auch die Wirtin, und ich machte mich schon auf eine mehrstündige Vormittagseinsamkeit gefaßt, als ich plötzlich aus dem bloß angelehnten Scheunentore denselben Alten heraustreten sah, der gestern, mit den zwei Bündeln auf seiner Karre, seinen Einzug an ebendieser Stelle gehalten hatte. Freilich kam mir auch wieder ein Zweifel, ob er's sei, so sehr verändert war alles in seiner Erscheinung. Er trug ein schneeweißes Hemd, den Hemdkragen vatermörderartig aufgeklappt, trotzdem ihm jede Steife fehlte, dazu weiße Strümpfe mit Schuh, hechtgraue Kniehosen und einen blauen Frack mit Sammetkragen und blanken Knöpfen. Als er beim Heraustreten mich gewahrte, zog er sehr artig, aber doch mit erkennbarer Rücksicht auf die Krempe, seinen Hut und setzte sich dann auf eine mehr als primitive Bank, ein auf zwei Holzpfähle genageltes Stück Brett, dicht neben der Scheune. Hier sog er die Wärme mit vielem Behagen ein, zugleich unter sichtlichem Interesse den Hühnern zusehend, von denen einige sich Erdlöcher gemacht hatten, während andre drüben auf der Kleewiese spazieren gingen.

„Guten Tag," sagte ich und rückte mit meinem Gartenstuhl etwas näher an ihn heran.

„Guten Tag, Herr."

„Warm heute."

„Ja, warm. Aber immer noch nicht genug. Der Roggen braucht noch Sonne und unsereins auch."

„Ich bin mehr für Schatten."

„Ja, das machen die Jahre. Wenn man erst alt ist..."

„Bin ich auch."

„Aber nicht so wie ich..."

„Na, wie alt denn, Alterchen?"

„Achtzig."

„Ja, da sind Sie mir ein Stück vor. Wollen wohl auch noch in die Kirche?"

„Nein, ich sitze bloß hier und höre die Glocken gehen. Jetzt läuten sie das dritte Mal. Das ist so meine Andacht. In meinem Alter..."

„Ja, da will's nicht mehr recht, wenn man auch dicht an der Kanzel sitzt. Man hört nicht mehr alles... Und die Predigt ist auch meistens zu jung."

„Ja, wenn man alt ist, ist alles zu jung."

Ich lächelte, was ihm, so gut es ging, mein Einverständnis ausdrücken sollte, und ging dann auf eine nach der andern Seite hin gelegene Jelängerjelieber-Laube zu, die mir als Spezialbesitz gehörte. Da wollt' ich einen Brief schreiben und die Zeitungen lesen.

Als ich damit geendet hatte, belebte sich's wieder um mich her. Die Kirche war aus, und die Wirtin, die als erste zurückwar, trat auf den Vorplatz hinaus, um das Kaffeegeschirr wegzuräumen, das noch auf verschiedenen Tischen umherstand.

„Da haben Sie ja, liebe Frau Meergans, einen neuen Gast im Hause. Ich hab' ihn gestern schon mit der Schubkarre kommen sehen. Wer ist denn der Alte?"

„Das ist der alte Wilhelm."

„Ein freundlicher alter Mann. Und er sagt, er sei achtzig."

„Das ist er auch. Vielleicht noch ein paar Jahre mehr."

„Ich kann mich nicht recht in ihm zurechtfinden. Schon gestern, in seiner Jacke, fiel er mir auf. Und nun gar heute. Wie kommt er nur zu dem blauen Frack und zu all dem andern?"

„Ich weiß nicht. Als wir vor fünfzehn Jahren aus dem Böhmischen herüberkamen und das Haus hier kauften, da war er schon im Dorf. Und er trug auch schon Sonntags den Frack und den spitzen Hut und sah auch ebenso alt aus wie jetzt. Aber das mag täuschen; wenn man selber jung ist, erscheinen einem die Leute so alt, als könnten sie nicht älter werden."

„Und der alte Wilhelm heißt er?"

„Ja."

„Und wie sonst noch?"

„Das weiß keiner. Vielleicht, daß es Schlächter Klose weiß, der der Älteste hier ist und wohl schon Gerichtsschulze war, als der alte Wilhelm hierherkam. Wir fragen nicht gern, was einer war und woher er kommt. Und die meisten hier herum sind selber Neue und wissen noch weniger als wir."

„Er macht den Eindruck, als ob er bessere Tage gesehen hätte."

„Ja, so sieht er aus. Auch Alltags, wenn er seine Flickenjacke trägt. Aber ich glaub' es nicht. Daß er, was ich zugebe, so nach was aussieht und sich so hält, als wär' es was mit ihm, das, glaub' ich, macht bloß der Frack und der Hut, und die sollen ein Erbstück sein, das ihm einer, den er treulich zu Tode gepflegt, aus Dankbarkeit hinterlassen hat. Er hat auch mal, soviel hab' ich gehört, eine kleine Baude gehabt, hier oben, nicht weit von der Anna-Kapelle; aber es ging nicht damit, und er kam herunter. Und nun ist er ein Ortsarmer."

„Da muß er aber doch in ein Armen- oder Siechenhaus."

„Ja, das mag in der Stadt so sein. Aber nicht hier. Wir sind eine arme Gemeinde; wo soll da ein Gemeindehaus her-

kommen, wenn's der Graf nicht baut oder der Kreis. Und am Ende wozu auch! Er ist ja der einzige Arme, den wir hier haben, und den füttern wir so mit durch. Bei jedem im Dorf, der ein Haus oder eine Kate hat, ist er eine Woche, von einem Samstag bis zum andern. Immer mit der Betglocke zieht er mit seiner Karre ab und kommt er an. Und jeder freut sich, wenn er kommt. Denn er hat ein frommes Gemüt und spielt mit den Kindern und wiegt sie ein. Er ist überhaupt selber wie ein Kind und mit jedem Platz zufrieden, und wenn's die platte Erde wäre. Da legt er sich seinen Strohsack zurecht und sein Deckbett darüber, und am Morgen schnürt er's wieder zusammen oder schiebt es beiseit. Und was er genießt, ist nicht der Rede wert; jeder gibt es ihm gern, ein bißchen Kaffee mit Brot und Milch. Und eine Kartoffel mit Speck ist schon was Großes."

„Ich glaube doch, daß noch was dahinter steckt. Er sieht eigentlich aus, als wäre er von Adel und wäre mal was ganz Feines gewesen. Gerade, wer es besser gehabt hat, der verlangt am wenigsten und ist mit allem zufrieden."

„Ja, das soll schon sein. Aber ich glaub' es nicht recht. Und es kann auch eigentlich nicht sein. Denn er hat bei seiner Arbeit ganz die Hantierung wie wir, die wir uns von Jugend an mit Axt und Spaten haben quälen müssen. Er kann Holz spalten und Schindeln machen, und wenn eine Kiste kaput ist, so nagelt er sie wieder zusammen, ganz so wie wir, und wo Kühe sind, da geht er in den Stall und kann auch melken. Er hat keine rechte Kraft mehr, aber es geht doch."

„Das alles kann auch einer lernen, der nicht immer dabei war."

„Ja, aber man sieht doch den Unterschied, wenn einer so bloß dazu gekommen. Er ist nun die nächsten acht Tage hier, da können Sie ja sehen, wie er's macht. Und Sie werden bald finden, daß er kein gewesener Prinz ist. Er ist einfältig ..."

„Das ist das Alter."

„Nein, das ist seine Natur. Als wir herüberkamen, war er schon ebenso."

Zu meinen Untugenden gehört auch ein Stück Eigensinn, und so wollt' ich nicht recht glauben, was mir die Wirtin gesagt hatte. „Da steckt doch noch was dahinter," bei diesem Satze blieb ich und legte mich, weil seine ganz ausgesprochene Schlichtheit meinen Glauben eher stärker als schwächer werden ließ, auf ein Beobachten seines Tuns, das ein beständig wechselndes und ziemlich mannigfaches war. Aber auch damit kam ich nicht weit. Er harkte das Heu auseinander, wenn es trocknen sollte, und harkte es wieder zusammen, wenn es trocken war; er machte Botengänge nach Agnetendorf hinunter oder nach Kirche Wang hinauf und saß, wenn man ihn nicht abrief, an einer auf der Scheunendiele stehenden Hobelbank, um da alles wieder instandzusetzen, was zerbrochen oder irgendwie reparaturbedürftig war. Ein Topf Milchkaffee stand meist neben ihm, von dem er übrigens mehr nippte als trank. Die sieben Fräuleins waren viel um ihn her und suchten ihn in kirchliche Fragen zu verwickeln, denen er immer klug auswich. „Das gab es noch nicht, als ich jung war," oder „das ist nichts mehr für meinen alten Kopf," — das waren so seine Lieblingsantworten, und weil er sie meist mit einem artigen und feinen Lächeln begleitete, fiel ich immer wieder in die Vorstellung seiner Vornehmheit oder einer mal von ihm gespielten Gesellschaftsrolle zurück. Schließlich indes konnt' ich mich gegen die Wahrnehmung nicht wehren, daß ein paar bloße Zufälligkeiten mich irregeführt hätten, und als der nächste Samstag zur Rüste ging und der alte Wilhelm mit seinem Bettsack und Kleiderbündel unter freundlichem Gruß wieder an mir vorüberfuhr, genau denselben Schlängelpfad hinauf, den er die Woche vorher herabgekommen war, da wußt' ich mit jeder erdenk-

lichen Sicherheit, daß er wirklich nichts andres war als ein Ortsarmer, der mal — genau so wie mir's die Wirtin gesagt — einen blauen Frack und einen zugespitzten Hut geerbt hatte. Die Sonne ging über dem Kretscham in aller Pracht unter, und während er da hinauffuhr, dem Anscheine nach immer mehr in die glührote Scheibe hinein, da kam mir die Frage: „Was ist Größe? Was ist das Ringen danach? Ist das Leben dieses Einfältigen nicht eigentlich beneidenswert? Arbeitsfroh bis zuletzt, eine Freude der Alten, eine Freude der Jungen. Und im Herzen ein Stück eigenartigen kleinen Glücks: der Frack und der Hut und die Kanne Milchkaffee zwischen den Hobelspänen."

Drittes Kapitel

Professor Lezius oder Wieder daheim

(1892)

Der alte Professor Lezius, in seinen jüngeren Jahren Oberlehrer an einem Realgymnasium, hatte sich, trotzdem seine Mittel nur unbedeutend waren, schon seit langer Zeit aus seinem Lehramte zurückgezogen, wobei, neben einem gewissen Freiheitshange, wohl auch der Wunsch mitgewirkt hatte, seinen zwei Lieblingsstudien leben zu können, der Botanik und der Anthropologie. Letztere betrieb er, nach seinem eigenen Zeugnis, nur als Dilettant; in der Botanik aber war er Fachmann und arbeitete, seit er frei war, an einem großen Werk über die niedereuropäischen Gentianaceen. Er war dabei nicht ohne wissenschaftlichen Ehrgeiz, dem ein nun schon weit zurückliegendes, in die vierziger Jahre fallendes Ereignis eine ganz bestimmte Richtung, und zwar ins Entdeckerische gegeben hatte. Damals nämlich, als er sich eines Morgens bei seinem Freunde,

dem Sternwartassistenten Johann Gottfried Galle, befunden hatte, war bei eben diesem von Paris her ein Brief eingetroffen, in dem der berühmte Leverrier an seinen Kollegen Galle folgende Worte richtete: „Lieber Galle! Suchen Sie doch in der Uranusgegend weiter nach. Ich habe herausgerechnet, daß dort ein Planet fehlt, und er muß sich finden." Und siehe da, keine drei Monate drauf schrieb Galle von Berlin aus an Leverrier zurück: „Cher Leverrier. Ich hab' ihn." Und wirklich, die Welt hatte von dem Tag an einen Planeten mehr. Dies Erlebnis, wie schon angedeutet, war für Lezius' Entwicklungsgang als Wissenschaftler entscheidend gewesen. Er suchte seitdem nach einer Brücke von Gentiana pannonica nach Gentiana asclepiadea hinüber, zwischen welchen beiden eine noch unentdeckte Spezies liegen mußte. Daß er diese finden und sich dadurch ebenbürtig neben seinen Freund Galle stellen würde, stand ihm so gut wie fest. Seine Frau und Tochter freilich, die beiläufig die etwas ungewöhnlichen Namen Judith und Mirjam führten, teilten diese Zuversicht nicht und gaben ihrem Zweifel auch Ausdruck, wodurch sich Lezius übrigens keinen Augenblick abhalten ließ, einerseits im Niederschreiben seines Manuskripts, andrerseits in seinen wissenschaftlichen Wanderungen fortzufahren. Auf diesen abwechselnd in die Karpathen und die Sudeten gehenden Studienreisen war er monatelang einsam und hatte während dieser Einsamkeitstage keinen andern geistigen Zuspruch als den, den ihm Bastians Werke gewährten, von denen er immer den einen oder andern Band mit sich führte. „Sein Stil," soviel gab er zu, „ist nicht immer leicht verständlich, aber leichtverständlich — das kann schließlich jeder; Leichtverständlichkeit ist Kellnersache. Wer was Tiefes zu sagen hat, wird selber tief, und wer tief wird, wird dunkel." Unter Exkursionen, wie die vorerwähnten, waren ihm viele Jahre vergangen, bis ihn häusliche Störungen (darunter auch persönliche Krankheit) fast ein Jahrzehnt lang an Fortsetzung der

ihm ebenso zum Bedürfnis wie zur Gewohnheit gewordenen Ausflüge gehindert hatten. Erst ganz neuerdings, diesen letzten Sommer, war er nach wiederhergestellter Gesundheit zu seinem alten Programme zurückgekehrt und hatte seine Studienreisen in alter Lust und Liebe wieder aufgenommen, selbstverständlich ohne Gepäck, wenn man nicht ein zusammengerolltes, nur mit einem Minimum andrer Zutat beschwertes Plaid als solches gelten lassen wollte. Mit Gepäck aber traf er heute, nach siebenwöchiger Abwesenheit, wieder in Berlin ein, und zwar mit einer unterwegs erstandenen Weinkiste, darin er, von ein paar Nebensächlichkeiten abgesehen, den wissenschaftlichen Ertrag seiner diesmaligen Wanderung in Gestalt eines umfangreichen Herbariums untergebracht hatte.

Sechs Uhr sechs Minuten hielt der Zug in Bahnhof Friedrichstraße. Lezius liebte nicht empfangen zu werden, und so war denn auch niemand da, was ihn sichtlich erfreute. Eine graue Filzmütze auf dem stark angegrauten Kopf, einen Spatenstock in der Hand und die Botanisiertrommel en bandoulière, so stieg er die Bahnhofstreppe hinunter und empfing unten von dem Schutzmann, an den er herantrat, die Blechmarke 1727. Diese samt Gepäckschein gab er ab, und eine Minute später rief auch schon der von ihm ins Vertrauen gezogene Kofferträger in die Droschkenwagenburg hinein „17 ... 27 ..." „Hier!" antwortete eine Hintergrundsstimme, deren Hintergrundscharakter sich durch natürliche Berliner Heiserkeit gesteigert sah. Und nun flog die Kiste auf die Droschke hinauf, Lezius kletterte nach, und fort ging es, erst in die Friedrich- und gleich danach mit scharfer Biegung in die Dorotheenstraße hinein.

Der alte Professor sah hier, so gut es ging, durch das erst nach langem Bemühen in seine Versenkung niedergleitende Fenster auf die Straße hinaus. Hm, das also war Berlin. Versteht sich, es mußt' es sein. Was da neben ihm hin und

her fuhr, das waren ja die Pferdebahnwagen, und an dem einen las er sogar: „Nach dem Kupfergraben.“ Er nickte, wie wenn ihm nun erst alle Zweifel genommen wären, und eine kleine Weile, so sah er auch schon in eine Allee herbstlich gelber Bäume hinein, an deren Ende die Viktoria, deren Profil ihn immer an Fanny Lewald erinnerte, golden aufragte. Die vergoldeten Kanonen darunter schossen noch immer in den Himmel. Es war also alles richtig. Und nun kam auch das Tor und der Tattersall, und gleich dahinter der Bismarksche Garten („wo er wohl jetzt ist?“ brummelte Lezius vor sich hin), und zuletzt erschien auch der Potsdamer Platz mit dem reitenden Schutzmann und dem Café Bellevue, wo zu dieser Stunde mehr Kellner als Gäste waren. Ein Bekannter grüßte freundlich von einem der kleinen Tische her. Dann bog die Droschke noch einmal rechts ab und hielt eine Minute später vor Lezius' Haus, das noch einen Vorgarten, ein sogenanntes „Erbbegräbnis“, hatte.

„Können Sie das Gepäck nach oben schaffen?“

„Ja, wenn Sie bei dem Schimmel bleiben wollen.“

„Versteht sich; ich werde bleiben.“

Und nun schob sich der Kutscher die Kiste, die seitens ihres Besitzers ziemlich euphemistisch als „Gepäck“ bezeichnet worden war, auf die Schulter und schritt mit ihr auf das Haus zu, während Lezius, wie versprochen, neben den Schimmel trat, um sich durch Klopfen und Halsstreicheln der Gunst desselben zu versichern.

„Er hat nicht gemuckst.“

„Nein, er weiß Bescheid. Man bloß das Bimmeln kann er nich leiden.“

Damit brach das bei Rückkehr des Kutschers angeknüpfte Gespräch wieder ab. Lezius aber sah noch einmal in die Droschke hinein, ob er nicht etwas vergessen habe (was übrigens kaum möglich war), und stieg dann unter einer gewissen Verdrieß-

lichkeit, weil ihm das Steigen schwer wurde, seine drei Treppen hinauf. Eine Girlande fehlte glücklicherweise, dafür aber stand die Tür weit auf, und in der Tür begrüßten ihn Frau und Tochter. Ida, das Mädchen, stand daneben.

Lezius küßte Frau und Tochter und gab Ida die Hand. Das vorderste Zimmer war neu tapeziert worden und roch nach Leim. Aber der Professor ignorierte das und sagte nur: „Ja, da bin ich nun mal wieder. Sehr hübsch; wirklich ... Habt ihr schon Kaffee getrunken?"

„O, schon lange. Es ist ja schon halb sieben."

„Richtig. Eigentlich eine unglückliche Zeit, zu spät oder zu früh. Nun, dann möcht' ich wohl um etwas Sodawasser bitten. Ist doch da?"

„Versteht sich, Papa. Du trinkst ja immer gleich Sodawasser."

„Ja, man hat so seine Gewohnheiten; jeder hat welche ... Na, wie geht es euch denn eigentlich? Nichts vorgefallen? Keine Alarmierung? ... Und Ida, Sie waren ja wohl in Drossen. Auch überschwemmt gewesen?"

„Nein, Herr Professor; wir haben eigentlich bloß Sumpf."

„Desto besser. Ja, was ich sagen wollte, mitgebracht habe ich nichts. Was soll man am Ende auch mitbringen? Aber da fällt mir ein, eine Kiste mit Preißelbeeren, die hab' ich doch mitgebracht, die wird noch nachkommen. Vielleicht morgen schon; die Leute sind übrigens ganz zuverlässig. Und das Liter bloß dreißig Pfennig."

„Hier kosten sie fünfzehn."

„Ja, das sind die gewöhnlichen. Aber meine, das heißt die, die ich mitbringe, die sind dicht um Kirche Wang 'rum gepflückt. Und ich habe den beiden kleinen Mädchen auch noch ein Trinkgeld gegeben."

„Da werden sie wohl glücklich gewesen sein."

„Schien mir nicht so. Sie hatten wohl mehr erwartet. Aber da fällt mir ein, daß ich doch was für euch habe, nicht viel, aber doch was: ein Stehaufglas aus der Josephinenhütte und dann noch zwei Teegläser, für dich und mich. Mirjam wird es nicht übelnehmen, daß es bloß zwei sind. Die Teegläser sind übrigens in der Botanisiertrommel.

Ida, Sie können sie herausnehmen; aber nehmen Sie sich in acht. Wir wollen heute gleich daraus trinken und können dann auch anstoßen."

Nach einer Stunde saß man beim Tee. „Kinder," sagte Lezius, „euer Tee ist wirklich sehr gut, jedenfalls besser als im Gebirge. Tee ist sozusagen Kultursache, man erkennt die Klasse daran. Überhaupt, ich finde es eigentlich ganz nett bei euch. Es hat doch auch seine Vorzüge, wieder zu Hause zu sein, und wenn ich recht höre, rufen sie grad ein Extrablatt aus. Gibt es denn noch immer welche?"

„Gewiß, Lezius. Aber es steht nie was drin; du wirst sehr enttäuscht sein."

„Ganz unmöglich. Ich kann nicht enttäuscht sein. Ich will bloß mal wieder sehen, wie ein Extrablatt aussieht ... Aber mißversteh' mich nicht, wenn Ida keine Zeit hat ..."

„Ich bitte dich, Lezius ... natürlich hat sie Zeit. Ida, gehen Sie nur und holen Sie das Blatt ... Übrigens ist der Schulrat Rönnekamp gestern gestorben, gestern abend."

„Ist er? Schade. Tut mir leid. Und sehr alt kann er noch nicht gewesen sein. Er lief immer wie'n Wiesel, jeden Tag seine drei Stunden; ich bin ihm noch, eh' ich reiste, beim Neuen See begegnet. Aber das Rennen, soviel ich davon halte, es hilft auch nichts; wenn der Sand durch ist, ist er durch ... Und gestern abend erst, sagst du ... Na, Kinder, heute werd' ich auch nicht alt; ich weiß nicht recht, woran es liegt, aber es ist so — im Gebirge war ich immer frisch, ordentlich ein bißchen

aufgeregt, natürlich nicht sehr, aber doch bemerkbar, und hier in Berlin bin ich gleich wieder matt und schlaff. Freilich, wo soll es auch herkommen! Ist denn noch Kunstausstellung?"

„Ach, Papa, die Kunstausstellung ist ja lange vorbei."

„Na, das ist recht gut. Ohne Brille geht es nicht, und mit Brille strengt es an. Und eigentlich versteht man doch nichts davon. Das heißt, ein bißchen versteht man schon. Weißt du noch, wenn ich immer in Italien sagte: ‚Judith, das hier, das ist was.' Und dann war es auch immer was."

Lezius, wenn er von der Reise kam, soviel wußte seine Frau von alten Zeiten her, holte den im Gebirge versäumten Nachtschlaf tapfer nach; er schlief denn auch diesmal wieder bis in den hellen Tag hinein.

„Soll ich ihn wecken, Mama?" fragte Mirjam.

„Nein, Kind, er muß ausschlafen; da kommt er am ehesten wieder zu sich."

„Also, Mama, du findest doch auch ..."

„Freilich find' ich. Aber es hat nichts auf sich. Dein Vater war immer abhängig von dem, was ihn umgab. Ist er hier, so geht es ganz gut oder doch beinah ganz gut, aber in einem wilden Lande verwildert er. Er ist ein bißchen verwildert."

„Es ängstigt mich doch, Mama."

„Nicht nötig. Du weißt das nicht so, weil er jetzt ein paar Jahre nicht fort war. Aber ich weiß Bescheid, ich kenn' ihn, und wenn er erst wieder bei Huth war und seine „Herren" getroffen und bis 12 seinen Brauneberger getrunken hat, dann ist er bald wieder in Ordnung."

Lezius kam sehr spät zum Kaffee.

„Sollen wir dir frischen machen?" fragte seine Frau.

„Nein, Judith, es ist nicht nötig. Er kann doch am Ende bloß kalt sein, und kalt schadet nichts; wenn er nur Kern hat.

Auf den Kern kommt es an. Im Gebirge war er immer ohne Kern. Das ist das Gute, daß man sich draußen nicht verwöhnt. ... Ist denn Virchow schon wieder zurück?"

„Ich glaube nicht."

„Na, dann hab' ich nichts versäumt. Ohne sein Präsidium ist keine Sitzung oder doch nicht leicht. Und nun will ich in den Tiergarten und sehen, ob noch alles beim alten ist ... Die Stühle stehen doch noch?"

„Gewiß, gewiß."

Und damit erhob sich Lezius, um seinen Vormittagsspaziergang anzutreten.

Als er nach geraumer Zeit wieder nach Hause kam, sah er, daß frische Blumen in der Blumenschale lagen; seine Frau saß auf dem Sofa, die Tochter neben ihr auf einer Fußbank. Sie hatten eben wieder über ihn gesprochen.

„Nun, Lezius, wie war es?"

„O, ganz gut. Ich habe da, gerade wo der Weg zu Kroll führt, wohl eine Stunde lang gesessen. Alles für fünf Pfennig. Es ist doch wirklich sehr billig, fast noch billiger als in Schlesien."

„Nun ja, billig ist es."

„Und dann bin ich, auf Bellevue zu, die Zeltenstraße hinuntergegangen, wobei sich's glücklich traf, daß mir eine Semmelfrau begegnete. Denn ich hatte meine Semmel vergessen ..."

„Aber Lezius, du wirst doch keine Semmelfrausemmel essen!"

„Nein, nein, ich nicht. Es war ja nur, weil ich schon an meine Lieblinge dachte oder, wie man wohl auch sagt, meine Protegés. Und da bin ich denn auch gleich die Querallee hinauf bis an die Rousseau-Insel gegangen, wo sie immer auf und ab schwimmen. Und als ich mich da gesetzt hatte, mußt' ich, ich weiß eigentlich nicht warum, gleich an die Große Teichbaude denken und auch an den Großen Teich."

„Ja, daneben können wir freilich nicht bestehen, und am wenigsten die Rousseau-Insel."

„Eigentlich nicht. Aber dafür haben wir hier die Enten; die fehlen da. Und da hab' ich denn auch gleich meine Semmel verfuttert und muß euch sagen, es war eigentlich das Hübscheste, was ich bis jetzt hier gesehen. Das Allerhübscheste aber war, neben mir stand ein kleines Mädchen, die konnte nicht weit genug werfen, und so kam es, daß ihre Semmelstücke nicht ins Wasser fielen, sondern immer auf den Uferrasen. Und da hättet ihr nun die Sperlinge sehen sollen, die gerade zu Häupten in einer alten Pappel saßen. Wie ein Wetter waren die darüber her und jagten sich die Krümel ab. Es ist doch merkwürdig, wie die Sperlinge hier alles beherrschen! Der Sperling ist wie der richtige Berliner, immer pickt er sich was weg und bleibt Sieger. An der Großen Teichbaude gab es, glaub' ich, gar keine Sperlinge. Dafür standen da freilich die Gentianen wie ein Wald, alles blau und weiß ... Aber zuletzt, es geht hier auch ... Virchow, soviel hab' ich im „Boten aus dem Riesengebirge" gelesen, soll ja diesen Sommer wieder allerhand Schädel ausgemessen haben, noch dazu Zwergenschädel aus Afrika ... Ja, das muß wahr sein, daß ich die Anthropologische habe, das ist doch was. Das hilft einem ein gut Stück weiter."

„Aber Lezius, veranschlagst du uns denn gar nicht?"

„O, versteht sich; versteht sich, veranschlag' ich euch."

Mutter und Tochter sahen einander an.

„Ihr glaubt es wohl nicht recht? Wahrhaftig, ich veranschlage euch ... Ich muß mich nur erst wieder zurechtfinden."

* * *

Namenverzeichnis

About, Edmond 167.
Adolf, König Guſtav 202.
Aßmann, Tambourmajor 179.
Aſſy, Mr. 179.
Aſter, Leutnant 243.
Auguſta, Königin 231.
Aurelles de Paladine, General 131.

Barbaroſſa, Kaiſer 309.
Bayard, Heerführer 237.
Bazeine, Marſchall 74.
Bellin, Gian 169.
Benedek, Feldzeugmeiſter 62.
Beſſerer 169.
Bismarck 50, 66, 87, 157, 171, 273, 361.
Bittenfeld, Hauptmann Karl Herwarth v. 243.
Blaſſet, Nicolas 197, 201.
Blomberg, Hugo v. 43.
Blunder, Mr. 294.
Bolzani, Konditor 172.
Boßhart 348.
Bourgaut, Mr. 30ff., 34, 36f., 39, 67.
Bourgaut, Mme. (Frau des Vorigen) 38.
Bourgaut, Louis (Sohn der Vorigen) 35ff.
Brandis, Premierleutnant v. 243.
Brixen, Fähnrich v. 176.
Bronſart, Oberſtleutnant v. 231.
Brüggemann, Hans 196.
Buddenbrock, Baron v. 243.
Burford, Mr. 323, 325ff.
Burford, Mrs. (Gattin des Vorigen) 328.
Burleigh, Lord 295.
Byron 329.

Caglioſtro 167.
Cambronne, General Graf v. 203.
Caſtelnau, General 272.
Chamiſſo 310.
Changarnier, General 238.
Charbault, Louis 97.
Chauderdy, Comte 157.
Cialandri, Mr., Souspräfekt 21f., 103.
Colburns, Geſchlecht der 295.
Coligny, Admiral Graf v. 203, 237.
Couſin, Victor 54.
Cremieux, Juſtizminiſter 86, 143.

Delmas, Geiſtlicher 145.
Derfflinger 202.
Devrient, Ludwig 296.
Dickens 288f., 341.
Diogenes 310.
Dreyfuß, Bankier 237.
Dodo: „Onkel Dodo" 361ff.
Dohna, Sek.-Leutnant Graf zu 243.
Dſchingiskan 335.
Dugueſchin, Connétable 203.
Dumas, Alexander 205ff.
Dumas (Sohn des Vorigen) 205, 208f., 211f.

Eichhorn, Portepeefähnrich Paul v. 243.
Eliſabeth, Königin 295.
Enckefort, Leutnant v. 244.
Enslin, Verlagsbuchh. 351.
Ephialtes 168, 173.
Eugenie, Kaiſerin 269f., 274.

Fabeck, Major v. 243.
Faidherbe, General 191, 199.

Falk, Minister 376.
Favre, Jules 187, 273.
Firmin, Der hl. 197.
Flotte, Baron de la 134, 141f.
Fontane, George (Sohn) 98, 181, 183f.
Forot, Kapitän 109f.
Friedberg 351.
Friedrich II. (Der alte Fritz) 264.
Friedrich II., Landgraf v. Hessen 266.
Friedrich Karl, Prinz 57, 237f.
Friedrich Wilhelm, Kronprinz 57, 231f.
Friedrich Wilhelm I., Kurfürst 354.

Galle, Joh. Gottfried 394.
Gambetta 86, 143, 150, 248, 250, 278.
Garibaldi 42, 57.
Garrick, Schauspieler 296.
Gaudy, Freiherr v. 183, 348.
Geibel 344, 349ff.
Genzel, Sergeant 128ff.
Gerhardt, Paul 54.
Ghiberti, Lorenzo, Bildhauer 201.
Goethe 318.
Goujon, Jean 201.
Groeben, Leutnant Albrecht v. 244.
Grosjean, Mme. 13f.
Grouchy, Marschall 203
Gudin, Maler 289ff.
Guizot, Mr. 305.

Haaß, P. 243.
Hagen, Sek.-Leutnant v. d. 243.
Hahn, Werner 348.
Hamilton, Herzogin v. 269.
Hanau, Fürstin v. 270.
Harald, König 204.
Hatten, Sek.-Leutnant v. 244.
Hauff 328.
Hayn, A. W., Verlagsbuchh. 351, 353f.
Hegel 318.
Hegelmaier, Sergeant 130f.
Heine 291.
Heise, Dr. 285.
Helldorf, Sek.-Leutnant v. 243.
Heller, Gottfried 247ff.
Helmholtz 361.
Henri-Quint 92.
Herlth, Leutnant Paul 244.
Heyse, Paul 345.
Hoffmann, E. T. A. 82.
Hohenhorst, Leutnant C. v. 244.
Hortense, Königin 271.
Hotham, Admiral 106.
Howard 340.
Hudson, George 300f.

Iffland 295.
Jacoby, Dr. 91.
Jacques, Mr., Schmied 14.
Jagor 168.
Jane, Miß 318, 320ff.
Janecke, Unteroffizier 130f.
Jastrzembsky II., Leutnant P. v. 244.
Jeanne d'Arc 13, 16f., 42, 75, 199, 204, 249, 334.
Jérôme 268, 271f.
Jungfrau v. Orleans, s. Jeanne d'Arc.

Kalb, Hofmarschall v. 264.
Kameke, General 218.
Kant 361.
Karbe: „Vater Karbe" 84.
Kawlowsky, Leutnant A. 244.
Kean, Schauspieler 296.
Kehler, Adalbert v. 244.
Keller, Premierleutnant Graf Anton 243.
Keller, Gottried 171.
Kellner, Dr. 286.

Kinkel 286.
Kleber, General 203.
Klopstock 214.
Klose, Schlächter 390.
Kolter, Seiltänzer 195.
Kops, Sek.-Leutnant 244.
Kraushaar, General v. 245.
Krosigk, Hauptmann v. 243.
Landseer, Sir Edwin 323.

Law, John 300ff.
Laxart, Durand 16.
Leibniz 318.
Leonhardt, Leutnant Max 244.
Lepel, Bernhard v. 346ff.
Leverrier, Astronom 394.
Lezius, Prof. 393ff.
Linau, Ref.-Unteroffizier 240.
Lohmeyer 184f.
Loos, W. v. 351.
Lorrain, Claude 70
Lübke, W. 169.
Ludwig XIV. 106, 263.
Lugwig XV. 269f.
Luitpold v. Bayern 232.
Lukas, Kanonikus 198.

Mac Mahon, Marschall 62.
Macready, Schauspieler 296, 329.
Maitland, Kapitän 106.
Manteuffel, General v. 191.
Maria Stuart, Königin 154, 218.
Masson, Geistlicher 144ff., 152.
Massow, Hauptmann v. 243.
Meergans, Frau 289
Meißner, Feldwebel Reinh. 244
Menckevarn, Leutnant, s. Enckefort.
Mesmer, Gastwirt 229.
Meyerheim, Bankier 312.
Miller, Gebrüder 312ff.
Mirus, Portepeefähnrich Rich. v. 244.
Moltke 57, 231.
Monnot, Peter 265f.
Monts, General Graf 275.
Moore, Generalmajor John 306.
Moscowa, Fürst de la 272.
Mowbray 340.
Murat, Prinzessin 269.

Nahl, Bildhauer 266.
Napoleon I. 106, 133, 194f.
Napoleon III. 231, 262, 268ff. 276ff.
Napoleon, Louis (Lulu) 271f.
Napier, Admiral Charles 296.
Natznier, Portepeefähnrich 243.
Ney, Marschall 203.
Newton 318.
Niccolini 348.
Nikolaus, Zar 277.
Niquet, Kanonikus 198.
Notz, Major Franz v. 243.

Orelli 348.
Otto: „Onkel Otto" und Famlie 357ff.
Otto I., Kaiser 201.

Pajol, Vicomte 272.
Palazot, Mr. 24, 27, 30.
Palazot, Mme. (Frau des Vorigen) 25ff.
Paret, Kaufmann 234.
Patow, Leutnant Freiherr v. 244.
Plato 54.
Plutarch 54.
Polzin, Sergeant 126f.
Prittwitz, Ulanenleutnant v. 96.
Pucelle la, s. Jeanne d'Arc.

Quast I., Leutnant Kurt v. 243.

Rabou 85.
Rachel, Elisa, Schauspielerin 296.
Rasumoffsky, Max 113ff., 125f., 139ff., 148, 150, 152f., 157, 160.

Reille, General 231, 272.
Renz 220, 253.
Reymann 221.
Rigaults, Raoul 187.
Rönnekamp, Schulrat 398.
Rothschild 237.
Rouard, Pater 93.
Rückert 118.
Salvus, Der hl. 197.
Schaffner, Martin 169.

Schärtner, Gastwirt 283, 285.
Scherenberg, Chr. Friedrich 344f., 349ff.
Scherr, Joh. 277.
Schiller 129, 167, 318.
Schneider, Louis, Geh. Hofrat 232, 353, 355f.
Schopenhauer 361.
Schulenburg, Premierleutnant Graf Werner v. d. 243.
Schurz, Anton 286.
Seneca 54.
Seydelmann, Schauspieler 296, 329.
Shakespeare 318, 329f.
Simpson, Mr. 313.
Soult, Marschall 203.
Stangen 168.
Sternberg, Baron A. v. 348f.
Stieler 221.
Strachwitz, Graf Moritz v. 42, 344.
Strycker, Feldwebel Eugen 244.
Stuarts, Geschlecht der 317.
Stückrath, Sek.-Leutnant v. 244.
Sully, Minister 203.
Sutherland 340.

Tacitus 54.
Talma, Schauspieler 295.
Tanner, Dr. 384.
Tepper, Portepeefähnrich 243.
Thackeray 341.
Themistocles 106.
Thorwaldsen 198, 265.
Timur 335.
Tresckow, Generalleutnant v. 232.
Trochu 187, 272.
Turenne, Feldherr 203, 215.
Twardowsky, Premierleutnant Fritz v. 243.

Uhland 259.
Ussel, Vicomte d' 92, 95.

Vasseur, Bruno 195.
Vaubert, de 272.
Vendôme, General 202.
Very 103.
Victor, Marschall 336.
Vignaud, Mr. 157.
Viment, Mr. 117.
Virchow, Prof. 90f., 400f.
Vischer, Th. 169, 173.
Vollnhals, Unteroffizier 126ff.

Wedelstedt, Leutnant Arthur v. 244.
Wellington, Feldherr 306.
Widmann 348.
Wilhelm: „Der alte Wilhelm" 389ff.
Wilhelm, Herzog v. Mecklenburg 103.
Wilhelm, Prinz v. Württemberg 232.
Wilhelm I., König 57, 231.
Wilhelm I., Kurfürst v. Hessen 266.
Wilhelm III., König v. England 317.
Wilkie, David 323.
Willich 281, 286.
Wimpffen, General 231.
Wolfe, Charles 306.

Young 329.

Zinn, Grenadier 281, 286.

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 122884098